DER SPIEGEL

Nr. 43/18.10.04
Deutschland: 3,00 €

4 190700 703007 43

PRINTED IN GERMANY

Österreich € 3,20
Schweiz sfr 5,50

FLÜCHTIGE MACHT

DER EINSAME KAMPF DER ANGELA MERKEL

www.spiegel.de

Hausmitteilung

18. Oktober 2004 **Betr.: Titel, Kosovo, Literatur, Stars, Fernsehpreis**

Ihre Gelassenheit stand in auffälligem Kontrast zur Lage. „Ich bin über die Phase des Erstaunens hinaus“, kommentierte CDU-Chefin Angela Merkel vorigen Donnerstag die Turbulenzen in ihrer Partei, als sie die Redakteure Dirk Kurbjuweit, 41, Ralf Neukirch, 39, und Gabor Steingart, 42, zum SPIEGEL-Gespräch empfing. Erstmals in diesem Jahr ist die Union in Umfragen auf 40 Prozent gefallen, die Atmosphäre zwischen den Schwesterparteien CDU und CSU ist so eisig wie zu Zeiten von Helmut Kohl und Franz Josef Strauß. Alles scheint möglich – auch ein Scheitern Merkels. Die Christdemokratin indes übt sich in verhaltenem Optimismus: Die Chancen, den Streit mit der CSU beizulegen, seien nicht schlecht (Seite 22).

WERNER SCHUERING

Steingart, Neukirch, Merkel, Kurbjuweit

Als die SPIEGEL-Redakteure Renate Flottau, 59, und Hans Hoyng, 55, vergangene Woche im Kosovo herausfinden wollten, ob sich das Zusammenleben von Serben und Albanern fünf Jahre nach dem Eingreifen der Nato verbessert habe, begegneten sie oft bitterem Zynismus. „Was wollen wir heute Abend machen, ein paar Serben umbringen?“, begrüßte sie etwa der albanischstämmige Arzt und ehemalige Exil-Premier Bujar Bukoshi. Er beklagte, dass die Regierung seiner albanischen Landsleute nicht einmal in der Lage sei, simple rechtsstaatliche Standards einzuführen. Während die internationale Gemeinschaft auf eine Lösung des Kosovo-Problems drängt, verweigern die verfeindeten Volksgruppen die Mitarbeit. „Dieser Konflikt wird uns noch lange erhalten bleiben“, prognostiziert Flottau (Seite 134).

Wie „merkwürdig“ es ist, sich „als Horrorfigur in einem Roman zu begegnen“, erfuhr der Londoner SPIEGEL-Korrespondent Matthias Matussek, 50, bei der Lektüre der Neuerscheinung „Wie es leuchtet“. Thomas Brussig („Sonnenallee“) schildert einen eitlen Wessi, der 1989 über das Ende der DDR schreibt. Für diesen „Kotzbrocken“ könne nur er selbst Modell gestanden haben, erkannte Matussek: Nach dem Mauerfall hatte er im Ost-Berliner Palasthotel gewohnt, in dem Brussig damals als Portier arbeitete. Matussek, der 1991 das Buch „Palasthotel Zimmer 6101“ veröffentlichte, rühmt Brussigs Werk als „großes Gesellschaftstableau“ von Balzacschem Format – „von Verzerrungen in einem bestimmten Einzelfall abgesehen“ (Seite 192).

Glitzernder als je zuvor ist die Welt der Stars, gern greifen Journalisten selbst banale Lebensäußerungen aus der Sphäre des schönen Scheins auf. Mit welchen Strategien Menschen im Showbiz wie in der Politik zu Idolen aufsteigen, aber auch, wie tief sie in die Bedeutungslosigkeit fallen können, beleuchtet das SPIEGEL-Kultur-Sonderheft „Stars“, das ab Dienstag an den Kiosken erhältlich ist.

SPIEGEL TV ist für die Dokumentation „In Gottes Namen – Die Rekruten des Heiligen Krieges“ von Dan Setton und Helmar Büchel (Mitarbeit: Kerstin Mommsen) mit dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet worden. Die Reportage über muslimische Extremisten hatte im September in New York bereits einen Emmy, den weltweit begehrtesten Fernsehpreis, erhalten.

Von Hand.

An den Ufern des Lake Michigan im mittleren Westen der USA trafen sich 1922 zwei Männer, die eines verband: die Liebe zu ihrem Handwerk. Aus Elbert W. Allen und William Edmonds wurde die Schuhmarke, die heute in aller Welt glänzt. Als Vorbild für sorgfältige Handarbeit, feinstes Leder und Komfort vom ersten Schritt an. Davor liegen 212 Arbeitsschritte; von der Auswahl des Leders bis zur akkuraten Rundumnaht. Weit mehr als festen Zusammenhalt signalisieren die Nähte des klassischen Pennyloafer „Kenwood“. Sie sind Stilmerkmal und Wertbeweis zugleich. Stich für Stich. Langlebigkeit ist der Dank dieses Aufwands. Denn Schuhwerk von Allen Edmonds ist Handwerk von Dauer.

Modell „Kenwood“

Allen Edmonds

Bezugsquellen nennen Ihnen gerne Rolf Walter, Löchgauer Steige 12, D-74354 Besigheim, Telefon 07143/32862, Fax 07143/36734, in der Schweiz Country Road AG, Telefon 055/4107134, Fax 055/4107154.
www.allenedmonds.com

Grenzenwerbung®

SPIEGEL-Titel 42/2004

„Der Grundsatz vieler westlicher Politiker, dass eine Demokratie die Voraussetzung für wirtschaftlichen Aufschwung und Wohlstand ist, wird am Beispiel Chinas kräftig durcheinander gerüttelt.“

Clemens Hellemeier aus Täby in Schweden zum Titel „SPIEGEL-Serie China – Geburt einer Weltmacht“

Mehr quantitativ als qualitativ?

Nr. 42/2004, Titel:
SPIEGEL-Serie China – Geburt einer Weltmacht

Warum kriecht aus dem Erdenei ein böser Drache? Schließlich ist China kapitalistischer als die USA, und mit buddhistischem Hintergrund haben wir die Chance, auf die Geburt der freundlichsten rationalen Weltmacht unserer Erde.

Frankfurt am Main — Adolf Wilhelm Wolf

Aus Energiemangel wird der Ausbruch zur Weltmacht in 15 bis spätestens 25 Jahren zum Abbruch der Euphorie führen. Auch in Europa und Amerika.

Friedberg (Hessen) — Heino Robert

Ich interpretiere das Titelbild dahingehend, dass der chinesische Drache die Erde früher oder später zerstören wird. Wie lange lässt sich der Großteil der chinesischen Bevölkerung, der ja noch bettelarm ist und sich noch lange keinen BMW wird leisten können, noch von korrupten Kadern und Beamten ausbeuten? Was ist mit Tibet, wo gemordet und zerstört wird, und was mit Taiwan? Und ist etwa im vom Gelblichen ins Rötliche tendierenden Bild von der Skyline Shanghais etwas Blut vom Tiananmen-Platz hineingekommen? Und wie viele Millionen Chinesen sind für größenwahnsinnige Staudammprojekte zwangsumgesiedelt worden?

Cloppenburg (Nieders.) — Johannes Taphorn

Nach dem Lesen Ihres gut recherchierten und informativen China-Titels stellte sich mir die Frage: Was wird wirtschaftlich aus Deutschland in den nächsten fünf bis zehn Jahren, wenn die ungeheure chinesische Dynamik weiterhin so mit Vollgas vorwärts stürmt? Wo bleibt die deutsche Antwort? Auf solche globalen Herausforderungen kann man doch nicht nur mit Hartz IV reagieren. Wo sind die deutschen wirtschaftspolitischen Visionen?

Köln — Reinhard Krause

Mag Chinas ökonomische Aufholjagd noch so rasant wie beeindruckend sein – das Verhältnis zwischen industriellem Boom, stetiger „Verwestlichung“ und dem geradezu mittelalterlichen Menschenrechtsverständnis ist vor allem eines: in hohem Maße pervers – und erschreckend.

Braunschweig — Kevin Groocock

Auch wenn China mit gerade einmal 410 nuklearen Sprengsätzen (USA: 7000) von einer Rolle als Großmacht noch Jahrzehnte entfernt ist, sollte man der Realität, die China eine goldene Zukunft verheißt, Rechnung tragen, indem man Chinesisch zur ersten Fremdsprache an deutschen Schulen macht.

Pentling (Bayern) — Alexander Gruber

Sie schreiben in Ihrem insgesamt großartigen Artikel zu Recht, dass viele Chinesen eine ihrer wesentlichen Motivationen für ihr optimistisches Zupacken dem großen Philosophen Konfuzius verdanken und tatsächlich auf ihn zurückführen. Aber Sie bemerken dazu, Konfuzius hätte schriftlich nichts selbst verfasst und der Nachwelt überliefert. Außer der Ausbildung seiner eigenen Philosophie, welche er selbst niemals als originelle Schöpfung ausgab, hat Konfuzius das große Verdienst, die ältesten Überlieferungen des chinesischen Kulturkreises gesammelt und für die Nachwelt bewahrt zu haben. Diese Schriften begründen seinen gewaltigen Einfluss auf das chinesische Geistesleben bis heute. Auf diese Weise hat ein einzelner Mann ganz China bis heute tief greifend geprägt, und zwar grundsätzlich anders als uns im Westen.

Barsbek (Nieders.) — Dr. Gorm Grimm

Bei allem Respekt vor den positiven wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen dürfen aber die massiven Menschenrechtsverletzungen der Vergangenheit und Gegenwart nicht unerwähnt und unbeachtet bleiben. Insofern ist der chinesische Drache der Sprung zu Freiheit und Demokratie bislang noch schuldig geblieben.

Merzenich — Stephan Erven

DANIELE MATTIOLI / AGENTUR ANZENBERGER

Stadtbild in Shanghai: *Optimistisches Zupacken*

Wenn China in den nächsten Jahren seine Stahlproduktion noch auf 370 Millionen Tonnen steigert, dann gilt Napoleons Spruch von vor rund 200 Jahren um so mehr: „Wenn China erwacht, erbebt die Welt“.

Bremen — W. J. L. Elstermann

Zwei Jahrtausende konfuzianisches Wertesystem unter wechselnden Eliten – ein ständiges Experimentieren in hierarchischen Strukturen – macht auf eine besondere Art kompetent und selbstbewusst, anpassungsfähig und flexibel. Die erfolgreiche weltweite Öffnung des Kolosses China ist relativ neu und vorerst mehr ein quantitativer als qualitativer Sprung: Daher ist eine äquivalente (Wirtschafts-)Reform unerlässlich. Heißt es doch im Osten wie im Westen: „Verändern, um zu erhalten“.

München — Anit Van Hercke

Vor 50 Jahren

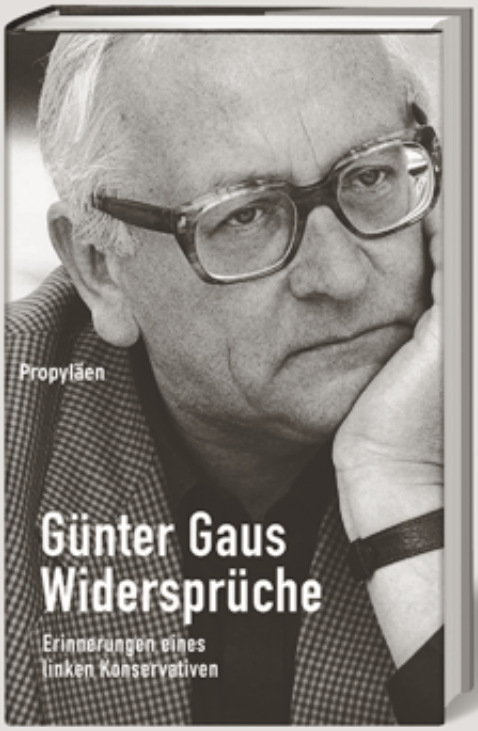
DER SPIEGEL vom 20. Oktober 1954

Rüstung Französischer Nato-General empfiehlt, Waffen für westdeutsche Armee auch in Ostblock-Ländern zu kaufen. **Memminger Metex-Skandal** Bayern hat parlamentarischen Untersuchungsausschuss verzögert. **„Internationales Meeting“ in Hoppegarten** DDR investiert fast eine Million Ostmark ins Pferderennen. **Krebsbehandlung** Deutscher Arzt entwickelt erfolgreiche Therapie. **„Canaris“ darf jetzt doch „Canaris“ heißen** Filmtitel in Bonn genehmigt.

Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter **www.spiegel.de** oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Titel: Anna Maria Caglio, Hauptzeugin im Sittenskandal Montesi

Ein Zeitzeuge ersten Ranges



»Neben einem kühlen Kopf besaß er auch eine andere Gabe: die konsequente Anteilnahme des Herzens.«
JOHANNES RAU

»Gaus war stets der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort.«
EGON BAHR

»Man muss altmodische Wörter für ihn verwenden: Er war anständig. Er hatte Zivilcourage. Er war mitfühlend und hilfsbereit. Er war ein nobler Mensch.«
CHRISTA WOLF

Günter Gaus | **Widersprüche**
Erinnerungen eines linken Konservativen
384 Seiten, 16 Seiten sw-Abb., gebunden
€ 25,00 (D) | € 25,70 (A) | sFr 44,00
ISBN 3-549-07181-7

PROPYLÄEN VERLAG
www.propylaeen-verlag.de

Das Prinzip Hoffnung zerstört

Nr. 41/2004, Medizin:
Chemotherapie bei schwer Krebskranken ohne Nutzen

Die Überschrift ihres Titels „Giftkur ohne Nutzen“ ist nicht nur reißerisch und polemisch, sondern schlichtweg unverantwortlich. Anscheinend ist sich der Autor nicht bewusst, welche Verunsicherung und Angst er bei den betroffenen Tumorpatientinnen auslöst, die damit alle über einen Kamm geschoren werden. Es ist für die Patienten nur bedingt nachvollziehbar, dass später im Text „heilbare“ Krebsarten von der plakativen Überschrift ausgenommen werden.

LUZERN — DR. BARBARA RIEDL

Der Artikel entlarvt auf schonungslose Weise fehlende systematische Dokumentation, fragwürdige Glaubenssätze über Therapieerfolge auf Grund völlig inakzeptabler Studien, Beharren auf therapeutischen Maßnahmen, die nachweisbar kaum die immer so beschworene Lebensqualität verbessern, und letztendlich auch die eigene Angst des Arztes vor Krankheit und Siechtum. Gleichzeitig zerstört der Bericht aber für viele Krebspatienten das Prinzip Hoffnung. Berechtigterweise, wenn es auf falschen Annahmen begründet ist. Länger lebt auf jeden Fall der Krebspatient, der den Gesamtzusammenhang zwischen Körper, Geist und Seele erkannt hat und Krankheit als einen Hinweis begreift, Bilanz zu ziehen, Dinge zu ändern, zu denen er erst jetzt die Kraft findet, Verantwortung für sein Leben und damit auch für die Therapie zu übernehmen. Der mündige Patient ist gefragt, leider nicht im Krankheitsfall. Da wird er eher als unbequem empfunden, er kostet Zeit und überlässt sich nicht einfach den Anweisungen des Arztes. Doch genau diese Haltung ist lebensverlängernd.

BERLIN — KLAUDIA SPICKERMANN

Ausgewogener wäre der Beitrag gewesen, wenn er detaillierter aufgezeigt hätte, welche Chancen die Chemotherapie in Kombination mit Vorsorge und Früherkennung birgt. Wachrütteln anstatt Angst zu verbreiten wäre der verantwortungsvollere Weg der Berichterstattung gewesen.

ISNY IM ALLGÄU — HEIDI SCHWARZWÄLDER

lch wurde mit der Aussage „Für das Überleben von Frauen mit fortgeschrittenem Brustkrebs hat die Chemotherapie bisher praktisch nichts gebracht“ zitiert. Dieses Zitat bezieht sich auf die Behandlung mit konventionellen Zytostatikaschemata in den vergangenen Jahren. Unterzieht man das völlig heterogene Krankheitsbild Brustkrebs einer zeitgemäßen Betrachtung, ergibt sich ein anderes Bild. Innovative neue Chemotherapeutika in Kombination mit molekular-biologisch begründeten Substanzen haben sehr wohl zu einer deutlichen Verlängerung des Überlebens bei guter Lebensqualität geführt. Gerade mit Antikörpern konnte in Kombination mit einer Chemotherapie erstmals und zweifelsfrei eine signifikante Lebensverlängerung für Frauen mit metastasiertem Brustkrebs erzielt werden. Dies setzt allerdings eine differenzierte und individuell angepasste Therapieplanung, die leider nicht immer gewährleistet ist, voraus.

BOCHUM — PROF. GERHARD SCHALLER
RUHR UNIVERSITÄT BOCHUM

Ob Chemie, Messer, Kräuter oder andere Verfahren, Menschen mit bösartigen Tumorerkrankungen sind bereit, alles über sich ergehen zu lassen, sofern eine Heilungschance – sei sie auch noch so gering – in Aussicht gestellt wird. Ärzte geraten unter den Druck der Patienten, doch etwas zu tun und nicht einfach tatenlos zuzuschauen. Der Kampf ums Überleben verstellt aber leicht den Blick auf das Leiden. Dabei kann eine angemessene Schmerztherapie und Symptomkontrolle unnötiges Leiden vermeiden, ohne dass eine Beeinträchtigung der Tumortherapie zu befürchten ist. Angeboten wird diese Art der Leidenslinderung vor allem im Rahmen der palliativmedizinischen Versorgung, in Hospizen, auf Palliativstationen und in Schmerzambulanzen.

KASSEL — DR. MARKUS GEHLING

Als Arzt keine Chemotherapie durchzuführen bedeutet einen enormen Kraftaufwand. Dennoch gilt in der Behandlung von Patienten mit fortgeschrittenen, metastasierten Tumoren immer der Leitsatz: Die Behandlung darf nicht schlimmer sein als die Krankheit. Viel schlimmer allerdings als die Ärzte, welche sich an Leitlinien und Studien der Fachgesellschaften orientierend Tumorpatienten behandeln, sind diejenigen, die mit „alternativer“ Therapie

RONALD FROMMANN / LAIF

Chemotherapie-Patienten: *Risiken und Nutzen abwägen*

oder „sanfter Onkologie“ völlig ungeprüfte Behandlungen an diesen häufig völlig verzweifelten Patienten durchführen und ihnen, da diese Therapieformen wegen ihrer ungeprüften Wirkung regulär nicht erstattungsfähig sind, zigtausend Euro berechnen. Patienten und Angehörige greifen nach diesen Strohhalmen und kratzen ihre letzten Reserven zusammen.

Mannheim — Prof. J.-Matthias Löhr
Stellv. Klinikdirektor. II. Med. Uniklinik

Endlich mal jemand, der das ausspricht, was den Patienten seit Jahren vorenthalten wird. Schon vor vielen Jahren konnte ich als Vorstand von „Menschen gegen Krebs“ beweisen, dass in Deutschland permanent illegale Chemotherapiekombinationen benutzt werden. Niemand hinterfragt mehr die Zulassungskriterien.

Kernen (Bad.-Württ.) — Lothar Hirneise

Selbst eine sehr wirksame Chemotherapie kann oft „nur“ eine Lebensverlängerung von wenigen Wochen oder Monaten, oft aber auch „nur“ eine gute Symptomkontrolle bewirken. In den Statistiken des Professor Hölzel, der nach Jahren Überlebenszeit fahndet, wird sich dieser „geringfügige“ Nutzen nicht finden.

Marburg — Dr. Jörg Beyer
Universitätsklinikum Marburg

Bis zum letzten Atemzug wird der Tumorpatient nicht selten mit milliardenteuren Chemotherapeuticis traktiert und gequält. Die alte Ausrede „ut aliquid fiat – damit etwas geschieht“, um die eigene Hilflosigkeit nicht zugeben zu müssen.

Heidelberg — Dr. Gerhard H. Berger

Eine der wichtigsten Aufgaben, die Ärzte in der Ungewissheit über den möglichen Erfolg der Therapie zu erbringen haben, ist die verantwortungsvolle Aufklärung des Patienten – unter Abwägung des Nutzens und der Risiken des erreichbaren Zieles der Behandlung sowie der Lebensqualität des Patienten. Ein Artikel hingegen, der skandalisierend generell die Wirksamkeit der Therapie in Abrede stellt, führt nicht zu einer differenzierten Information der Patienten.

Mannheim — Hilde Schulte
BV der Frauenselbsthilfe nach Krebs

Ihr Artikel war sehr aufschlussreich und gut recherchiert. Wir vermissen jedoch einige Aspekte, die die betroffenen Patienten motivieren, sich den etwas anderen Therapiemöglichkeiten zuzuwenden: zum Beispiel eine systematisch abgestimmte Chemotherapie mit aufbauenden Vorläufen in Verbindung mit einer lokoregionären Elektro-Tiefenhypothermie mit Ultraschallwellen und damit einer tief greifenden Erwärmung der befallenen Stellen. Diese Therapie wird bereits bundesweit in großem Umfang eingesetzt und als unentbehrlich angesehen.

Uslar (Nieders.) — Gerhard und Gudrun Fricke

Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, ***Steuerfreiheit,*** Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,
Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage, Kapitalanlage,

Eine einzigartige Lösung erkennt man sofort. DB Vita *plus*.

Niedrige Kosten. Beste Fonds. Steuerfreie Rendite.

DB Vita plus.

Ein Produkt im BCA Broker Pool.

Steuerfreiheit für Ihr Vermögen. DB Vita plus ist die Kombination eines flexiblen Fondsdepots und einer Luxemburger Lebensversicherung der **Deutsche Bank Gruppe**. 127 Spitzenfonds für Ihre persönliche Anlagestrategie. Jederzeit anpassbar – von konservativ bis dynamisch. Nach 12 Jahren bleiben Ihre Kapitalerträge langfristig steuerfrei. Der Preis für diese Freiheit beträgt nur 0,7% p.a. (für einen 35-jährigen Mann). Jetzt bei den Partnerunternehmen des BCA Broker Pool. Mehr Infos und die aktuellen Versicherungsbedingungen unter: **www.dbvitaplus.de**

Nur noch bis 31.12.2004. **Jetzt unter: 0800-8 98 66 55**

ACM Funds · Activest · American Express · AXA Investment Managers · BCA · BNP Paribas · DWS · Fidelity · Asset Management · HSBC · INDEXCHANGE · Invesco · JPMorgan Fleming · Merrill Lynch · Morgan Stanley · MFS · Nordea · Pictet · Pioneer Investments · Raiffeisen Capital Management · Sarasin · Schroders · Templeton Investments · Threadneedle

THOMAS MELZER / IMAGO

Rennfahrer Schumacher bei Siegerehrung
Kommt er sich nicht komisch vor?

Er kann nicht anders

Nr. 41/2004, Karrieren: Formel-1-Weltmeister Michael Schumacher – ein deutscher Siegertyp

Der Artikel wurde mit einem unverständlich negativen Unterton geschrieben. Michael Schumacher hat sein Ziel konsequent verfolgt. Er hat den Versuchungen einer öffentlichen Karriere weitgehend widerstanden. Dieses Verhalten hebt ihn wohltuend von den Selbstdarstellern in Kunst, Kultur, Sport und Politik ab. Natürlich ist es auch Selbstschutz für die eigene Person und die Familie, dass er sich nicht von den Medien instrumentalisieren lässt. Michael Schumacher macht seinen Job eben zielstrebig, zuverlässig, gut. Einfach vorbildlich.

Königsbach-Stein (Bad.-Württ.) Markus Arnold

Mit einem Automobil sinn- und zwecklos in endlosen Runden zu fahren, dabei Unmengen an Kraftstoffen zu vergeuden und Partikel abgenutzter Reifen in die Umwelt zu emittieren ist nicht Heldentum oder Sport, sondern schlicht Idiotie. Genauer gesagt ist es: schweres kriminelles Unrecht.

Arnsberg (Nrdrh.-Westf.) Eike Thiele

Der Herr Siegertyp hat sich über Ihren Bericht gewiss sehr gefreut, für mich hingegen blieben einige Fakten unerwähnt, etwa, ob die Darbietungen des Herrn Schumacher sein Einkommen rechtfertigen, immerhin verdient er etwa das 3500fache einer Krankenschwester, ob Ferrari-Mutter Fiat keine moralischen Anstände hat, ihm 37,5 Millionen Euro jährliches Grundgehalt zu bezahlen und zum gleichen Zeitpunkt Tausende Arbeiter auf die Straße zu setzen, ob seinen Fans bewusst ist, dass er, ohne in Deutschland Steuern zu zahlen, auf einer Rennstrecke, dem Nürburgring, fährt und siegt, die einst mit 84 Millionen Mark, größtenteils Steuergeldern, auf den heutigen Stand gebracht wurde, ob er, der steuerlich nichts mit uns zu tun haben möchte, sich nicht komisch dabei vorkommt, zur Siegerehrung Schwarzrotgold geflaggt und das Deutschland-Lied gespielt zu bekommen – abgesehen davon, dass er so seine jubelnden Landsleute regelrecht als Idioten vorführt.

Bensheim (Hessen) Horst Mandrysch

Was Sie als Mangel in den Raum stellen, verehren wir Schumi-Fans am meisten. Acht Millionen Zuschauer schauen seit drei Jahren Rennen, in denen nichts passiert. Dies tun wir, weil auf Schumacher Verlass ist, mit all seinen Ritualen: die Krombacher Werbung, Kai Ebel, Schumis Gang zur Toilette kurz vor dem Start, die meditative Langeweile bis 15.30 Uhr, die jubelnden Ferrari-Mechaniker und Schumacher – diszipliniert, willensstark, präzise – so soll es sein. Zu dem KZ-Vergleich: Hierzu fehlen einem im Übrigen die Worte. Nicht schlimm! Nur der letzte Satz im Bericht hätte nicht heißen sollen „Er kann nichts anderes“, sondern „Er kann nicht anders“.

Berlin Dr. Holger Rescher

An Hörerbedürfnissen orientiert

Nr. 41/2004, Szene: Sängerin Annette Humpe über die Sende-Quote für deutsche Titel

Annette Humpe behauptet, dass die Rundfunkanstalten in Verträgen mit den Werbekunden zugesagt hätten, nur Hits zu spielen. Das ist – wenn mit „Anstalten“ die öffentlich-rechtlichen Sender gemeint sind – falsch und unsinnig. Es gibt in der ARD keinen solchen Vertrag. Die Hörfunkwellen der ARD orientieren sich in ihrer Musikauswahl vielmehr an den Bedürfnissen und Interessen ihrer Hörer-Mehrheiten wie Minderheiten. Davon profitiert übrigens auch Familie Humpe: Annettes Schwester Inga wird mit ihrer deutschsprachigen Band „2raumwohnung“ in vielen Programmen der ARD-Sender gespielt. Wer Radio kritisiert, sollte in Erwägung ziehen, zunächst Radio zu hören.

Hamburg Björn Staschen
ARD-Sprecher

Erhebliche Unterschiede

Nr. 41/2004, Pharmaindustrie: Angebliche Billigpräparate sind häufig überteuert

Sie behaupten, in allen Generika-Schachteln sei „das gleiche Generikum drin“. Diese weit verbreitete Annahme ist so nicht zutreffend. Es ist zwar meist der gleiche Wirkstoff enthalten, wesentlich für die Wirkung ist jedoch auch die Einbettungsart in die so genannten Hilfsstoffe: Diese Einbettung entscheidet maßgeblich darüber, wie gut oder schlecht der Arzneistoff überhaupt sein Ziel im Körper erreicht und somit wirken kann. Da außerdem Generika hinsichtlich ihrer Bioverfügbarkeit nicht 100-prozentig dem „Original“ entsprechen müssen, sondern für die Zulassung eine recht große Spannweite gegeben ist, gibt es nicht selten bei scheinbar gleichen Arzneimitteln erhebliche Unterschiede in der Wirksamkeit.

Halle (Saale) Christoph Blümer
Apotheker

Das verschreibungspflichtige Medikament IbuHexal 600 mit dem Wirkstoff Ibuprofen von Hexal kostet in der 10er Packung in deutschen Apotheken 11,50 Euro. In einer spanischen Apotheke bekommt man Ibuprofen 600 der Firma Laboratorios Normon S. A. in der vierfachen Menge, 40 Tabletten, inklusive Steuer für 3,83 Euro. Wer steckt sich diesen eklatanten Mehrpreis in die Tasche, denn bekanntlich sind ja Generika patentschutzfrei?

Bonn Friedrich Fischer

Ich bin kein Apotheker, das einmal vorweg. Aber die Schlussfolgerung des Beitrags ist unsinnig, zumindest dann, wenn damit den Versandapotheken das Wort geredet wird. Denn was wären wir alle ohne die Apotheke in unserer Nähe. Zumindest dann, wenn es plötzlich mal wieder prekär um die Gesundheit von Kindern und Alten geht. Wer will da auf die Lieferung einer Versandapotheke warten, wer dann ohne den oft sehr nützlichen Rat der Apotheker sein, wenn die Sprechstunde des Arztes schon lange vorbei ist? Und wie sieht das aus mit den für den Apotheker zu erwirtschaftenden Kosten, wenn zu all dem Service noch die hohen Kosten für die Miete und das Personal kommen, das auch oft

PETER FRISCHMUTH / ARGUS

Apotheke in Hamburg
Getrost ein paar Cent mehr

nachts zur Stelle sein muss? Dafür sollten wir getrost ein paar Cent mehr bezahlen. Die Preistreiber sitzen nicht in den Apotheken, die sitzen in der Pharmaindustrie.

Bensheim (Hessen) Klaus Deichmann

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

Eine Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält einen Postkartenbeihefter der Firma Dt. Direktbank, Frankfurt, und des SPIEGEL-Verlages/Abo, Hamburg. In der Heftmitte befindet sich in einer Teilauflage ein 8-seitiger Beihefter der Firma Peek & Cloppenburg, Düsseldorf. In einer Teilauflage befinden sich Beilagen der Firmen Weltbild Verlag, Augsburg, Günther Staatl. Lotterie, Bamberg, Robert Bosch GmbH, Leinfelden-Echterdingen, sowie eine Beilage des SPIEGEL-Verlags/UniSPIEGEL, Hamburg.

THOMAS RUFFER / CARO

MARC-STEFFEN UNGER

Schröder, Schmidt, Patientin auf einer Intensivstation

KRANKENKASSEN

Warnung vor steigenden Beiträgen

Im Gegensatz zu Bundeskanzler Gerhard Schröder und Gesundheitsministerin Ulla Schmidt rechnen Spitzenvertreter der gesetzlichen Krankenversicherungen nicht damit, dass der Krankenkassenbeitrag von derzeit 14,2 Prozent des Bruttolohns weiter sinken wird. In einer vertraulichen Analyse für den so genannten Schätzerkreis heißt es: „Die vormals hoch gesteckten Erwartungen werden sich nicht erfüllen." Das Potenzial für Beitragssenkungen hätten „die Krankenkassen bereits vollständig weitergegeben". Noch düsterer dürfte es nach Meinung der Experten 2005 aussehen. Dann könnten die Beiträge sogar ansteigen. „Für das nächste Jahr besteht unterm Strich im Durchschnitt aller Krankenkassen ein Beitragssatzerhöhungsdruck von 0,1 Beitragssatzpunkten", heißt es in dem neuen Papier. Schuld an der enttäuschenden Finanzentwicklung sind offenbar die hohe Arbeitslosigkeit sowie Kürzungen bei Löhnen und Gehältern. So müssen die Kassen laut Expertise mit stagnierenden, schlimmstenfalls sogar mit rückläufigen Beitragseinnahmen rechnen. Die Ausgaben hingegen würden nach einer Atempause im ersten Halbjahr 2004 nun wieder anziehen – eine Prognose, die inoffiziell auch Experten des Bundesgesundheitsministeriums bestätigen. Umso wichtiger sei es, so die Einschätzung der Ministerialen, die wenigen profitablen Versicherer wie etwa die AOK Thüringen jetzt dazu zu bewegen, ihre Beiträge zu senken. Schröder hat den reicheren Kassen „harte Auseinandersetzungen" angedroht, sollten sie sich weigern, Überschüsse an die Mitglieder weiterzugeben.

PDS

Angst vor den Linken

Nach dem Ende der Anti-Hartz-Proteste und ersten Achtungserfolgen der PDS im Westen geht die Parteispitze auf Distanz zur „Wahlalternative Arbeit & soziale Gerechtigkeit", in der sich vor allem enttäuschte Sozialdemokraten und Gewerkschafter organisieren. Führende PDS-Realpolitiker wie Berlins Landeschef Stefan Liebich warnen mit Blick auf die Bundestagswahl 2006 davor, auf ein Bündnis mit der Wahlalternative zu setzen: „Wir müssen die PDS auch im Westen stärken und brauchen keine Trittbrettfahrer." Andere bezeichnen die Wahlalternative bereits als „Resterampe". Hinter den Kulissen bekämpft die Berliner Parteizentrale die Zusammenarbeit der PDS-nahen Rosa-Luxemburg-Stiftung mit Aktivisten der Wahlalternative. Zum Ärger der PDS-Spitze engagieren sich etwa Vorstandsmitglieder der NRW-Filiale der Stiftung zugleich in der Wahlalternative. Bei der NRW-Landtagswahl im kommenden Mai sollen PDS und die neue Linkstruppe strikt getrennt auftreten. Nach dem Erfolg bei der NRW-Kommunalwahl, wo die PDS auf rund 100 000 Stimmen kam, setzt die Partei auf eine eigenständige Präsenz bei der Landtagswahl.

CHRISTIAN PLAMBECK / HOP-FOTO

Amerikanischer Wahlschein

US-WAHLEN

Deutschland als Swing State

Zwei Wochen vor den amerikanischen Präsidentschaftswahlen am 2. November melden Wählerinitiativen von US-Bürgern in Deutschland erhebliche Probleme mit der Stimmabgabe. „Viele Amerikaner haben immer noch keine Briefwahl-Unterlagen erhalten", sagt Elsa Rassbach von der überparteilichen Vereinigung American Voices Abroad. Grund: Die Wahlbüros in den Heimat-Bundesstaaten der Auslandsamerikaner können offenbar die Flut von Registrierungsanträgen nicht bewältigen. Die ausgefüllten Stimmzettel sollten aber in den meisten Fällen spätestens diesen Mittwoch abgeschickt werden. Das Votum der über 200 000 hier lebenden Amerikaner könnte für den Wahlausgang bedeutend sein – vor allem in Florida oder Ohio, wo wenige Stimmen den Ausschlag geben können. Deutschland wird daher bereits zu den „Swing States" gezählt. Unabhängige sowie parteiliche Initiativen wie American Voices Abroad, Overseas Vote 2004 oder Democrats Abroad versuchen deshalb, auf ihren Web-Seiten US-Bürger in letzter Minute mit offiziellen Ersatzwahlpapieren zu versorgen. Deutschland mit seinen rund 70 000 US-Soldaten und deren Angehörigen galt in der Vergangenheit als Hochburg der Republikaner. Die Unzufriedenheit vieler Militärs mit dem Irak-Krieg könnte das Stimmverhalten diesmal ändern.

LEBENSMITTEL

Killer im Roggen

Ein gefürchteter, aber in Vergessenheit geratener Schadpilz macht sich wieder vermehrt auf deutschen Äckern breit. Vor allem bei Roggenähren deponiert der Parasit namens Caviceps purpurea seine Giftstoffe in so genannten Mutterkörnern. Bis ins 20. Jahrhundert hinein hatte es immer wieder schwere Massenvergiftungen durch den Verzehr von mit Mutterkörnern verseuchtem Getreide gegeben. Nach aktuellen Analysen des Staatlichen Untersuchungsamtes Hessen an 190 Roggenmehlen aus deutschen Mühlen, Bäckereien und dem Handel enthalten diese durchschnittlich mehr als ein Milligramm der gefährlichen Pilzgifte pro Kilogramm Mehl. Im Mittel liegen sie damit über dem in der EU als gerade noch tolerierbar angesehenen Höchstwert; in einer Probe fanden sich gar sechs Milligramm. Das Bundesinstitut für Risikobewertung rät „dringend“ davon ab, derart belastete Mehle in den Verkehr zu bringen, da „eine Gesundheitsschädigung von besonders schützenswerten Risikogruppen wie Schwangeren und gestillten Säuglingen andernfalls nicht ausgeschlossen werden kann“. Die Pilzgifte können Muskelkrämpfe und ungewollte Wehen auslösen, in höheren Konzentrationen auch Atemlähmungen und Kreislaufversagen mit tödlicher Folge.

MATHEISL / DPA

Stillende Mutter

NORBERT FÖRSTERLING / DPA

Müntefering

VOLKSABSTIMMUNG

Koalition macht Ernst

Rechtsexperten der Koalition haben nach mehrwöchigen Beratungen einen fertigen Gesetzentwurf zur Einführung von Volksabstimmungen ausgearbeitet. Er soll an diesem Montag in der Spitze der SPD-Bundestagsfraktion diskutiert werden. SPD-Chef Franz Müntefering möchte das Papier zudem zur Grundlage für Gespräche mit der Opposition machen. Rot-Grün ist auf Stimmen von Union und FDP angewiesen, um das Grundgesetz im Bundestag mit Zweidrittelmehrheit ändern zu können.

Nach dem neunseitigen Entwurf sollen die Bürger die Möglichkeit bekommen, durch Unterschriftensammlungen Abstimmungen über einzelne innenpolitische Themen zu erzwingen. Möglich werden sollen auch Volksentscheide über außenpolitische Belange wie etwa die neue EU-Verfassung oder einen EU-Beitritt der Türkei. Allerdings soll in der Außenpolitik allein der Bundestag entscheiden dürfen, was dem Volk zur Abstimmung vorgelegt wird. Zudem gilt ein strenges Quorum: Ein Volksentscheid in der Außenpolitik soll nur dann erfolgreich sein, wenn die Mehrheit der Teilnehmer zugestimmt hat und diese Mehrheit „mindestens ein Viertel“ der Wahlberechtigten umfasst. Für „normale“ Volksentscheide sollen zehn Prozent der Wahlberechtigten ausreichen.

MINISTERPRÄSIDENTEN

Druck auf Teufel

In der baden-württembergischen CDU wächst der Druck auf Ministerpräsident Erwin Teufel, 65, bereits auf der Klausurtagung des Landesvorstands am 30. Oktober seinen Verzicht auf eine neue Spitzenkandidatur für seine Partei bei der nächsten Landtagswahl 2006 bekannt zu geben. Nach der Jungen Union, die sich schon für CDU-Fraktionschef Günther Oettinger als Teufel-Nachfolger ausgesprochen hat, wollen am Sonntag die Frauenunion und am Montag danach die baden-württembergische Landesgruppe der Bundestagsabgeordneten über die Zukunft des seit fast 14 Jahren amtierenden Ministerpräsidenten beraten. Unions-Insider rechnen damit, dass die Gruppierungen Teufel den Rückzug empfehlen werden. Ursprünglich wollten beide die Top-Personalie zu einem früheren Zeitpunkt debattieren, doch Teufels Generalsekretär Volker Kauder sorgte für die Verschiebung, weil am Sonntag der Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart gewählt wird. Kauder befürchtete Nachteile für den CDU-Kandidaten bei der OB-Wahl, sollte vorher weiter öffentlich über Teufel gestritten werden.

MARKUS BENK / ACTION PRESS

Teufel

SPONSORING

Road-Show mit Rüttgers

Geschäftsleute in Nordrhein-Westfalen bekommen dieser Tage Post: Sie werden eingeladen, ihre Firmen auf dem Zukunftskongress der CDU im November zu präsentieren – wenn sie ein bis zu 14 000 Euro teures „Sponsorenpaket“ buchen. Dafür dürfen die Spender dann auf dem eintägigen Kongress mit Jürgen Rüttgers, dem Spitzenkandidaten für die Landtagswahl im Mai 2005, plauschen und das abendliche Showprogramm an einem „Top-VIP-Tisch“ in Rüttgers' Nähe verfolgen. Der besondere Clou ist eine halbstündige „Road-Show“, bei der sich Rüttgers dann zu den Ständen der Sponsorfirmen begibt. Parteienrechtler wie Thilo Streit von der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität sehen in der Verquickung von Polit-Veranstaltungen und Sponsoring, die mehr oder weniger deutlich auch bei anderen Parteien praktiziert werde, ein „großes Problem“. Das sei eine „neue Hintertür bei der Parteienfinanzierung“. So sind solche Sponsoring-Aufwendungen als Betriebsausgaben steuerlich absetzbar, während das bei Firmenspenden für Parteien nicht möglich ist.

GEORG HILGEMANN / ACTION PRESS

Rüttgers

POLYGAMIE

Harem ist mitversichert

Von der Familienversicherung der gesetzlichen Krankenkassen profitieren nicht nur der Ehepartner und alle Kinder – auch Zweit- und Drittfrauen sind kostenlos mitversichert, so eine Stellungnahme des Gesundheitsministeriums für den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestags. Frauen, die etwa mit einem muslimischen Mann „nach ausländischem Recht wirksam in polygamer Ehe verheiratet“ seien, hätten ja, so das Ministerium, auch einen Unterhaltsanspruch gegenüber dem Ehemann. „Es ist daher rechtlich nicht zu beanstanden, wenn diese Frauen beitragsfrei familienversichert sind.“ Um wie viele Fälle es sich handelt, ist unbekannt. Kritik an der Haremsversicherung übt Volker Wissing, FDP-Mitglied im Petitionsausschuss: Die Ehe mit mehreren Frauen sei mit westlichem Werteverständnis unvereinbar, weshalb die Bundesregierung darauf achten müsse, diese nicht über den Umweg der Sozialversicherung zu unterstützen.

DAVID DEVESON / ARABIANEYE

Ehemann mit drei Frauen (im saudischen Riad)

VERSCHWENDUNG

Teure China-Reise

Eine Mitte September unternommene China-Reise von Spitzenfunktionären der deutschen Sozialversicherungen war teurer als bislang bekannt. Wie aus der schriftlichen Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage des FDP-Abgeordneten Carl-Ludwig Thiele hervorgeht, endete der Trip mit einer Gesamtrechnung über 170 000 Euro. Diese muss nun aus den Zwangsbeiträgen der Mitglieder oder mit Steuergeldern bezahlt werden. Mehr als 60 Vertreter von Krankenkassen, Rentenversicherungen und Berufsgenossenschaften waren für eine Woche dienstlich nach Peking geflogen, um dort der 28. Generalversammlung der Internationalen Vereinigung für soziale Sicherheit beizuwohnen. Nur fünf Mitglieder der deutschen Delegation sollten dort laut Veranstaltungsprogramm als Referenten auftreten.

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Airbus-Transporter über Neuenfelde

AIRBUS

Gewagte Versprechen

Hamburgs Bürgermeister Ole von Beust (CDU) und Wirtschaftssenator Gunnar Uldall (CDU) machen im Streit um die Verlängerung der Start- und Landebahn des Airbus-Werks bei Neuenfelde gewagte Versprechen. Nachdem sie vor Gericht mit dem Versuch gescheitert waren, widerborstige Grundbesitzer zu enteignen, hatten Beust und Uldall am vergangenen Dienstag den von den Planungen betroffenen Erweiterungsgegnern neue Angebote unterbreitet. Für den Fall, dass diese ihre Grundstücke an die Stadt verkaufen würden, boten die Politiker eine scheinbar weitreichende Verpflichtungserklärung an: Nach diesem Projekt werde die Stadt „keine weitere Verlängerung der Start-/Landebahn“ unterstützen. Diese Versicherung aber sei – so teilten die Anwälte der Grundbesitzer ihren Mandanten am Freitag vergangener Woche mit – lediglich eine „politische Absichtserklärung“, auf deren Einhaltung kein „Rechtsanspruch“ bestehe. Grund: Die Stadt dürfe sich aus planungsrechtlichen Gründen „hinsichtlich des Ausgangs zukünftiger Planungsentscheidungen nicht vorab binden“. Darüber hinaus stehe das Angebot im Gegensatz zu zwei Gesetzen – dem so genannten Standortsicherungsgesetz und dem Airbus-Enteignungsgesetz. Sollte der Senat sein Angebot ernst meinen, müsse er „diese Gesetze ggf. aufheben oder zumindest ändern“. Gunther Bonz, Staatsrat der Wirtschaftsbehörde, erklärte auf Anfrage, die Stadt sei „bereit, entsprechende Regelungen in noch abzuschließende Kaufverträge aufzunehmen“.

GEFANGENE

Lebenszeichen aus Guantanamo

Die Anwälte des seit knapp drei Jahren in Guantanamo Bay inhaftierten Türken Murat Kurnaz, 22, hoffen auf eine baldige Freilassung des gebürtigen Bremers. Vergangene Woche durfte der New Yorker Anwalt Baher Azmy erstmals seinen Mandanten besuchen. Kurnaz, der Anfang 2002 im pakistanisch-afghanischen Grenzgebiet aufgegriffen wurde und seitdem als angeblicher Islamist auf Kuba festgehalten wird, mache „sowohl körperlich als auch mental einen erstaunlich gesunden Eindruck“, sagte Azmy dem SPIEGEL. Nach monatelangem Tauziehen mit den US-Behörden war es dem Juristen gelungen, vier Tage lang für jeweils fünf bis sechs Stunden mit seinem Mandanten zu sprechen. Der Anwalt zeigte sich erschüttert darüber, dass dem Gefangenen offenbar seit Jahren jegliche Information über die Außenwelt vorenthalten wurde, und verglich dessen Lage mit der eines „modernen Robinson Crusoe“. So habe Kurnaz nicht einmal etwas über den Irak-Krieg gewusst. Was ihrem Mandanten überhaupt vorgeworfen wird, sollen die Anwälte zudem erstmals Anfang dieser Woche per Akteneinsicht erfahren. Da die Indizien gegen Kurnaz dünn scheinen, könnte eine Entlassung schon bald nach den US-Präsidentschaftswahlen Anfang November erfolgen.

AP

Kurnaz

HOMO-ADOPTION

Umstrittene Expertin

Im Kampf gegen einen Gesetzentwurf der Regierungsfraktionen, der homosexuellen Paaren das Recht geben würde, Kinder zu adoptieren, setzt die Union auf eine höchst umstrittene Expertin: Bei einer Sachverständigen-Anhörung im Rechtsausschuss des Bundestags an diesem Montag präsentieren CDU und CSU Christl Vonholdt, die Leiterin des Deutschen Instituts für Jugend und Gesellschaft in Reichelsheim. Die Medizinerin betrachtet Homosexualität als eine Störung, die heilbar sei. Diese Störung dürfe nicht auf Kinder übertragen werden. Sie behauptet, „homosexuelle Empfindungen“ hätten „mit frühkindlichen, tiefen emotionalen Verwundungen“ und „chronischen Traumata“ zu tun. Daher sei eine Abkehr von der gleichgeschlechtlichen Liebe „möglich, wenn man sich den tiefen, schmerzhaften Konflikten stellt“.

SABINE BRAUER / BRAUER PHOTOS

Sänger Patrick Lindner (r.) mit Sohn und Lebensgefährte

Nachgefragt

Großes Aufräumen

„Bundestrainer Jürgen Klinsmann baut die Fußballnationalmannschaft um. Er hat bereits Torwarttrainer Sepp Maier entlassen. Glauben Sie, dass er auf dem richtigen Weg ist?“

Ja	48 %
Nein	23 %
weiß nicht	27 %

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 12. bis 13. Oktober; Rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: keine Angabe

ANDREAS SCHAAD/AP

STEFAN HUSCH / TERZ!

CDU-Vorsitzende Merkel: *„Die nächsten Wochen werden schwer für mich“*

Der Kulturkampf

Dauerkrach mit Edmund Stoiber und ein knalliger Abgang ihres Finanzexperten Friedrich Merz: CDU-Chefin Angela Merkel schlittert in die Krise – zur Freude der Wessis unter den Unionsfürsten. Sie wollen verhindern, dass eine Frau mit DDR-Biografie als Kanzlerkandidatin an ihnen vorbeizieht.

Es geht jetzt eins gegen eins, Karl-Udo Sehlbach aus dem hessischen Pfungstadt gegen Angela Merkel aus Berlin, das einfache Parteimitglied gegen die Parteivorsitzende. Er steht am Saalmikrofon, sie sitzt auf dem Podium. Er schaut sie fest an. Er hat sich etwas vorgenommen, das zieht er jetzt durch.

Die Halle ist voll. 800 Mitglieder der CDU sind am Dienstag vergangener Woche in die Rheingoldhalle von Mainz gekommen, um mit Merkel auf einer ihrer Regionalkonferenzen zu diskutieren. Sie will sich so die Unterstützung der Basis sichern.

„Ich mache mir große Sorgen über das derzeitige Erscheinungsbild unserer Partei“, sagt Sehlbach. „Wir müssen wieder mit einer Zunge reden, es kann nicht sein, dass jeden Tag eine neue Sau durchs Dorf getrieben wird.“

Sehlbach hat wüstes, silbernes Haar, und ein Bart rahmt sein Kinn. Er ist 56. Jetzt sammelt er noch einmal all seinen Mut für einen letzten Satz: „Wie Sie mit den Herren Merz und Schäuble umgegangen sind, das gehört sich nicht“, sagt er. Angela Merkel, 50, verzieht ihr Gesicht. Sie geht auf die Sätze von Sehlbach nicht ein.

Es war nicht ihre Woche. Es war eine schlimme Woche für Angela Merkel. Ihr

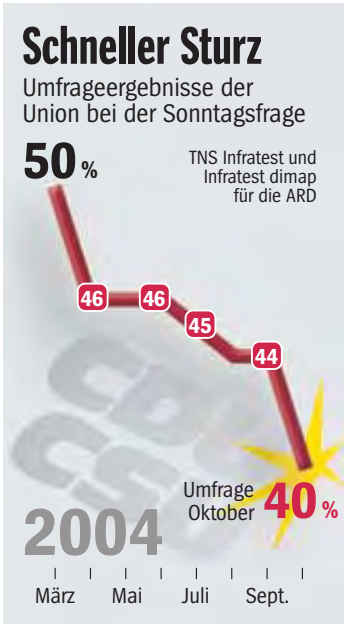
Experte für die Wirtschaftspolitik, Friedrich Merz, kündigte den Rücktritt von seinen Ämtern in Partei und Fraktion an. Sie musste in der Türkei-Politik eine Kehrtwende machen und gegen eine Unterschriftenaktion sein. Sie musste sehen, dass ihre persönliche Beliebtheit um 6 Prozentpunkte gefallen ist. Der Kanzler legte um 13 Punkte zu (siehe Seite 52).

Der Sommer war schon schlimm genug, es gab dauernd Streit mit der CSU um die Gesundheitsprämie. Folgt nun ein furchtbarer Herbst?

Es geht um ihre Macht. Sie sah schon wie die sichere Kanzlerkandidatin der Union aus. Jetzt steht sie wieder auf schwankendem Boden. Ihr Rivale Edmund Stoiber von der CSU, der längst abgehängt schien, zerrt und schubst. Vielleicht fällt sie ja.

Sie hat das kommen sehen. Eckhardt Rehberg, dem Landes- und Fraktionsvorsitzenden der CDU in ihrem Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern, sagte sie: „Die nächsten Wochen werden schwer für mich."

Sie muss sich etwas überlegen. Anfang Dezember ist der Parteitag der CDU in Düsseldorf. Ende November ist der Parteitag der CSU in München. Stoiber braucht keinen Kompromiss in Sachen Gesundheitsprämie, um einen guten Auftritt hinzulegen. Merkel braucht ihn dringend. Stoiber kann warten, Merkel nicht.



Es gab immer innerparteiliche Zweikämpfe in der politischen Geschichte der Bundesrepublik: Herbert Wehner gegen Willy Brandt, Franz Josef Strauß gegen Helmut Kohl, Kohl gegen Wolfgang Schäuble, Gerhard Schröder gegen Oskar Lafontaine. Es waren oft große Dramen, Fairness spielte keine Rolle, es ging um sehr viel, um die Macht im Land.

Nun heißt es Stoiber gegen Merkel. Auch dieses Drama hat eine lange Geschichte, und es gibt einen Ort, an dem es sich entzündet. Dieser Ort ist Leipzig, wo die CDU im Dezember 2003 ihren Parteitag gehalten hat.

In Leipzig setzte Angela Merkel ihr Konzept für eine Gesundheitsreform durch. Damals entstand das Foto, das sie als Engel zeigt (siehe SPIEGEL-Titel). Sie steht auf dem Podium und genießt den Jubel nach ihrer Rede. Hinter ihr ist eine große Leinwand, auf der sie ebenfalls zu sehen ist, live.

Das Foto zeigt sie auf der Leinwand. Sie ist riesengroß, sie strahlt, ihre Arme sind zur Seite gestreckt, als wollte sie gleich abheben, davonfliegen. Sie ist etwas unscharf, das gibt ihr etwas Unwirkliches, Übermenschliches. Vor ihr sitzt klein und sehr irdisch die Führung der CDU, Schneewittchen und die Zwerge. In diesem Moment hat sie die ganze Macht.

Leipzig ist ein Triumph für die Vorsitzende, aber wie so oft liegt darin schon der Keim für den Abstieg. Sie setzt nicht nur ihre Gesundheitsprämie durch. Sie lässt auch zu, dass Friedrich Merz sein Steuerkonzept durchsetzt. Beides passt nicht zusammen. Der Widerspruch macht es leicht, Angela Merkel zu kritisieren.

Leipzig erschafft auch den gefährlichsten Kritiker. Edmund Stoiber hält dort eine Rede, die eisig aufgenommen wird, ganz gegen die Gepflogenheiten. Der Schlussapplaus ist müde, viele bleiben sitzen. Sie behandeln ihn wie das schwarze Schaf der Familie. Merkel erkennt, dass dies eine Demütigung ist, und sie weiß um die Gefährlichkeit angeschossener Löwen. Sie erhebt sich. Ihr Vize Christian Wulff will sie zurückhalten, zischt: „Wenn du meinst, dass dir das nützt …"

Aber sie steht da, klatscht Stoiber zu, widerwillig folgt ihr die Partei. Es ist zu spät, Stoiber ist verletzt. Ihm ist egal, dass Merkel ihn retten wollte. Leipzig ist ihr Triumph und seine Niederlage. Sie der Engel, er das schwarze Schaf – das hat er nie vergessen. An seiner Niederlage kann er nichts mehr ändern, aber er kann ihre Macht zerfleddern.

Deshalb beginnt die CSU mit der Arbeit der Zerstörung. Stoiber wäre auch ohne Leipzig zum Kritiker der Gesundheitsprämie geworden. Aber Leipzig trieb ihn in die Unerbittlichkeit.

Schon einen Monat danach stellt die CSU in Wildbad Kreuth ein eigenes Steuermodell vor. Sie zeigt damit, dass sie zu stolz ist, der großen Schwester zu folgen. Es folgt eine Politik der Nadelstiche, die zum Dauerschmerz führen soll. Sie zieht sich durch das ganze Jahr 2004, sie richtet sich gegen die Gesundheitsprämie, aber in Wahrheit ist Angela Merkel gemeint. Sie darf nicht Kanzlerkandidatin werden. Und wenn doch, soll neben ihr nicht ein gleich-

PETER BRENNEKEN / TRIASS (L.); MIGUEL VILLAGRAN / ACTION PRESS (R.)

Merkel-Gegner Merz, Stoiber: *Die Gefährlichkeit angeschossener Löwen*

REUTERS / ULLSTEIN BILDERDIENST

Kontrahenten Strauß, Kohl (1984): *Erbitterter Zweikampf ohne Fairness*

berechtigter FDP-Chef Guido Westerwelle stehen, sondern der Mann aus Bayern.

Merkel ist nicht die Frau, der Stoiber und seine Partei bedingungslos folgen wollen. Sie ist auch nicht die Frau, der viele Ministerpräsidenten der CDU folgen wollen. Niemand, nicht einmal Gerhard Schröder, ist bei seinen politischen Freunden so umstritten wie Angela Merkel.

Es geht ihr so schlecht nicht damit in diesen Tagen. Vor dem SPIEGEL-Gespräch vergangene Woche (siehe Seite 36) kommt sie forsch aus ihrem Büro, etwas in Eile, ein dringender Anruf, sie sei gleich wieder da. Sie verschwindet kurz, dann zeigt sie sich für knapp anderthalb Stunden von ihrer munteren Seite. Sie wirkt nicht angeschlagen, sie darf so auch nicht wirken. Gezeigte Schwäche stärkt die Gegner, das weiß Angela Merkel.

Sie erlebt die Flüchtigkeit der Macht. Sie war ganz oben in der Union, nun sinkt der Stern. Sie kennt das schon, Politik hat die Unruhe von Quecksilber erreicht. Alles kann sich jederzeit ändern. Macht ist kein Zustand, sondern eine Bewegung.

Es geht jetzt um die ganz großen Umbauten im Land, für die breite Zustimmung nur schwer zu organisieren ist, weil es immer Verlierer gibt. Der Bundeskanzler hat das erfahren und durchgestanden. Merkel will weitergehen als er, nun ist ihre Stellung mehr bedroht als seine.

Sie hätte es leichter, wenn es dabei nur um die Sache ginge. Es geht aber um weit mehr, und viel Hässliches ist dabei.

Das Schlimmste für Angela Merkel ist, dass man sie nicht ankommen lässt. Es ist, als säße sie ewig in einem Zug, der hier und dort hält, aber immer bleiben die Türen versperrt. In München stemmt sich Stoiber dagegen, in Wiesbaden Roland Koch, in Hannover Christian Wulff, in Düsseldorf Jürgen Rüttgers, in Saarbrücken Peter Müller (siehe Seite 34). Überall im Westen findet sich einer, der die Tür mit aller Kraft zudrückt. Die Merkel darf nicht ankommen, nicht in der Bundesrepublik, schon gar nicht in der Union.

Sie spürt das bis heute, 15 Jahre nach dem Fall der Mauer. Nichts verletzt sie mehr, nichts macht sie so hilflos. Sie hat Bundesrepublik gelernt, sie hat Union gelernt, sie hat Geschichtsbücher gelesen und Ludwig Erhard und Konrad Adenauer und Helmut Kohl. Sie zitiert deren Werke dauernd, aber egal wie kenntnisreich sie sich zeigt, am Ende bleibt immer der Vorwurf: Du warst nicht dabei.

Sie war nicht dabei, als um die Ostpolitik gerungen wurde. Sie war nicht dabei, als die Nachrüstung durchgesetzt wurde. Sie war nicht dabei, als auf den Parteiabenden Jahr für Jahr Franz Lambert zu Kohls Genuss die Hammondorgel spielte. Das heißt, später war sie dabei, aber zu spät eben. Sie hat nicht 30 Jahre Union auf dem Buckel wie ihre Konkurrenten, sondern noch nicht einmal halb so viele.

Sie kann nichts tun gegen diesen Vorwurf. Sie kann ihr Leben nicht noch einmal leben. Sie ist halt im brandenburgischen Templin aufgewachsen, war in der FDJ, hat Physik studiert und viele Jahre in einem naturwissenschaftlichen Institut in Ost-Berlin gearbeitet. Nach dem Fall der Mauer trat sie erst dem Demokratischen Aufbruch bei und dann der CDU.

Sie hatte ein Leben vor der Partei. Auch das macht sie verdächtig. Denn die Konkurrenten waren erst in der Schüler-Union, dann in der Jungen Union und waren schon durch und durch Politiker, als sie in der CSU oder CDU ankamen.

Gegen Angela Merkel werden nun auch Biografien verteidigt. Es kann doch wohl nicht sein, dass sich die Ochsentour nicht gelohnt haben soll, das jahrzehntelange Sitzen in Parteiveranstaltungen, die Demütigungen durch Strauß oder Kohl. Es kann doch nicht sein, dass eine Frau, die lange ganz anders gelebt hat, den großen Preis davonträgt. Die westdeutschen Landesfürsten wollten es untereinander ausfechten. Eine Niederlage wäre auch so für jeden Unterlegenen bitter geworden, aber sie wäre immerhin ein Sieg der Einheitsbiografie gewesen und hätte sie gerechtfertigt.

Es gibt einen so genannten Andenpakt, gegründet 1979 auf einer Reise der Jungen Union durch Südamerika. Darin sind Landesfürsten wie Koch, Müller oder Wulff vereint. Eigentlich wollten sie die Macht untereinander aufteilen. Nun ist Merkel im Weg. Das zahlt man ihr mit Ausgrenzung heim.

Einmal dachte der saarländische Ministerpräsident Müller öffentlich über die Zwangskastration von Sexualstraftätern nach. Merkel fragte Wulff, ob er und die anderen Männer den Müller nicht mal in die Schranken weisen könnten? „So etwas machen wir untereinander nicht“, erklärte Wulff höflich. „Wenn das bei euch so ist“, resignierte Merkel, „dann kann ich meine Bücher schließen.“

MARCO-URBAN.DE

Rivalen Merkel, Stoiber: *Es geht um die Macht im Land*

Die Verweigerung, Angela Merkel ankommen zu lassen, ist auch ein Affront gegen den Osten insgesamt. Denn Merkel hat ihr Leben selbst in die Hand genommen, hat sich mit sehr viel Arbeit durchgesetzt, hat all das richtig gemacht, was die Ostdeutschen angeblich falsch machen, und soll dennoch zur Bundesrepublikanerin zweiter Klasse getuschelt werden. Denn offen sagt natürlich niemand etwas.

Angela Merkel weiß das. Aber auch sie spricht nicht offen über dieses Thema. Sie glaube, dass jede Biografie ihre Chancen habe, ihre Vor- und Nachteile. Sie lässt offen, was sie damit meint.

Macht wird auch nach Zugehörigkeit verteilt. Und deshalb kann man Macht auch bekämpfen, indem man Zugehörigkeit in Frage stellt.

All das heißt nicht, dass sie ein Opfer ist. Wer Angela Merkel erlebt, weiß, dass sie zum Opfer nicht taugt. Edmund Stoiber weiß das wie kein Zweiter. Als er im März dieses Jahres mit ihr und Guido Westerwelle in abendlicher Runde über einen gemeinsamen Kandidaten für das Amt des Bundespräsidenten redete, wollte er Wolfgang Schäuble durchsetzen. Am Ende wurde es Horst Köhler, der Kandidat von Angela Merkel. Eine Woche später wurde sie in Berlin öffentlich von zwei Journalisten befragt. Man konnte gut beobachten, wie sie sich gegen Männer behauptet, die ihr ans Leder wollen.

Sie wurde bald in die Ecke der kühlen Naturwissenschaftlerin gestellt, es wurde in Zweifel gezogen, dass sie „menschliche Wärme“ besitzt. Nach der Kür Köhlers stehe sie „als Metzgerin mit blutiger Schürze“ da.

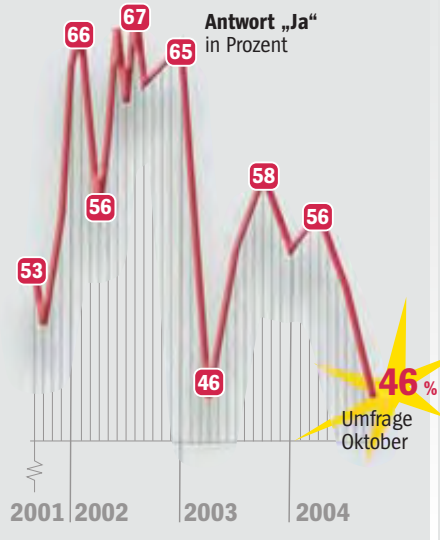
Merkel vereiste. Sie wurde wirklich kalt. Sie antwortete kurz und scharf und blieb nichts schuldig. Sie ging zum Gegenangriff über, nicht ohne Witz und Charme: „Ich verspreche Ihnen, dass ich mir an den menschlich warmen Männern ein Beispiel nehmen werde.“ Das Publikum jubelte ihr zu. Sie hatte gewonnen.

Man kann sich zu Tode siegen. Angela Merkel hat Friedrich Merz und Wolfgang Schäuble besiegt. Sie hat Helmut Kohl, der durch die Parteispendenaffäre angeschlagen war, den Rest gegeben. Angela

Aufstieg und Fall

NFO-Infratest- und TNS-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL; rund 1000 Befragte

„Sähen Sie es gern, wenn Angela politische Rolle spielen würde?“



„Wie zufrieden sind Sie mit der politischen Arbeit von Angela Merkel, Gerhard Schröder und Edmund Stoiber?“

Merkel hat kein Talent, politische Freunde zu gewinnen. Sie ist misstrauisch, nicht gegen jeden, aber gegen viele. Sie hat es nicht einmal geschafft, sich einen großen Stab kompetenter Mitstreiter zuzulegen. Einer, der oft mit ihr zu tun hat, sagt, sie habe ein „funktionales Verhältnis“ zu Kollegen.

Es geht allerdings auch um Angst. Wer nicht ankommen kann, dem fehlt die Sicherheit. Angela Merkel ist sich ihrer selbst nicht sicher genug, um starke Leute an ihrer Seite dulden zu können. Sie würde sich bedroht fühlen.

Zum Beispiel übersieht sie gern Wolfgang Schäuble, ihren Vize in der Fraktion, zuständig für die Außenpolitik. Sie redet lieber mit Friedbert Pflüger, der Schäuble formal unterstellt ist. Bei Pflüger ist die Gefahr geringer, dass er widerspricht, aber auch die Gefahr größer, dass er irrt.

MICHAEL EBNER / MELDEPRESS

Im Moment sieht ein Morgen von Merkel so aus: Sie hört Radio und liest Zeitungen, und sie muss immer damit rechnen, dass ihr ein Unionskollege in den Rücken fällt, vor allem aus der CSU. Von den anderen hört sie ein Schweigen, das in ihren Ohren dröhnt. Kaum jemand springt ihr zur Seite. Man wartet, auf ein Zeichen von Schwäche, auf Fehler. Es ist wie jeden Morgen Fiebermessen: Wohin geht die Machtkurve?

Da sie ihre Kollegen nicht für sich einnehmen kann, wird an ihr nur der Erfolg geliebt. Bleibt er aus, bleibt ihr gar nichts mehr. Dann hat sie das falsche Gesicht, die falsche Frisur, die falsche Herkunft, das falsche Leben, das falsche Konzept. So brutal erlebt das kein anderer.

Das ist ihre Situation im Moment. Ihre Umfragewerte sinken, und sofort geht es um alles, sprich: um die Kanzlerkandidatur. Ihre Position ist immer gefährdet.

Dagegen setzt sie Nervenstärke. Sie hat Geduld, sie kann unter Beschuss ruhig bleiben. Sie traut sich was, sonst hätte sie sich die Gesundheitsprämie nicht zu Eigen gemacht. Sie kann selbst brutal sein.

Das ist die Frau, mit der Edmund Stoiber umgehen muss. Was er gegen sie ins Feld führen kann, ist Sicherheit, die Sicherheit des Westdeutschen, für den die Bundesrepublik immer ein Zuhause war. In Bayern gilt das noch mehr als anderswo.

Wolfratshausen ist die Heimat von Edmund Stoiber. Es ist eine adrette Welt, die seit dem Zweiten Weltkrieg keine größeren Erschütterungen mehr erlebt hat. Hier herrscht die betäubende Heimeligkeit von Holzbalkonen mit Geranien.

Hier lebt Peter Plößl, ein gemütlicher Mann mit stolzem Bauch und Birkenstock-Schuhen. Seit kurzem ist er Vorsitzender des CSU-Ortsverbands, Stoibers Statthalter in dessen Heimat. „Der Stoiber war schon als junger Mann eine faszinierende Persönlichkeit“, sagt Plößl. Er freut sich, wenn der Ministerpräsident mit seiner Frau Karin hin und wieder an seinem Vorgarten vorbeispaziert. „Ich bin stolz, dass ich ihn kenne und seinen Lebensweg mitbekommen habe.“

In dieser Welt sind fast alle Katholiken. Die Frauen sind geheuer, wenn sie vor allem das tun, was Frauen immer getan haben. Die Union in einen Bundestagswahlkampf zu führen gehört nicht dazu.

Es ist eine Welt der Dauer und der Klarheiten. Eine davon ist Stoiber, der fast immer hier war, der eigentlich immer der CSU angehört hat.

Das gibt ihm selbst eine große Selbstverständlichkeit. Wenn Stoiber auf Merkel trifft, ist er selbstverständlich da, verdientermaßen. Merkel hat Glück gehabt, dass die Mauer gefallen ist. Ihr fehlt in den Augen vieler Bayern das Selbstverständliche.

Als Stoiber im Dezember 2003 nach Leipzig kam, fühlte er sich noch immer als Nummer eins in der Union. Er war der moralische Sieger der Bundestagswahl. Er hatte zweieinhalb Monate zuvor die bayerische Landtagswahl mit Zwei-Drittel-Mehrheit gewonnen. Er dachte, dass er in einer anderen Liga spielt als Merkel. Er misst sich am Kanzler und seinem Außenminister. Er glaubt, dass Merkel Schröder nicht das Wasser reichen kann. Im Kreise seiner Vertrauten sagt er das auch.

Stoiber war Generalsekretär von Franz Josef Strauß, als dieser seinen erbitterten, am Ende vergeblichen Kampf gegen Helmut Kohls CDU kämpfte. Er stritt stur wie wenige gegen den Euro. Es gibt kaum eine wichtige politische Entscheidung der letzten 20 Jahre, in der er nicht eine Rolle gespielt hätte.

Er ist in der Union zu Hause und in den politischen Kämpfen der Bundesrepublik. Merkel, die Unangekommene, rangiert daher für ihn hinter Schröder und Fischer, denn die haben die gleichen Kämpfe ausgefochten wie er, nur auf der anderen Seite der Barrikade. Deshalb respektiert Stoiber sie, auch wenn er menschlich und politisch nichts mit ihnen gemein hat.

Merkel dagegen hält er für ein exotisches Wesen. Er fremdelt in ihrer Nähe und versteht ihren Humor nicht. Er begreift auch nicht, wie die CDU glauben kann, diese Frau müsse das Land regieren.

Als Merkel zum Jahreswechsel zur „Winterkönigin“ und kommenden Kanzlerkandidatin ausgerufen wurde, war Stoiber tief getroffen. Er will der Mann sein, der Deutschland aus dem Tief herausführt.

Stoiber möchte Merkel und der ganzen CDU beweisen, dass man so mit ihm nicht umspringen kann. Das Steuerkonzept der CDU blockierte er so lange, bis am Ende

Merkels Weg

- **17. Juli 1954** Angela Merkel wird in Hamburg als Tochter eines Pfarrers und einer Lehrerin geboren, kurz darauf übernimmt ihr Vater eine Pfarrei in Ostdeutschland
- **1973** Abitur im brandenburgischen Templin
- **1978** Physik-Examen an der Universität Leipzig, danach bis 1990 Mitarbeiterin an der Ost-Berliner Akademie der Wissenschaften (Promotion 1986)
- **Ende 1989** Fall der Mauer, Merkel engagiert sich beim Demokratischen Aufbruch
- **April 1990** Vize-Regierungssprecherin der letzten DDR-Regierung unter Lothar de Maizière
- **August 1990** Eintritt in die CDU
- **Dezember 1990** Direktmandat bei der Bundestagswahl im Wahlkreis Stralsund-Rügen-Grimmen
- **Januar 1991** Ministerin für Frauen und Jugend im Kabinett Kohl
- **Dezember 1991** Als erste Frau wird Merkel stellvertretende Bundesvorsitzende der CDU
- **Juni 1993** Landesvorsitz der CDU in Mecklenburg-Vorpommern
- **November 1994** Nach der Bundestagswahl übernimmt Merkel das Umweltministerium
- **September 1998** Rot-Grün gewinnt die Bundestagswahl
- **November 1998** CDU-Bundesparteitag: Wolfgang Schäuble wird Parteichef, Merkel Generalsekretärin
- **November 1999** Beginn der CDU-Spendenaffäre. Am 22. Dezember fordert Merkel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ die Loslösung der CDU vom Ehrenvorsitzenden Helmut Kohl.
- **Februar 2000** Schäuble kündigt an, nicht mehr für den Parteivorsitz zu kandidieren. Merkel übernimmt die Rolle der designierten Nachfolgerin
- **April 2000** Wahl zur CDU-Bundesvorsitzenden
- **Januar 2002** Merkel verzichtet zu Gunsten von CSU-Chef Edmund Stoiber auf die Kanzlerkandidatur bei der Bundestagswahl im Herbst
- **September 2002** Bundestagswahl: Rot-Grün gewinnt knapp, Merkel verdrängt Friedrich Merz als Fraktionsvorsitzenden
- **März 2004** Merkel setzt Horst Köhler als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten gegen parteiinternen Widerstand durch. Am 23. Mai wird er gewählt
- **Oktober 2004** Der Streit mit der CSU um die Gesundheitsreform eskaliert. Merkel favorisiert eine für alle Versicherten gleich hohe Pauschale, Stoiber einkommensabhängige Beiträge. Die Union verliert in Umfragen. CDU-Wirtschaftsexperte Merz erklärt seinen Rückzug aus der Partei- und Fraktionsspitze

DER SPIEGEL

MICHAEL EBNER / MELDEPRES

Christdemokratin Merkel, Zuhörer*: *Ein Affront gegen den Osten insgesamt*

ein wässriger Kompromiss herauskam, der selbst den eigenen Leuten nicht schmeckte. Beim Kündigungsschutz verpflichtete er die CSU auf ein radikales Konzept, das vor allem für Streit in der CDU sorgte.

Die Gesundheitsprämie, Merkels Prestigeprojekt, bekämpft er mit allen Mitteln, nur nicht mit einem eigenen Konzept. Bislang hat die CSU keines, das der Rede wert wäre, braucht sie auch nicht. Sie kann warten. Blockieren reicht.

So versucht die CSU nicht einmal ernsthaft den Eindruck zu erwecken, es ginge nur um die Sache. Die Bayern wollen diese Frau nicht.

Sie ist ostdeutsch, sie ist protestantisch, sie hat keine Kinder, sie ist geschieden und hat noch einmal geheiratet. In Wolfratshausen würde sie auffallen. Man würde sich so seine Gedanken machen, wie auch über ihren Duzfreund Guido Westerwelle und seinen Lebenspartner.

Kinderlosigkeit in der Führungsspitze der CDU ist zunehmend ein Thema für die CSU. Angela Merkel, Annette Schavan, Hildegard Müller – sie alle haben keine Kinder. Die CSU findet das seltsam, die katholische Kirche ebenfalls. Es kann auch im Jahr 2004 ziemlich schmutzig werden, wenn es um die Frage Macht und Frauen geht.

Stoiber hat es leicht. Er zeigt sich gern mit seiner sympathischen Frau, den properen Kindern und Enkeln. Da können sich die Wähler ihren Teil dazu denken.

Er denkt immer an viele Wähler, an die großen Mehrheiten. Er denkt an 50 Prozent und mehr. Er denkt an die Leute, die wenig haben. Auch sie sind seine Wähler. Er will nicht, dass sie durch eine Gesundheitsprämie stark belastet werden. Das ist der sachliche Aspekt seines Widerstands gegen die Gesundheitsprämie.

Eigentlich ist er im Vorteil. Er hat Zeit, und er hat die Sicherheit, ein Bayer zu sein. Aber er ist da schwach, wo Merkel stark ist. Stoiber gilt nicht als besonders nervenstark. Er zaudert, er ist nicht mutig.

Für die harten Attacken hat er Horst Seehofer aus Ingolstadt, einen Politiker, der nach einer schweren Krankheit vor nichts mehr zurückschreckt. Er ist stellvertretender Vorsitzender der CSU und Merkels Vize in der Fraktion. Vor allem aber ist er ihre größte Heimsuchung und Stoibers schärfste Waffe.

Seehofer kämpft mit allen Mitteln gegen die Prämie. Erst sprach er sich für die Bürgerversicherung aus, obwohl er diese zuvor vehement abgelehnt hatte. Er lancierte Papiere an die Presse, die mit gigantischen Zahlenspielen Merkel Unseriosität nachweisen sollten.

Eine echte Alternative bot er nie, dafür fand er immer neue Gründe gegen die Kopfpauschale. Monatelang geißelte er sie als „ungerecht“ und sprach von einer „drastischen Umverteilung von unten nach oben“. Als der SPIEGEL vergangene Woche Berechnungen veröffentlichte, wonach Reiche und Privatversicherte beim Merkel-Modell kräftig zuzahlen müssten, ließ er den Vorwurf des Unsozialen eilig fallen. Jetzt findet Seehofer plötzlich, die Union müsse die Steuersenkungspartei bleiben, sonst schwäche das die Wirtschaftskraft.

Merkel ist seinen Attacken schutzlos ausgeliefert. Sie kann ihn als Fraktionsvize nicht entlassen, dieses Recht hat nur die CSU-Landesgruppe.

Seehofer ist wahrscheinlich der unabhängigste Politiker in der Führungsriege der Union. Er ist ein Freak, eine „loose cannon“, eine Schiffskanone, die sich bei schwerer See von ihren Seilen gelöst hat und unkontrolliert hin und her rollt und dabei das eigene Schiff zerdeppert.

Aber er ist auch einer der besten Experten für Sozialpolitik. „Da kann ihm keiner in der CDU das Wasser reichen“, sagt ein Merkel-Vertrauter.

Wie mächtig er ist, zeigte sich im Frühling vorigen Jahres. Als „Privatisierungsorgie“ hatte Seehofer zuvor Merkels Pläne bezeichnet, bestimmte Leistungen aus dem Katalog der Gesetzlichen Krankenversicherung auszugliedern. Das sei ein „organisiertes Entlastungsprogramm für Rot-Grün“, schimpfte er, die Union dürfe aber der Wirtschaft „nicht blind hinterherlaufen“.

„Niemand ist unersetzlich“, ließ ihn Merkel telefonisch wissen. Das beeindruckte den 1,90-Meter-Mann aus Ingol-

* Im November 1990 beim Besuch einer Fischerhütte auf Rügen.

CDU-Vorsitzende Merkel: *Nichts verletzt sie so tief wie der Vorwurf, kein Urgewächs der Union zu sein*

JOCHEN LUEBKE / DDP

stadt nicht. „Ich lasse mir von Vorsitzenden nicht mehr vorschreiben, was ich zu denken habe“, verkündete er tags darauf im Fernsehen. Zur Belohnung durfte er mit SPD-Ministerin Ulla Schmidt die Gesundheitsreform verhandeln.

Den Gefallen eines Rücktritts à la Merz wird Seehofer der Fraktionsvorsitzenden nicht tun. Er will um jeden Preis wieder Gesundheitsminister werden. Trotzdem fällt Stoiber jedes Mal darauf herein, wenn Seehofer mit Rücktritt droht. Mit Engelszungen überredet er seinen Vize dann, doch im Amt zu bleiben, und bietet Zugeständnisse an. Stoiber ist dieser Seehofer nicht ganz geheuer. Der Sozialexperte ist an der Basis der Christsozialen äußerst beliebt und gilt als aussichtsreicher Aspirant auf den Parteivorsitz. Also bindet Stoiber ihn lieber ein, als ihn sich zum Gegner zu machen.

Was immer Seehofer anrichtet, er steht quasi unter Artenschutz – sehr zum Ärger von CDU-Chefin Merkel. Stoiber traut sich kaum, ihr gegenüber Zugeständnisse zu machen. Er fürchtet, dass ihn Seehofer dann stürzt. So regiert auch Stoiber die CSU nicht mit totaler Macht. Da die Themen, um die es geht, so komplex sind, braucht man Experten, und die erarbeiten sich ihre eigene Machtposition, womit sie zur Bedrohung ihres Chefs werden.

Angela Merkels bester Experte war Friedrich Merz, ebenfalls ihr Stellvertreter in der Fraktion, ebenfalls eine scharfe Waffe im Duell um die Macht, ebenfalls eine „loose cannon“, weil er sich unabhängig fühlt. Die Regierung fürchtete seine Reden zur Lage des Landes. Er arbeitete ein Steuerkonzept aus, für das ihn die Partei ihn Leipzig feierte. Aber er konnte nie verwinden, dass er, der ehemalige Fraktionsvorsitzende, unter der Fraktionsvorsitzenden Merkel arbeiten musste.

Merz sei ein „Sachradikaler“, hat der Wahlkampfmanager Michael Spreng über ihn gesagt. Merz verkauft auch seinen Rückzug als Dienst an der Sache. Er wolle sich der „Umsetzung unseres Steuerkonzeptes in ein Steuergesetzbuch“ widmen, teilte er in einem Brief der „lieben Angela“ mit. Dies werde umso besser gelingen, „je weniger einzelne Sachfragen von Personalfragen überlagert sind“. Doch mit Sachfragen hat sein Rückzug nichts zu tun.

Vor einigen Wochen erhielt er die Standard-Einladung der CDU zu einer Regionalkonferenz in Hamm. Der Partei sollte Merkels Reformkonzept schmackhaft gemacht werden. Wollte Merkel, dass er kommt? Wollte sie, dass er redet? Er wusste es nicht, weil sie sich nicht meldete.

Merz sah sein Bild von Angela Merkel bestätigt: Sie vertraut ihm nicht, sie bindet ihn nicht ein. Wann hätte sie je eine wichtige Entscheidung mit ihm diskutiert? Als er im

STEPHAN SCHRAPS

Politiker Stoiber, Westerwelle*: *Man würde sich so seine Gedanken machen*

* Mit Westerwelles Lebenspartner Michael Mronz im Juli beim Empfang zum 50. Geburtstag Angela Merkels im Berliner Konrad-Adenauer-Haus.

Sommer über eine Abschaffung des Kündigungsschutzes räsonierte, hat sie ihn nicht gegen die Angriffe vom Sozialflügel verteidigt. Friedrich Merz fuhr nicht nach Hamm.

Auch Merz sieht Merkel als ostdeutsche Krisengewinnlerin, die die Partei nicht versteht. Er findet, sie habe kein Recht, die CDU zu führen.

Dabei steht er ihr inhaltlich nahe. Merz unterstützte Merkels Gesundheitskonzept, sie ließ ihm Freiraum in der Wirtschafts- und Finanzpolitik. „Ordnungspolitisch tickt sie sauber“, sagte Merz im kleinen Kreis. Menschlich hält er sie für verkorkst.

Es geht Merkel schlecht, sie könnte Hilfe brauchen. Aber warum sollte er für sie die Kohlen aus dem Feuer holen? Merz weiß genau, welche Probleme sein Rücktritt der Parteivorsitzenden bringt. Die Krise der Union will er sich von der Seitenlinie aus angucken.

Er steht bereit für die Zeit danach, als Fraktionschef, als Schattenminister. „Ich kann mir manches vorstellen“, sagte er letzte Woche auf die Frage, ob er in ein politisches Führungsamt zurückkehren werde.

Was die Partei sich vorstellen kann, ist eine andere Frage. Die Mehrheit hält Merz für einen brillanten Fachmann, aber für unberechenbar. Warum hat er die Verantwortung einfach abgegeben? Merz will, dass die CDU die Lücke sieht, die er hinterlässt. Er will vermisst werden.

Eigentlich müsste er jetzt still sein, er hat sich ja selbst ausgewechselt. Aber kann einer wie Merz schweigen? „Mit angezogener Handbremse kann er nicht Politik machen“, sagt einer, der ihn gut kennt. Wenn er weiter stänkert, wird er schnell zu einer Art Oskar Lafontaine der Union werden. Dann könnte der Abschied aus der Spitze dauerhafter sein, als Merz sich dies vorstellt.

Merkel hat jetzt das Problem, wie sie ihn ersetzen soll. Die Wunschbesetzung der Unionsspitze ist Wolfgang Schäuble, der damit seiner Vorsitzenden einen großen Dienst erweisen würde. Am vergangenen Freitag unterbreitete Merkel ihrem Amtsvorgänger telefonisch ihr Angebot. Der 62-Jährige befand sich auf einer Reise in die Ukraine und bat sich bis Anfang dieser Woche Bedenkzeit aus.

Es ist das letzte Aufgebot. Außer Schäuble kann nicht mehr viel kommen. Die Union steht bundespolitisch schlecht da. Aber im Alleingang und mit einem mutigen Programm wird Merkel die Kanzlerschaft kaum erringen.

Ihre Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik ist das Epizentrum, von dem das Beben innerhalb der Union ausgeht. Hier sind die großen Veränderungen geplant, hier hat Angela Merkel ihr Betätigungsfeld entdeckt, mit dem sie den Wiederaufstieg der Union und des Landes schaffen will.

Während die SPD über die Tagespolitik zur Reformarbeit fand, versucht sie sich und die Union konzeptionell auf eine Regierungszeit vorzubereiten. Sie träumt von

FESTINA
SINCE 1902
FESTINA

Toronto - der kühle Charme der Weltstadt

Die Architektur dieses Chronographen zeugt von urbaner Klasse. Hochglänzend polierter Edelstahl und mattes warmtoniges Leder stehen in einem attraktiven Spannungsverhältnis.

Modell 16135/2 - 169,00 €* unverbindliche Preisempfehlung

www.festina.de

Deutschlandfunk

Drogen,
Menschenhandel,
Prostitution ...

Kampf gegen das Patriarchat in Albanien –
Das Frauenhaus »Vatra« in Vlora

Das Feature
Dienstag, 19. Oktober
19.15 Uhr

HÖREN IST WISSEN.

Hörerservice: (0 18 03) 37 23 46 | www.dradio.de

einem „Konzept aus einem Guss“. Ihre Pläne, mit denen sie den Machtkampf bestreiten will, sehen derzeit so aus:

Die Steuersätze sollen erneut gesenkt werden, so lange, bis nur noch drei Stufen übrig bleiben. Verabredet ist im Moment folgendes Modell: Die Geringverdiener, also Bürger mit einem zu versteuernden Einkommen zwischen 8000 und 16 000 Euro im Jahr, sollen 12 Prozent an den Fiskus abführen, die mittleren Einkommen sind mit höchstens 24 Prozent dabei, und die Spitzenverdiener sollen nur noch maximal 36 Prozent zahlen. Eine Überarbeitung des Modells ist wahrscheinlich.

Merkels Meisterstück soll die Entkoppelung der Gesundheitskosten von den Arbeitskosten werden. Bisher zahlen Arbeiter und Angestellte bis zu jener magischen Einkommensgrenze von 3487,50 Euro, die von Experten Beitragsbemessungsgrenze getauft wurde, rund 14 Prozent ihres Gehalts für die Krankenkasse. Steigen die Gesundheitskosten, was sie meistens tun, steigen Beitragssatz und Arbeitskosten.

Diese staatlich verordnete Verteuerung der einfachen Arbeit ist für viele Branchen zum Todesurteil geworden. Die Jobs wandern ins Ausland, verflüchtigen sich in Richtung Schwarzarbeit, werden durch Maschinenkraft ersetzt.

Hier setzt Merkels Idee von Entkoppelung an. Die Gesundheitsprämie ist nur der Anfang. Sie soll von allen pauschal gezahlt werden, zum Beispiel 180 Euro im Monat. Für die Großverdiener kommt ein heftiger Steueraufschlag hinzu, der den Schwachen als staatlicher Zuschuss zugute kommt. Am Ende der komplizierten und von nahezu allen Experten empfohlenen Operation ist nicht mehr Geld im System, es wird nur anders eingesammelt. Die Spitzenverdiener zahlen drauf, die einfache Arbeit wäre entlastet. „Erstmals“, sagt der Miterfinder des Prämie, Professor Bert Rürup, „würde man den medizinisch-technischen Fortschritt in Deutschland nicht an der Höhe der Arbeitslosigkeit ablesen können.“

Auch die übrigen Reformideen der Angela Merkel kreisen um den Arbeitsmarkt: mehr Flexibilität für Kleinunternehmer, weniger Kündigungsschutz für Neueinstellungen und – erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik – auch ein Eingriff in die Tarifautonomie. Diese Tarifgemeinschaft von Gewerkschaften und Arbeitgebern möchte Merkel öffnen, zum Beispiel für betriebliche Bündnisse zur Rettung von Arbeitsplätzen.

Merkel will, assistiert von dem Präsidenten des ifo-Instituts, Hans-Werner Sinn, Wachstum stimulieren. Und sie will die heute rigiden Regeln für die Beschäftigung derart lockern, dass dieses Wachstum auch zu Neueinstellungen – und nicht zu Überstunden – führt.

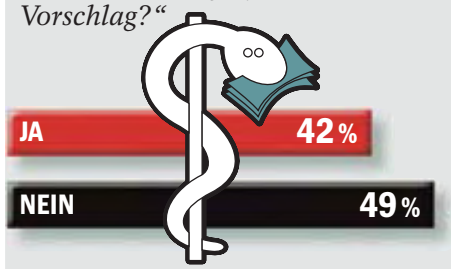
Die Bundesrepublik lebe von der Substanz, sagt sie, so wie einst die DDR. Sie habe ja schon mal ein System, das auch der Westen lange für ökonomisch stabil hielt, in sich zusammensacken sehen.

Bisher hat das Programm ihr den Ruf sozialer Kälte eingetragen, auch in der CDU. Uwe Solinger zum Beispiel, Verwaltungsangestellter und Parteimitglied im Ortsverband Bischofsheim in Hessen, findet ihr Konzept fatal, weil damit die Sozialleistungen der aktuellen Kassenlage des Staats unterworfen seien. „Die Merkel hat da ein Verständnisproblem“, sagt er, „die ist ja erst seit 15 Jahren in Westdeutschland.“ Auch am Bahnhof Bischofsheim sind die Türen des Zugs versperrt.

Eins von Merkels Problemen ist, dass sie mit ihren Reformkonzepten die Vernunft der Mitglieder anspricht, nicht aber das Herz. Deshalb sucht sie nach einem Thema, das die Leidenschaft der Union befeuert.

UMFRAGE: GESUNDHEITSMODELL

„Die CDU möchte eine einheitliche Pauschale bei der Krankenversicherung einführen. Geringverdiener würden einen Zuschuss aus Steuermitteln erhalten, der durch einen Solidaritätszuschlag auf die Einkommensteuer finanziert werden soll. Begrüßen Sie diesen Vorschlag?“



TNS Infratest für den SPIEGEL vom 12. und 13. Oktober; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/ keine Angabe

Es müsste ein Traditionsthema sein, ein Bewahrungsthema. Merkel will mit ihren Reformen radikal verändern, aber ein konservatives Gemüt will vor allem bewahren: die Familie, die bürgerlichen Werte, das Deutsche in Deutschland.

Angela Merkel steht dafür nicht. Sie ist im Grunde ihres Herzens eine Liberale. Aber sie ist die Vorsitzende einer konservativen Partei, das ist ihr Dilemma. Sie leiht sich manchmal Konservatismus, und dann sieht sie meistens schlecht aus, wie vergangene Woche, als es um die Türken ging.

Angela Merkel hatte den möglichen EU-Beitritt der Türkei als konservatives Erregungsthema entdeckt. Geschickt redet sie von einer „Privilegierten Partnerschaft“ statt von einer Vollmitgliedschaft, doch die Botschaft an die konservative Stammklientel ist klar: Die Türkei gehört nicht in den Christenclub Europa.

Vergangene Woche aber überspannte Merkel den Bogen. Um nicht noch eine

GEFÄHRLICHE PARTEIFREUNDE Merkels Widersacher in der CDU

HONKPRESS / ACTION PRESS

Peter Müller, 49
Der saarländische Ministerpräsident betrieb 2002 Stoibers Kanzlerkandidatur. Fühlt sich von Merkel zu wenig ernst genommen. Ist gegen radikale Einschnitte bei den Sozialsystemen. Mit Wulff und Koch schon in der Jungen Union verbunden.

WALTER SCHMIDT / NOVUM

Christian Wulff, 45
Den CDU-Vize glaubte Merkel lange an ihrer Seite, bis er sich vor der Wahl 2002 für Stoiber stark machte. Distanziert sich von ihr, seit er Ministerpräsident in Niedersachsen ist. Hofft auf die Kanzlerkandidatur im Jahr 2010.

STEFAN HUSCH / TERZI

Roland Koch, 46
Der Hessen-Premier verkörpert, was Merkel aus Sicht vieler Christdemokraten fehlt: Er ist konservativ, rhetorisch brillant, gut vernetzt. Findet Merkels Kompromisse mit der Bundesregierung falsch. Aussichtsreichster Nachfolger, falls Merkel scheitert.

MARTIN MEISSNER / AP

Jürgen Rüttgers, 53
Der Chef der NRW-CDU hält Merkels Gesundheitsprämie für schwer vermittelbar. Will nächstes Jahr Ministerpräsident werden und schmiedete dafür eine Allianz mit Stoiber. Forderte zu Merkels Ärger eine „Generalrevision" der Hartz-Reformen.

Front mit der CSU zu eröffnen, schloss sie sich flugs der Anregung der bayerischen Schwesterpartei an, die Bundesbürger gegen den EU-Beitritt zu mobilisieren. „Ich glaube, dass man sich durchaus überlegen kann, eine Unterschriftenaktion für eine privilegierte Partnerschaft und gegen eine Vollmitgliedschaft zu machen", sagte Merkel am vorvergangenen Sonntag.

Sätze, die sie schnell bereute. „Wir dürfen keinen Religions- oder Kulturkampf entstehen lassen", warnte der CDU-Europapolitiker Matthias Wissmann. Selbst der ihr stets ergebene Außenpolitiker Friedbert Pflüger ging auf Distanz: „Ich rate von einer Unterschriftenaktion ab."

Schon auf der CDU-Regionalkonferenz am vergangenen Dienstag in Mainz erwähnte Merkel die Sache nicht mehr.

Es wird sie nicht geben. Und Merkel hat einmal mehr gezeigt, dass sie Konservatismus nicht kann. Ihre Gegner im Machtkampf sammeln solche Fehlschläge. Damit soll dann ihre Nicht-Ankunft bewiesen werden, zudem ihre angebliche Führungsschwäche. Warum denn, wird immer häufiger gefragt in der Union, kann sich Merkel nicht gegen Stoiber durchsetzen. Sie ist die Vorsitzende der weitaus größeren Partei.

Aber was nützt ihr das, wenn ihr die Bataillone fehlen. Die starken Ministerpräsidenten der CDU bilden genüsslich ein Kartell des Schweigens und Stichelns. Keiner von ihnen ist bereit, für Merkel zu kämpfen. Merz' Rückzug sei „wohl überlegt", sagte Wulff in der vergangenen Woche. Koch sagte gar nichts.

Roland Koch ist Merkels erbittertster Gegner. Während der hessischen Spendenaffäre Anfang 2000 hat sie ihn unter vier Augen zum Rücktritt aufgefordert. Das hat er nicht vergessen. Er hätte die besten Chancen, Merkels Nachfolger zu werden, wenn sie scheitert. Allerdings läuft ihm die Zeit davon: Christian Wulff etabliert sich langsam als Nummer zwei der CDU, aber ein Sturz Merkels käme für ihn noch zu früh. Um Kanzlerkandidat zu werden, müsste er beweisen, dass sein Wahlsieg Anfang 2003 kein Zufall war.

Koch und Merz reden regelmäßig miteinander, so offen, wie dies unter Spitzenpolitikern möglich ist. Merz hat Koch als einen der Ersten über seinen Rückzugsplan informiert. Beide teilen viele Ansichten über Merkel – halten ihr Führungsschwäche vor, ihre Unfähigkeit, starke Mitstreiter neben sich zu dulden. Koch äußert sich nicht mehr öffentlich über Merkels Kurs, aber seine Ansichten sind hinlänglich bekannt.

Der Familienkrach mit der CSU und Merz' Rücktritt kommen ihm gelegen. Taktisch ist die Situation komfortabel: Er ist für die Gesundheitsprämie und kann Merkel nach außen unterstützen. Durchsetzen muss sie sich allein. Wenn sie es nicht schafft, hat er Recht behalten: Sie kann nicht führen. Dann würde er zum Zuge kommen.

Wulff hat ein Interesse daran, dass eine geschwächte Merkel politisch überlebt. Seine Zeit käme erst, wenn nach einer verlorenen Bundestagswahl ein Ersatz für die Parteivorsitzende gesucht würde. Wulff wird sich nicht für Merkel verkämpfen, aber ein Putsch wäre für ihn schlecht.

Ende des Monats trifft sich die komplette Führung von CDU und CSU, um einen Kompromiss für das Gesundheitssystem zu finden. Dabei fällt eine Vorentscheidung über das politische Schicksal Angela Merkels.

Drei Szenarien sind in den dann folgenden Wochen denkbar:

1. Der faule Kompromiss. Stoiber und Merkel einigen sich zum Beispiel darauf, die Gesundheitsprämie erst 2013 einzuführen, wie es ohnehin einmal vorgesehen war. Aber wer weiß schon, was bis 2013 alles passiert. Zwar hätte Merkel die Einheit der Union wieder hergestellt. Doch die Reform wäre nur ein Bekenntnis, Merkels Ruf als Reformerin ruiniert.

Vor allem ihre Kritiker Friedrich Merz und Roland Koch würden ihr vorwerfen, eingeknickt zu sein. Die Folge wäre eine Kanzlerkandidatur, die Teile der Partei nur unter Murren mittragen.

2. Kein Kompromiss. Merkel und Stoiber beharren auf ihren Positionen. Diese Variante ist durchaus wahrscheinlich, wollen doch beide ihr Gesicht wahren. Merkel kann ihre Prämie nicht abspecken, Stoiber fürchtet Zorn und Macht seines Stellvertreters Horst Seehofer, wenn er der Prämie zustimmt.

In dieser Lage stünde Merkels politische Zukunft auf der Kippe. Mit zwei konkurrierenden Konzepten würde die Union zum Gespött von Rot-Grün.

3. Merkel setzt sich durch, Stoiber knickt ein, weil er sich nicht dem Verdacht aussetzen will, er schade der Union aus eigensüchtigen Motiven.

Zudem gerät Stoiber in der bayerischen Landesgruppe immer mehr unter Druck. Nicht nur viele junge CSU-Bundestagsabgeordnete, auch Mittelstandsvertreter und sogar Mitglieder der Fraktionsführung halten Merkels Prämienmodell für die bessere Lösung.

Vor dem CSU-Parteitag am 19. November ist ein solcher Schwenk jedoch un-

ARND WIEGMANN / REUTERS

Kanzler Schröder, Vize Fischer
Höhere Popularität

wahrscheinlich. Danach öffnet sich für Stoiber ein Zeitfenster von zwei Wochen bis zum CDU-Parteitag, der am 5. Dezember beginnt. Dort könnte er sich dann von den Delegierten der großen Schwesterpartei feiern lassen.

Die große Siegerin aber wäre Angela Merkel. Sie würde in Düsseldorf per Akklamation zur Kanzlerkandidatin nominiert und könnte mit einer geschlossenen Union in den Wahlkampf ziehen.

An einem Sturz Merkels kann ohnehin niemandem so wenig gelegen sein wie Edmund Stoiber. Nur sie macht ihn stark, durch ihre Schwächen, durch die Möglichkeit, sie als Ostdeutsche und Frau auszugrenzen.

Was wäre denn, wenn Roland Koch CDU-Vorsitzender würde? Ein erfahrener westdeutscher Katholik, als Regierungschef erfolgreich, in der Union tief verwurzelt, vom rechten Unionsflügel verehrt – wer bräuchte dann noch Edmund Stoiber, außer den Bayern? In einer Regierung Koch wäre Stoiber kein Superminister, egal welchen Zuschnitt sein Ressort hätte. Neben einer Kanzlerin Merkel wäre er der starke Mann.

Er braucht Merkel, sie braucht Stoiber, um in Bayern wählbar zu sein. Sie gehören zusammen, sie sind nicht gerade das Traumpaar der deutschen Politik, aber sie sind ein Paar. Wenn sie das einsehen würden, dürfte eine Einigung nicht so schwierig sein. Und gemeinsam würden sie sich womöglich sehr viel Macht sichern.

Dirk Kurbjuweit; David Costanzo, Markus Feldenkirchen, Gunther Latsch, Ralf Neukirch, Conny Neumann Christoph Schult, Gabor Steingart

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wie in einer Ehe“

CDU-Parteichefin Angela Merkel über den Dauerstreit mit der CSU, den plötzlichen Abgang ihres Widersachers Friedrich Merz und ihre Entschlossenheit, die Union auf Reformkurs zu steuern

SPIEGEL: Frau Merkel, Sie kennen das geflügelte Wort: Die Steigerung von Feind heißt Parteifreund. Was haben Sie in dieser Hinsicht in den vergangenen Wochen Neues über das Innenleben der Union erfahren?

Merkel: Ich bin nun wirklich nach 15 Jahren Politik über die Phase des Erstaunens hinaus. Was nicht heißt, dass es mir gleichgültig ist, wie da zwei Schwesterparteien miteinander umgehen.

SPIEGEL: Mit christlichen Werten jedenfalls hat das Gezänk wenig zu tun. CSU-Vize Horst Seehofer nennt die CDU-Beschlüsse zur Gesundheitsreform einen „Sympathie-Killer“ und wirft der CDU-Chefin „fehlende Professionalität“ vor.

Merkel: Auf einer der Regionalkonferenzen wurde sehr treffend gesagt: Vater und Mutter sollten sich erst dann streiten, wenn die Kinder schlafen und nicht, wenn sie wach sind. Diese Erwartung unserer Basis ist berechtigt. Wir alle wissen doch: Parteien sind nur dann stark, wenn sie geschlossen auftreten.

SPIEGEL: Die Umfragewerte bröckeln, allerorten ist wieder von einer Krise in der Union die Rede – und Sie appellieren an das Verantwortungsgefühl Ihrer innerparteilichen Gegner?

Das Gespräch führten die Redakteure Dirk Kurbjuweit, Ralf Neukirch und Gabor Steingart.

Merkel: Es geht nicht um Appelle. Allen muss die Kulisse klar sein, vor der wir in Deutschland diskutieren: Jobangst bei Karstadt, Massenentlassungen bei Opel, neue Sorgen bei VW. Vor dem Hintergrund der teils dramatischen ökonomischen Verwerfungen wiegt unsere Verantwortung doppelt schwer.

SPIEGEL: Wenn Sie diesen Sommer im Rückblick betrachten – was war der Hauptfehler der Opposition?

Merkel: Alle in der Union müssen zur Kenntnis nehmen, dass nur honoriert wird, wenn wir einheitliche politische Aussagen machen, sonst verunsichert man die Menschen. Ist man nun für die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe oder dagegen? Ist man für eine Reform des Gesundheitssystems oder dagegen? Gerade in schwierigen Zeiten heißt es deshalb Kurs zu halten.

SPIEGEL: „Weiter so“ ist also Ihre Lehre aus dem Sommertheater?

Merkel: So einfach will ich es mir nicht machen. Ich glaube, dass die Partei jetzt zwei Erwartungen hegt: Sie möchte von den eigenen Überzeugungen möglichst viel durchgesetzt sehen und gleichzeitig die Einigung mit der CSU, weil jeder weiß, dass CDU und CSU in jeder Wahlauseinandersetzung gemeinsam marschieren müssen. Diese Sehnsucht nach Konsens wiegt für die Leute genauso stark wie die überzeu-

JANNI CHAVAKIS / LAIF

CDU-Politiker Merz: *„Zu behaupten, er würde keine Lücke reißen, wäre falsch“*

AUSSENPOLITIK

Eine Welt voller Freunde

Zielstrebig verändert Kanzler Gerhard Schröder die Grundsätze der deutschen Diplomatie. Die Menschenrechte sind zur nachrangigen Größe geworden, ehemals verpönte Waffengeschäfte stoßen selbst bei den Grünen nur noch auf wenig Protest.

Der Oberst bemühte sich geradezu hingebungsvoll um seinen Gast. Drei Stunden lang redete Muammar al-Gaddafi, in rotbraunem Gewand mit schwarzer Kappe, am späten Donnerstagabend auf Gerhard Schröder ein.

Im Beduinenzelt sprach Gaddafi bei Suppe, Lammfleisch und Reis vor allem über ein Thema: die Landminen, die deutsche Truppen im Zweiten Weltkrieg in der libyschen Wüste zurückgelassen hatten. Für die Beseitigung des tödlichen Erbes, mahnte der Revolutionsführer, müssten die Deutschen mehr tun.

Doch der Bundeskanzler war nicht zur Geschichtsbewältigung zu dem Despoten gekommen. Natürlich werde man bei der Minenräumung helfen, versicherte Schröder. Aber jetzt gelte es doch, „nicht mehr die Vergangenheit nachzuarbeiten, sondern gemeinsam in die Zukunft zu blicken“.

Und die erscheint dem Kanzler in Libyen überaus verlockend: Das Land ist mit elf Prozent Importanteil der größte arabische Öllieferant der Bundesrepublik. Auch das Potenzial darüber hinaus ist riesengroß: Bis zu zehn Prozent der weltweiten Erdölvorräte werden in Libyen vermutet. Bis zum Jahr 2010 will das Land seine jährliche Förderung verdoppeln, die Investitionen dafür werden auf 30 Milliarden Dollar veranschlagt. Schon warten Dutzende deutscher Unternehmen wie Lufthansa, Hochtief und Wintershall ungeduldig darauf, in Libyen neue oder bessere Geschäfte zu machen.

Das Risiko für die heimischen Konzerne hat die Bundesregierung schon im Sommer eingegrenzt. Investoren dürfen seither bei Geschäften mit dem einstigen Förderer des weltweiten Terrorismus wieder auf Hermes-Bürgschaften hoffen.

Ob Libyen, China oder die Türkei – wohin der Kanzler auch reist, seine Welt ist voller Freunde. Wie es um Rechtsstaatlichkeit und humanitäre Grundsätze bestellt ist, kümmert ihn immer weniger. Stattdessen trimmt Schröder seine Diplomatie ungeniert auf „Interessen, die es zu realisieren gilt“, wie er in Libyen mitteilte. Im Klartext: Gut ist, was der deutschen Wirtschaft nützt.

Zur Berliner Realpolitik im siebten Jahr von Rot-Grün gehört auch ein deutlich gelockertes Verhältnis zu Rüstungsexporten. Was vor kurzem noch als ausgesprochen heikel galt, ist heute beinahe selbstverständlich:

- Mitte September beschloss der Bundessicherheitsrat den Export von 20 „Fuchs“-Transportpanzern an das Bürgerkriegsland Irak. „Diese Ausrüstungshilfe“, formulierte Grünen-Chefin Claudia Roth kess, „ist für mich kein Rüstungsexport.“
- Vorvergangenen Donnerstag warb Schröder in Neu-Delhi bei Premier Manmohan Singh für den Kauf deutscher U-Boote. „Wir sind bei weitem noch nicht am Ende unserer Möglichkeiten“, frohlockte der Kanzler über die Aussichten der deutsch-indischen Handelsbeziehungen.
- Vorigen Montag stimmte Joschka Fischer im Außenministerrat der Europäischen Union für die Aufhebung des Waffenembargos gegen Libyen.
- Nur einen Tag später lockerte Fischer auch das strikte Nein der Koalition gegen die Lieferung von Kampfpanzern an die Türkei: Wenn die Dinge sich ver-

SABRI ELMHEDWI / DPA

Gesprächspartner Schröder, Gaddafi: *„Interessen, die es zu realisieren gilt“*

änderten, müsse die Lage „im Lichte der veränderten Realitäten neu bewertet werden“ (siehe SPIEGEL-Gespräch Seite 44).

Das Interesse der Türken an deutschen Rüstungslieferungen ist nie erloschen. 1999 noch wäre die rot-grüne Koalition an einer Panzer-Order der Türkei beinahe zerbrochen. Ein einziger „Leopard 2“-Testpanzer für Ankara, dem 1000 weitere folgen sollten, brachte die Grünen heftig in Rage. „Wütend und enttäuscht“ äußerte sich damals Claudia Roth. In einer Koalitionsrunde wurde es zwischen Schröder und Fischer laut. „Dann gehen wir eben im Dissens auseinander“, brüllte der Außenminister. Und der Kanzler keilte zurück: „Ihr wollt die Kapitulation.“

Die gab es nicht. Stattdessen blieb der Kontakt zwischen deutschem Verteidigungsministerium und türkischen Militärs informell immer eng. Und er wurde noch enger, als sich im Sommer abzeichnete, dass der Türkei von der Europäischen Union Beitrittsverhandlungen angeboten würden.

REUTERS / ULLSTEIN BILDERDIENST

Türkischer Soldat: *Guter Kontakt zu den Deutschen*

ULRICH BAUMGARTEN / VARIO PRESS

„Leopard 2“-Panzer: *„Veränderte Realitäten“*

Kurz darauf tourte eine türkische Delegation durch Bundeswehrdepots, um die ausgemusterten „Leopard 2“-Panzer und ihren technischen Zustand zu inspizieren. 350 gebrauchte Exemplare wollen die Türken, und die rot-grüne Regierung ist fest entschlossen, die Geräte auch zu liefern. Lediglich der Preis wird noch verhandelt. Eine offizielle Anfrage möchten die Türken erst stellen, wenn sie sich sicher sind, dass diese positiv beschieden wird.

Zumal auch Verteidigungsminister Peter Struck ein hohes Interesse an dem Verkauf der Panzer hat. Mit einem Schlag wäre er einen ordentlichen Teil seiner überflüssigen Kampfpanzer los, die Bundeswehr müsste sie nicht mehr unterhalten, und in seine notorisch klamme Kasse kämen bis zu 150 Millionen Euro.

Derweil treibt Schröder die Liberalisierung der deutschen Exportpraxis in einem noch heikleren Fall voran: Er kämpft für die Aufhebung des EU-Waffenembargos gegen China. Verhängt wurde es nach der blutigen Niederschlagung der Studentenproteste 1989 auf dem Platz des Himmlischen Friedens. Jetzt will Schröder wieder mit den Chinesen Waffengeschäfte machen. „Ich werde mit Ja stimmen“, ließ er alle Zweifler in der Europäischen Union bereits wissen. Er hat es seinen Gesprächspartnern in Peking schließlich in die Hand versprochen.

Dabei agiert er in enger Abstimmung mit dem französischen Präsidenten Jacques Chirac. Der fand vorvergangene Woche bei seinem Besuch im Reich der Mitte, es sei geradezu „eine Feindseligkeit gegenüber China“, auf Rüstungsexporte zu verzichten.

Die Partner in Paris und Berlin wollen vor allem ihr gemeinsames Lieblingsunternehmen fördern, die deutsch-französisch dominierte Luftfahrt- und Rüstungsschmiede EADS. Der Konzern will Transportflugzeuge, Raketen und weiteres Hightech-Material nach Asien verkaufen. „Am vielversprechendsten bleiben die Hubschrauber“, frohlockt bereits Rainer Hertrich, EADS-Vorstandschef. Bei den Helikoptern hält das staatlich gepäppelte Unternehmen in Asien bereits einen Marktanteil von 25 Prozent im Rüstungsbereich – China ausgenommen.

Das soll sich nun ändern. Unter dem Druck der Deutschen und Franzosen schwindet in Europa der Widerstand der Briten, die im Einklang mit den USA eine Aufrüstung der künftigen Supermacht China mit westlichen Waffen verhindern wollen. Der niederländische EU-Ratspräsident Bernard Bot übt sich in neuer Lockerheit: „Es gibt keine Verknüpfung zwischen einer Aufhebung des Waffenembargos und den Menschenrechten.“ Und EADS-Chef Hertrich ist zuversichtlich: „Ich rechne damit, dass das Embargo bis 2005 aufgehoben werden wird.“

So viel Geschäftssinn wäre vor zwei Jahren noch auf erheblichen politischen Widerstand gestoßen. Nach dem Wahlsieg 2002 hatte sich die rot-grüne Bundesregierung im Koalitionsvertrag verpflichtet: „Internationale Friedenssicherung kann nur mit Schutz und Umsetzung von Menschenrechten erfolgreich sein.“ Und zu den Waffenexporten hieß es: „Die Bundesregierung setzt sich auf internationaler Ebene dafür ein, dass der Begrenzung des Handels mit überschüssigen Waffen mehr Bedeutung zugewiesen wird.“

Heute gilt das offensichtlich nicht mehr. Der jüngste Jahresbericht von Amnesty International über die Türkei beklagt zwar in aller Deutlichkeit: „Anhaltende Berichte über Folterungen und Misshandlungen im Polizeigewahrsam und über die Anwendung exzessiver Gewalt gegenüber Demonstranten gaben weiterhin Anlass zu großer Sorge.“ Darüber hinaus sei es „zu früh, um eine wesentliche Verbesserung der Menschenrechtslage infolge der Gesetzesänderungen erkennen zu können“.

Doch im Vorfeld der absehbaren EU-Beitrittsverhandlungen hat sich Berlin entschlossen, die Türkei als Quasi-Rechtsstaat zu akzeptieren.

Vergessen sind die im Jahr 2000 festgeschriebenen Grundsätze der Bundesregierung für Waffenexporte. So dürfte die Türkei bei regelgerechter Auslegung der deutschen Exportrichtlinien wohl überhaupt keine Waffen mehr beziehen. Der Grund: Deutsche Maschinenpistolen des Typs MP 5, die in Lizenz in der Türkei gefertigt werden, sind offensichtlich auch in Indonesien im Einsatz.

Laut den amtlichen Berliner Maximen müsste die Türkei nun „bis zur Beseitigung dieser Umstände grundsätzlich von einer Belieferung mit weiteren Kriegswaffen und kriegswaffennahen sonstigen Rüstungsgütern ausgeschlossen“ werden. De facto schert sich niemand um diese Endverbleibsklausel, und sie wird auch nirgendwo systematisch kontrolliert. „Das ist ein Problem“, räumt SPD-Sicherheitsexperte Gernot Erler ein.

Auch an den Machthabern in Peking war die Kritik einst lauter. Vor gerade mal zehn Monaten hieß es in einer Resolution der grünen Bundestagsfraktion: „Die Menschenrechtslage in China ist katastrophal.“ Und der Kanzler erhielt von seinem Koalitionspartner den deutlichen Hinweis: „Die Ankündigung der Aufhe-

bung des Waffenembargos ist ein völlig falsches Signal."

Heute äußern sich auch SPD-Linke gewundener und moderater. Aus dem Hause von Entwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul heißt es, Waffenlieferungen an China lehne sie in Übereinstimmung mit den Richtlinien zum restriktiven Waffenexport grundsätzlich ab. Und die geplanten Geschäfte mit Ankara kommentiert sie: „Ich bin sehr für Hilfen für die Türkei. Aber mir fallen dabei Investitionen in menschliche Sicherheit ein und nicht Panzer."

Bei den Grünen kommt der einst stürmische Protest allenfalls noch als laues Lüftchen daher. Es sei „wegen der Terror-Debatte schwerer geworden, auf Menschenrechtsstandards zu pochen", bekennt Winfried Nachtwei, Sicherheitsexperte der Partei. Man müsse aufpassen, „dass vor lauter Terrorismusbekämpfung die Menschenrechtsmaßstäbe nicht vergessen werden", sagt der sonst wortgewaltige Kollege Hans-Christian Ströbele.

Geradezu demonstrative Gelassenheit hat sich Claudia Roth verordnet, die ausscheidende Menschenrechtsbeauftragte der Regierung, die zum zweiten Mal an die Spitze der Grünen aufgerückt ist. Natürlich gebe es „keinen Genehmigungsautomatismus", vermerkt sie, aber man müsse auch die „Dynamik der Veränderung in der Türkei" berücksichtigen.

Noch huldigt zwar die grüne Basis den lang gehegten Idealen. Doch nach dem Parteitag Anfang des Monats in Kiel ignorierte die Parteiführung den Mehrheitsbeschluss, die Lieferung von 20 „Fuchs"-Panzern an den Irak abzulehnen.

Die Neu-Vorsitzende Roth erklärte kurzerhand, es seien ja gar nicht mehr alle Teilnehmer in der Halle gewesen. Ihr Kollege Reinhard Bütikofer bekannte, er sehe in dem Votum keinerlei Auftrag, etwas gegen die Panzerlieferung zu unternehmen.

Was früher zu offener Revolte in den grünen Landesverbänden geführt hätte, wird heute still akzeptiert. Sie habe sowieso nicht die Erwartung gehabt, „dass die Bundesregierung ihre Entscheidung zurücknimmt", sagte die baden-württembergische Landesvorsitzende Sylvia Kotting-Uhl. „Wir sind ja keine Traumtänzer."

So viel Realismus freut den Bundeskanzler, der Gaddafi in der vergangenen Woche umgehend zu einem Gegenbesuch nach Berlin – immerhin an die Stätte eines seiner Mordanschläge – eingeladen hat. Der Oberst, der gern mit Kamelen und einer faltbaren Unterkunft reist, hat bereits zugesagt.

Ganz im Geiste der neuen Pragmatik sind Schröders Leute vorbereitet: „Wir haben im Garten des Kanzleramtes alle Fazilitäten, notfalls auch ein Zelt aufzubauen."

RALF BESTE, TINA HILDEBRANDT, HORAND KNAUP

UTA RADEMACHER

Außenminister Fischer: *„Unsere Grundsätze haben sich keinen Deut verändert"*

SPIEGEL-GESPRÄCH

„In die falsche Richtung gedacht"

Außenminister Joschka Fischer über die mögliche Entsendung deutscher Truppen in den Irak, unklare Export-Richtlinien für Rüstungsgüter und die beabsichtigte Aufnahme der Türkei in die EU

SPIEGEL: Herr Minister, in Kreisen der rot-grünen Koalition herrscht Verwunderung über Ihren Kabinettskollegen Peter Struck, der einen Einsatz deutscher Truppen im Irak nur für „jetzt", aber „nicht auf die Ewigkeit ausschließen" will. Was hat den dazu getrieben?

Fischer: Ich denke, Peter Struck hat inzwischen klar gemacht, dass seine Äußerungen den Schlagzeilenwirbel, den das produziert hat, nicht rechtfertigen. Die Haltung der Bundesregierung ist unverändert: Es sind keine deutschen Soldaten im Irak, und es werden dort keine sein.

SPIEGEL: So ähnlich hat sich der Kanzler auch ausgedrückt – aber seinen Verteidigungsminister damit nicht wirklich stoppen können. Der redet immer noch über Zeit und Ewigkeit.

Fischer: Die Bundesregierung ist für solche Dimensionen nicht zuständig; das sind andere Instanzen, die Kirchen und Glaubensgemeinschaften. Das große Problem, das ich sehe, ist, dass sich im Irak die Optionen verengen. Ich halte es nicht für eine konstruktive Option, hier westliche Truppen auszutauschen! Ich halte das für in die falsche Richtung gedacht.

SPIEGEL: Gilt das strikte Nein in Sachen Truppenentsendung auch für den Fall eines Regierungswechsels in den USA? Der demokratische Kandidat John Kerry möchte – wie er bereits angekündigt hat – zu multilateralen Konfliktlösungsmustern zurückkehren.

Fischer: Über mögliche neue Mehrheitsverhältnisse in den USA spekuliere ich nicht – ich beziehe mich einzig und allein auf das Notwendige im Irak. Wir waren ja aus guten Gründen gegen einen Krieg im Irak. Und die Art, in der nun etwa die Frage der Kriegsgründe debattiert wird, hat unsere Skepsis bestätigt. Meine Position ist hier unverändert, die der Bundesregierung auch.

SPIEGEL: Dann dürfen wir uns der Türkei zuwenden. Die Reformfortschritte dort scheinen Sie nachgerade zu überwältigen. Kaum gilt das Land als reif für Beitrittsverhandlungen, gilt es auch als geeignet, deutsche Kampfpanzer geliefert zu bekommen.

Fischer: Dazu liegt kein Antrag vor. Im Übrigen: Wir haben klare Standards, und die besagen, dass mit EU- und Nato-Partnern in der Regel Rüstungskooperation stattfinden kann. In der Türkei waren etwa die Realitäten im Südosten des Landes und die Menschenrechtssituation so, dass sie

Das Gespräch führten die Redakteure Ralf Beste, Hans-Joachim Noack und Gabor Steingart.

bung des Waffenembargos ist ein völlig falsches Signal."

Heute äußern sich auch SPD-Linke gewundener und moderater. Aus dem Hause von Entwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul heißt es, Waffenlieferungen an China lehne sie in Übereinstimmung mit den Richtlinien zum restriktiven Waffenexport grundsätzlich ab. Und die geplanten Geschäfte mit Ankara kommentiert sie: „Ich bin sehr für Hilfen für die Türkei. Aber mir fallen dabei Investitionen in menschliche Sicherheit ein und nicht Panzer."

Bei den Grünen kommt der einst stürmische Protest allenfalls noch als laues Lüftchen daher. Es sei „wegen der Terror-Debatte schwerer geworden, auf Menschenrechtsstandards zu pochen", bekennt Winfried Nachtwei, Sicherheitsexperte der Partei. Man müsse aufpassen, „dass vor lauter Terrorismusbekämpfung die Menschenrechtsmaßstäbe nicht vergessen werden", sagt der sonst wortgewaltige Kollege Hans-Christian Ströbele.

Geradezu demonstrative Gelassenheit hat sich Claudia Roth verordnet, die ausscheidende Menschenrechtsbeauftragte der Regierung, die zum zweiten Mal an die Spitze der Grünen aufgerückt ist. Natürlich gebe es „keinen Genehmigungsautomatismus", vermerkt sie, aber man müsse auch die „Dynamik der Veränderung in der Türkei" berücksichtigen.

Noch huldigt zwar die grüne Basis den lang gehegten Idealen. Doch nach dem Parteitag Anfang des Monats in Kiel ignorierte die Parteiführung den Mehrheitsbeschluss, die Lieferung von 20 „Fuchs"-Panzern an den Irak abzulehnen.

Die Neu-Vorsitzende Roth erklärte kurzerhand, es seien ja gar nicht mehr alle Teilnehmer in der Halle gewesen. Ihr Kollege Reinhard Bütikofer bekannte, er sehe in dem Votum keinerlei Auftrag, etwas gegen die Panzerlieferung zu unternehmen.

Was früher zu offener Revolte in den grünen Landesverbänden geführt hätte, wird heute still akzeptiert. Sie habe sowieso nicht die Erwartung gehabt, „dass die Bundesregierung ihre Entscheidung zurücknimmt", sagte die baden-württembergische Landesvorsitzende Sylvia Kotting-Uhl. „Wir sind ja keine Traumtänzer."

So viel Realismus freut den Bundeskanzler, der Gaddafi in der vergangenen Woche umgehend zu einem Gegenbesuch nach Berlin – immerhin an die Stätte eines seiner Mordanschläge – eingeladen hat. Der Oberst, der gern mit Kamelen und einer faltbaren Unterkunft reist, hat bereits zugesagt.

Ganz im Geiste der neuen Pragmatik sind Schröders Leute vorbereitet: „Wir haben im Garten des Kanzleramtes alle Fazilitäten, notfalls auch ein Zelt aufzubauen."

RALF BESTE, TINA HILDEBRANDT, HORAND KNAUP

UTA RADEMACHER

Außenminister Fischer: *„Unsere Grundsätze haben sich keinen Deut verändert"*

SPIEGEL-GESPRÄCH

„In die falsche Richtung gedacht"

Außenminister Joschka Fischer über die mögliche Entsendung deutscher Truppen in den Irak, unklare Export-Richtlinien für Rüstungsgüter und die beabsichtigte Aufnahme der Türkei in die EU

SPIEGEL: Herr Minister, in Kreisen der rot-grünen Koalition herrscht Verwunderung über Ihren Kabinettskollegen Peter Struck, der einen Einsatz deutscher Truppen im Irak nur für „jetzt", aber „nicht auf die Ewigkeit ausschließen" will. Was hat den dazu getrieben?

Fischer: Ich denke, Peter Struck hat inzwischen klar gemacht, dass seine Äußerungen den Schlagzeilenwirbel, den das produziert hat, nicht rechtfertigen. Die Haltung der Bundesregierung ist unverändert: Es sind keine deutschen Soldaten im Irak, und es werden dort keine sein.

SPIEGEL: So ähnlich hat sich der Kanzler auch ausgedrückt – aber seinen Verteidigungsminister damit nicht wirklich stoppen können. Der redet immer noch über Zeit und Ewigkeit.

Fischer: Die Bundesregierung ist für solche Dimensionen nicht zuständig; das sind andere Instanzen, die Kirchen und Glaubensgemeinschaften. Das große Problem, das ich sehe, ist, dass sich im Irak die Optionen verengen. Ich halte es nicht für eine konstruktive Option, hier westliche Truppen auszutauschen! Ich halte das für in die falsche Richtung gedacht.

SPIEGEL: Gilt das strikte Nein in Sachen Truppenentsendung auch für den Fall eines Regierungswechsels in den USA? Der demokratische Kandidat John Kerry möchte – wie er bereits angekündigt hat – zu multilateralen Konfliktlösungsmustern zurückkehren.

Fischer: Über mögliche neue Mehrheitsverhältnisse in den USA spekuliere ich nicht – ich beziehe mich einzig und allein auf das Notwendige im Irak. Wir waren ja aus guten Gründen gegen einen Krieg im Irak. Und die Art, in der nun etwa die Frage der Kriegsgründe debattiert wird, hat unsere Skepsis bestätigt. Meine Position ist hier unverändert, die der Bundesregierung auch.

SPIEGEL: Dann dürfen wir uns der Türkei zuwenden. Die Reformfortschritte dort scheinen Sie nachgerade zu überwältigen. Kaum gilt das Land als reif für Beitrittsverhandlungen, gilt es auch als geeignet, deutsche Kampfpanzer geliefert zu bekommen.

Fischer: Dazu liegt kein Antrag vor. Im Übrigen: Wir haben klare Standards, und die besagen, dass mit EU- und Nato-Partnern in der Regel Rüstungskooperation stattfinden kann. In der Türkei waren etwa die Realitäten im Südosten des Landes und die Menschenrechtssituation so, dass sie

Das Gespräch führten die Redakteure Ralf Beste, Hans-Joachim Noack und Gabor Steingart.

NAMIR NOOR-ELDEEN / REUTERS

Bombenanschlag im irakischen Mossul: *„Unsere Skepsis hat sich bestätigt“*

uns zu einer ablehnenden Haltung brachten. Aber wenn sich die Dinge verändern, muss die Lage im Lichte der veränderten Realitäten neu bewertet werden.

SPIEGEL: Wie verhalten Sie sich, wenn der Reformprozess wieder ins Stocken geraten sollte? Würden Sie die Panzer dann zurückverlangen?

Fischer: Es liegt weder ein Antrag vor, noch stockt der Reformprozess. Also wozu die Spekulation?

SPIEGEL: Eine wenig befriedigende Antwort. Erklärungsbedarf gibt es auch in Bezug auf die Lieferung des Transportpanzers „Fuchs“ an den Irak. Den Israelis haben wir dasselbe Gerät verweigert, damit es nicht gegenüber palästinensischen Zivilisten eingesetzt wird.

Fischer: Das lässt sich nicht vergleichen. Im Irak haben wir ein Interesse daran, dass der politische Prozess gelingt. Dazu gehört der Aufbau irakischer Sicherheitsstrukturen, der durch uns nicht nur mittels Ausbildung außerhalb des Irak betrieben wird, sondern auch mit der Lieferung der „Fuchs“-Transporter. Das ist eine Voraussetzung dafür, das Land zusammenzuhalten.

SPIEGEL: Ist die Kehrseite der Beendigung der deutschen Nachkriegszeit, die der Bundeskanzler ausgerufen hat, der Waffenexport in aller Herren Länder?

Fischer: Was soll die Polemik? Wo Anträge vorliegen, wird in jedem Einzelfall sorgfältig und mit restriktiver Linie auf der Basis der politischen Grundsätze unserer Rüstungsexportrichtlinien und des EU-Verhaltenskodexes geprüft. Da fällen wir positive, aber auch negative Entscheidungen, die ich im Einzelfall nicht befugt bin Ihnen zu erläutern.

SPIEGEL: Immerhin gibt es zuweilen auch Meinungsunterschiede, etwa im Hinblick auf China. Der Bundeskanzler würde gern die Restriktionen aufheben, sein Vize hüllt sich in Schweigen.

Fischer: In der Europäischen Union zeichnet sich dazu noch kein Konsens ab. Insbesondere die Bereitschaft Pekings, den Streit mit Taiwan friedlich beizulegen, und die Verbesserung der Menschenrechtssituation sind hier zentral. Wir sehen einerseits zwar Fortschritte, aber auch noch Defizite. Bei meinem Besuch in Peking habe ich dies ganz offen angesprochen …

SPIEGEL: … und zugleich die wirtschaftlichen deutschen Interessen im Blick behalten?

Fischer: Das eine schließt doch das andere nicht aus. Im Übrigen: Was mich mit Sorge erfüllt, ist, dass unser wichtigster Alliierter außerhalb Europas, die USA, und der immer wichtiger werdende Partner China ihre Beziehungen zunehmend unter Rivalitätsgesichtspunkten gestalten. Ein Grund mehr für die EU, um bei den Exportrichtlinien voranzukommen. In dieser Frage sind wir sehr stark engagiert.

SPIEGEL: Und das selbst auf die Gefahr hin, dass die bisher geltende Waffenexportpraxis zwangsläufig verletzt wird?

Fischer: Nein, im Gegenteil. Unsere restriktiven nationalen Exportrichtlinien werden damit überhaupt nicht in Frage gestellt.

MEHMET GÜLBIZ / NEXUS / AGENTUR FOCUS

Türkinnen in Istanbul: *„Am Ende steht ein Ja“*

SPIEGEL: Aber Sie würden in Kauf nehmen, dass die künftigen Maximen der EU die nationalen sozusagen präjudizieren?

Fischer: Wieso denn das? Wenn es einen neuen Konsens geben sollte – den ich, wie gesagt, noch nicht sehe –, müsste man genau abgleichen. Ob sich Anpassungs- oder Änderungsbedarf ergibt, lässt sich derzeit beim besten Willen nicht seriös beantworten.

SPIEGEL: Für die Schlüsselfigur einer ehedem ausgeprägt pazifistisch gesinnten Partei eine heikle Aufgabe. Wie groß ist für Sie der Realitätsschock, der von einer sich drastisch verändernden Welt ausgeht – oder empfinden Sie den nicht mehr?

Fischer: Ich glaube, Sie überhöhen das Thema. Es ist die Aufgabe einer Regierungspartei, die Interessen des von ihr vertretenen Landes und gleichzeitig die moralischen Verpflichtungen miteinander in Balance zu bringen. Wenn Sie die Türkei nehmen: Niemand hat so sehr auf deren Modernisierung gesetzt wie die Grünen. Sie haben das nicht gemacht, um Rüstungsexporte zu ermöglichen.

SPIEGEL: Dass in einem weltweiten Interessengeflecht peu à peu die Grundsätze über Bord gehen, lässt sich leider nicht vermeiden?

Fischer: Unsere Grundsätze haben sich keinen Deut verändert, geschweige denn gehen sie über Bord. Ob im Kosovo oder in Afghanistan, im Irak oder im palästinensisch-israelischen Konflikt: Wir müssen uns daran messen lassen, wie weit wir unseren moralisch-politischen Prinzipien gerecht werden – und zwar aus einer Verantwortungsethik heraus. Bei den Rüstungsexporten ist es eine Abwägung, und die fällt nicht leicht. Aber diese Frage steht keineswegs im Zentrum, weder in der Russland- noch in der China-Politik.

SPIEGEL: Dass Gerhard Schröder, was sein Verhältnis zum russischen Präsidenten Wladimir Putin anbelangt, immer häufiger eine unziemliche Nähe vorgeworfen wird, stört den Außenminister nicht?

Fischer: Sie tun dem Kanzler Unrecht. Dass er in seinen Gesprächen mit Putin in puncto Tschetschenien – worauf Sie ja offenkundig anspielen – hinter dem Berg halten würde, ist ein großer Irrtum. Er versucht nur, auf einer Vertrauensbasis voranzukommen, anstatt auf demonstrative Akte zu setzen. Und ich finde, er verdient hier jede Unterstützung.

SPIEGEL: Ihr Parteivorsitzender Reinhard Bütikofer sieht das deutlich anders.

Fischer: Ich habe mit ihm mehrmals darüber geredet. Er mag andere Akzente setzen, aber das rechtfertigt das Bohren nach dem großen Dissens nicht.

SPIEGEL: Herr Bütikofer hat es Ihnen und allen anderen in einem offenen Brief sozusagen schriftlich gegeben:

Die Russland-Politik des Westens ist nach seiner Auffassung gescheitert.

Fischer: Ich habe mir den Brief genau angeschaut und vergebens nach einer Alternative gesucht.

SPIEGEL: So spricht der Realpolitiker – aber auch der irrt sich zuweilen. Heute machen Sie sich wie kaum ein anderer für die Türkei stark und tauchten doch noch vor drei Jahren in Brüssel auf, um dort hinter den Kulissen darauf hinzuwirken, dass man die Aufnahmeverhandlungen prozedural ins Nichts treiben möge.

Fischer: Da müssen Sie wirklich Halluzinationen unterliegen.

SPIEGEL: Sie waren nicht dagegen?

Fischer: Ich war zu 51 Prozent dafür und zu 49 Prozent dagegen. Zugegeben: Damals, als es den 11. September noch nicht gab, hatte ich der Frage der Grenzen mit dem Irak, mit Iran und Syrien eine andere Bedeutung beigemessen, als ich es heute tue. Nach den schrecklichen Ereignissen in den USA wurde offensichtlich, wo die europäische Sicherheit in Zukunft definiert wird. Das wird der Nahe und Mittlere Osten sein, wo mir etwa das Nuklearprogramm Irans und die Entwicklung des israelisch-palästinensischen Konflikts ebenso große Sorgen machen wie die Lage im Irak. Hinzu kommt der Faktor Terrorismus.

SPIEGEL: Und Sie glauben jetzt, mit einer EU-Mitgliedschaft der Türkei könne dieser Hexenkessel eher gebändigt werden?

Fischer: Diese Bundesregierung steht in ihrer Türkei-Politik in der Kontinuität aller ihrer Vorgängerregierungen, von Adenauer bis Kohl. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an eine vor über 40 Jahren an die Adresse Ankaras gegebene Zusage. Warum hat der Westen, hat die Regierung Konrad Adenauer, haben alle Bundesregierungen daran festgehalten? Soll ich es Ihnen sagen? Der Grund waren die strategischen Interessen im Kalten Krieg. Und die haben sich in der Zeit danach nicht verflüchtigt, sondern sind sogar noch stärker geworden.

„Die von der CDU angebotene privilegierte Partnerschaft ist ein verklausuliertes Nein.“

SPIEGEL: Das Schicksal Europas – wenn nicht der Welt – wird sich am Bosporus entscheiden?

Fischer: Nein, übertreiben Sie doch nicht wieder. Es geht um etwas anderes: Ausschlaggebend wird sein, ob es gelingt, ein großes muslimisches Land mit Marktwirtschaft, westlichen Grundwerten der Aufklärung, Menschenrechten und Demokratie, mit einer starken Zivilgesellschaft zu versöhnen. Ich denke, dass auch diejenigen, die die Eröffnung der Beitrittsverhandlungen ablehnen, diese Grundannahme teilen.

SPIEGEL: Und solche Hoffnungen lassen sich mit nichts anderem als einer vollen Integration der Türkei in die EU erfüllen?

Fischer: Wenn wir heute einen freien Tisch hätten und es würde völlig neu eingedeckt, dann hätte ich mehr Verständnis für das eine oder andere Argument. Jetzt aber ist jeder andere Beschluss – also auch die von der CDU angebotene privilegierte Partnerschaft – ein verklausuliertes Nein.

SPIEGEL: In Ihrer berühmten Humboldt-Rede und in vielen anderen Auslassungen ging es stets um die politische Union. Stattdessen sind wir nun bei der Sicherheitspartnerschaft, also bei einer ganz anderen Vorstellung.

Fischer: Überhaupt nicht. Ich schließe doch die politische Union nicht aus.

SPIEGEL: Ist es nicht in Wahrheit so, dass Sie sich von Ihrer ursprünglichen Idee, mit Europa nach der Aufnahme der Ostländer ein Gegengewicht zum amerikanischen und asiatischen Raum zu bilden, längst verabschiedet haben? Stattdessen überwiegen nun deutlich geostrategische Aspekte. Nach der ersten folgt nun die zweite Illusion, um der Sicherheit willen den halben Orient zu umschließen.

Fischer: Wer wirft mir das vor?

SPIEGEL: Der Historiker Heinrich August Winkler.

Fischer: Ich schätze Herrn Winkler – aber nicht als Politiker. Denn in der Zwischenzeit sind wir in eine Situation hin-

NAOMI STOCK / TIMEPIX (R.)

Mutmaßliches Qaida-Mitglied Darkazanli, Anschlag auf das World Trade Center: *Kontakt zu wichtigen Terrorverdächtigen*

ISLAMISTEN

Ende der Schonzeit

Berlin verschärft die Gangart gegen Extremisten. Nach der Abschiebung des Hasspredigers Metin Kaplan kam nun der Terrorverdächtige Mamoun Darkazanli in Auslieferungshaft.

Für die Bundesregierung war es nur ein formaler Akt, doch die Unterschrift zur Ratifizierung des Europäischen Haftbefehls am 23. August löste in einer Zweizimmerwohnung im Hamburger Stadtteil Uhlenhorst erhebliche Nervosität aus. Der Hamburger Terrorverdächtige Mamoun Darkazanli, 46, ahnte, dass es langsam ungemütlich werden könnte in seiner Fluchtburg Deutschland, wo er jahrelang relativ unbehelligt leben konnte. Trotz seiner Verbindungen zum Qaida-Netzwerk war es den deutschen Behörden nicht möglich, den aus Syrien stammenden Mann festzusetzen. Den Spaniern dagegen reichten die Indizien: Untersuchungsrichter Baltasar Garzón erließ bereits vor einem Jahr Haftbefehl gegen Darkazanli – wegen Verdachtes der Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung.

Dieser Haftbefehl, das wusste der Gesuchte, konnte nun auch in Deutschland vollstreckt werden. Hastig packte seine deutsche Frau die Koffer und reiste ab nach Syrien. Sollte sie dort die Rückkehr ihres Mannes vorbereiten?

Die deutschen Behörden ließen es nicht darauf ankommen. Am Freitag vergangener Woche griffen sie zu und nahmen Darkazanli in Auslieferungshaft. Der legte sogleich Protest gegen seine Abschiebung ein und wird alle Rechtsmittel nutzen, um sie zu verhindern. Doch der Wind in Deutschland hat sich spürbar gedreht. Der Bundesinnenminister, so scheint es, ist es leid, von den Amerikanern als Weichei verspottet zu werden. Ende der Schonzeit. Im Umgang mit mutmaßlichen Terroranhängern verschärfen Bund und Länder die Gangart.

Trotz laufender Ermittlungen will die Regierung den deutschen Staatsangehörigen Darkazanli ausliefern, wurde Metin Kaplan, der „Kalif von Köln“, in die Türkei abgeschoben, haben die mutmaßlichen

KEYSTONE (L.); CHRISTOF STACHE / AP (R.)

Terrorverdächtige Mzoudi, Motassadeq
Ausweisungspapiere in der Tasche

Helfer der Attentäter des 11. September, Mounir al-Motassadeq und Abdelghani Mzoudi, ihre Ausweisungspapiere in der Tasche. Der Rechtsstaat, sagte ein zufriedener Otto Schily (SPD), habe „klare Kante“ gezeigt.

Lange sah es so aus, als ließe die Bundesrepublik selbst die dubiosesten Typen in Ruhe, als könnte über endlose Gerichtsverfahren der Rechtsstaat an der Nase herumführt werden. Doch damit scheint es nun vorbei. Männer wie Darkazanli, der als Finanzmann des Terrors gilt, können Deutschland nicht länger ganz ungeniert als ihren Ruheraum betrachten. Der Syrer war den Behörden seit Jahren bekannt – er hatte Kontakt zu nahezu allen Terrorverdächtigen von Format.

Darkazanli gehört zu einer Gruppe der als islamistisch eingestuften Muslimbrüder aus Syrien, die in den achtziger Jahren nach Deutschland flohen. Sie sollen ein Attentat auf ihren Staatspräsidenten geplant haben. Das Bundeskriminalamt wurde 1998 auf ihn aufmerksam, als bei München der Sudanese und mutmaßliche Finanzmanager der Qaida, Mamduh Mahmud Salim, festgenommen wurde. Gegen Salim bestand ein US-Haftbefehl. Bei den Ermittlungen stießen die Fahnder auf Darkazanli. Er hatte Salim 1995 nach Deutschland eingeladen und besaß eine Vollmacht für dessen Konto bei der Deutschen Bank.

Zu Darkazanlis Bekannten zählt auch Wadih al-Hage, der wegen der Anschläge auf die US-Botschaften 1998 in Nairobi und Daressalam mit 263 Toten und mehr als 4000 Verletzten 2001 in New York zu lebenslanger Haft verurteilt wurde. Bei ihm fand das FBI neben belastenden Papieren – auch Darkazanlis Visitenkarten.

Immer stärker wurden die Verdachtsmomente gegen den Syrer. Bereits 1993, so erfuhren Ermittler, soll Darkazanli für Osama Bin Laden den Frachter „Jennifer“ von einem deutschen Reeder gekauft haben. 1996 wurde in Frankfurt wegen des Verdachtes der Geldwäsche gegen ihn ermittelt.

Und auch sein Hamburger Umgang passte ins Bild: Er kannte die späteren Attentäter vom 11. September, Mohammed Atta, Ziad Jarrah, Marwan al-Shehhi und deren Freunde. Wie sie besuchte Darkazanli die Hamburger Kuds-Moschee. 1999 war er Gast bei der Hochzeit von Said Bahaji, der als Logistiker der Hamburger Zelle gilt und sich nach den Anschlägen nach Afghanistan absetzte.

Doch trotz dieser Verbindungen zu al-Qaida-Kämpfern gelang es den deutschen

RECHTSCHREIBUNG

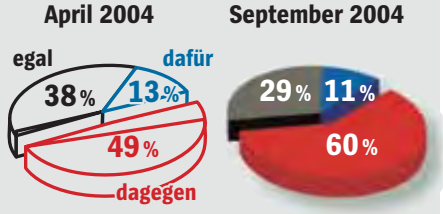
Zunehmende Verwirrung

Die Kultusfunktionäre schlagen zurück: Vergangene Woche wurde die Gründung des Rats für Rechtschreibung beschlossen. Die Kritiker sind in der Minderheit.

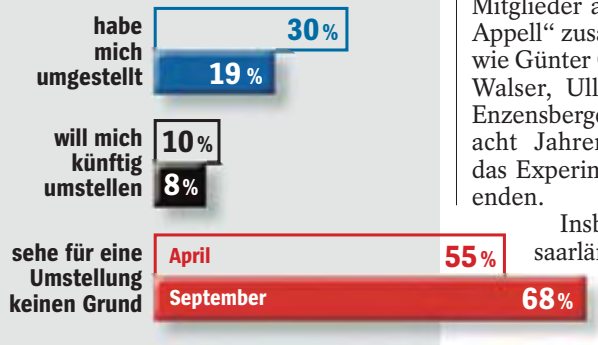
Es war kein schöner Tag für den Christdemokraten Bernd Busemann, 52, Kultusminister von Niedersachsen. Im saarländischen Mettlach hagelte es am Freitag vergangener Woche Kritik und Vorwürfe von allen Seiten, selbst von den eigenen Parteifreunden. Zwei Stunden lang knöpften sich die Kultusminister der Republik den Kollegen vor.

Reform – Nein danke

„Sind Sie für oder gegen die Rechtschreibreform?“



„Wie verhalten Sie sich selbst?“



Allensbach-Umfrage vom 28. August bis 6. September 2004; 1223 Befragte ab 16 Jahren

„Eine ruppige Aussprache“ sei das gewesen, räumte der Gescholtene später selbst ein – alle gegen einen. „Der war im Plenum total isoliert“, bilanzierte die NRW-Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft (SPD). Der Grund für die Klassenkeile: Niedersachsen hatte vor zwei Wochen mit Fanfarenstößen des Ministerpräsidenten Christian Wulff den Austritt aus der Kultusministerkonferenz (KMK) beschlossen.

So sehr verbissen sich die Kollegen in den unglücklichen Busemann, dass für ein weiteres zentrales Thema des Treffens, den neu zu gründenden „Rat für deutsche Rechtschreibung“, am Ende gerade mal 20 Minuten Zeit blieben.

Die Gründung des Rats hatte die KMK in der vorigen Woche beschlossen. Er soll die umstrittene Rechtschreibreform, die vom 1. August 2005 an in Kraft tritt, von den schlimmsten Auswüchsen bei Getrennt- und Zusammenschreibung, Trennung, Zeichensetzung und Fremdwörtern befreien.

FRANK MÄCHLER / DPA

Minister Zehetmair (2003)
Auf ihm ruhen Hoffnungen

Dabei hätte eine intensivere Befassung mit dem Thema dringend Not getan. Denn nach einer Allensbach-Umfrage befürworten nur noch 11 Prozent der Bevölkerung die Rechtschreibreform, 60 Prozent sind dagegen, 29 Prozent unentschieden.

Seit wichtige Verlage sich entschlossen hätten, zur alten Lehre zurückzukehren, so ermittelten die Demoskopen, sei die Stimmung gekippt: „Viele Menschen haben für sich einen ähnlichen Beschluss gefasst.“ Im April hatten noch 30 Prozent der Bevölkerung angegeben, dass sie die reformierte Schreibweise benutzen. Inzwischen sank deren Zahl auf 19 Prozent.

Auch eine zweite Hiobsbotschaft ließen die Kultusfunktionäre an sich abperlen: Eine Vergleichsstudie des Pädagogikprofessors Harald Marx von der Universität Leipzig ergab, dass die Rechtschreibreform das Erlernen der Orthografie nicht einfacher macht, sondern erschwert.

Unbeeindruckt zeigten sich die KMK-Mitglieder auch von den im „Frankfurter Appell“ zusammengeschlossenen Autoren wie Günter Grass, Elfriede Jelinek, Martin Walser, Ulla Hahn oder Hans Magnus Enzensberger. Die plädieren dafür, „nach acht Jahren zunehmender Verwirrung das Experiment Rechtschreibung“ zu beenden.

Insbesondere Busemann und der saarländische Wissenschaftsminister Jürgen Schreier (CDU) waren mit großen Absichten in Mettlach angereist. „Wir werden mit dem neuen Rat eine Art Académie Française haben“, frohlockte Schreier vor Tagungsbeginn – und auch Busemann machte sich Mut: „Der Rat ist die letzte Chance, um substanziell etwas zu verändern.“

Doch nach der Schelte, die ihm seine Kollegen verpasst hatten, war der Mumm dahin. Der Rechtschreibrat bleibt wohl eher eine Alibiveranstaltung, die Kultusminister scheinen sich nicht mehr bewegen zu wollen, und die Zeit drängt. Völlig unklar ist vor allem, wie das Gremium innerhalb von nur neun Monaten umfassende Änderungen in das Reformwerk einarbeiten will. „Das muss er halt in einem Parforceritt leisten“, riet KMK-Präsidentin Doris Ahnen lakonisch.

Zwar ist von der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ über Lehrer-, Schriftsteller- und Zeitungsverlegerverbände bis hin zu Buchverlagen beträchtlicher Sachverstand in dem Rat vertreten – von der breit angekündigten Pluralität aber keine Spur. Nur wenige der 16 Verbände und Akademien lehnen die Reform ab, mindestens 5 stimmen ihr zu. Die restlichen sind wegen ihrer internen Zerstrittenheit weitgehend paralysiert.

„Aus den besten Absichten ist ein mieses Ergebnis geworden“, kritisiert etwa der Linguist Konrad Ehlich von der Universität München den gesamten Reformprozess. Nun müsse der Rat „an einem sinnvollen Rückbau“ arbeiten.

Nur steht die Hochschulabteilung des Germanistenverbandes, die für die klassische Schreibweise plädiert, gar nicht auf der Liste für den Rat, sondern lediglich der gegnerische Deutschlehrerzweig. Immerhin hat der Verbandschef der Hochschulgermanisten, Thomas Anz, den Deutschpädagogen Fritz Tangermann für den Rat nominiert, der „für fundamentale Einschränkungen“ zumindest in Teilen des Reformwerks kämpfen will.

„Vollständig vorhersehbar“ sei der Inhalt der Berichte, die der Rat erstellen werde, urteilt auch der Erlanger Sprachwissenschaftler und leidenschaftliche Gegner der Reform, Theodor Ickler. Auch jetzt sei dem Rat offenbar vor allem daran gelegen, „die wirtschaftlichen Interessen der Schul- und Wörterbuchverlage zu wahren“.

Kritiker der Reform wollen sich dennoch wappnen. So erwägt der Verband deutscher Zeitungsverleger, den Springer-Vorstand Mathias Döpfner, einen engagierten Verfechter der alten Rechtschreibung, für den Rat zu nominieren. Und als Vorsitzender der Runde ist immerhin Hans Zehetmair (CSU) im Gespräch.

Auf ihm ruhen nun die Hoffnungen der Gegner. Der frühere bayerische Kultusminister, der die Neuerungen einst befürwortete, hat inzwischen das Lager gewechselt und kürzlich seinem einstigen Chef Edmund Stoiber geballte Klagen vorgetragen: Die fachlichen Instanzen führten „manches sehr eigendynamisch – um nicht zu sagen selbstherrlich – aus“. Sein Fazit: „Wir hätten die Reform nicht machen sollen.“

CHRISTOPH SCHMITZ

Weitere Informationen unter www.spiegel.de/dossiers SPIEGEL ONLINE

Behörden nicht, ausreichend Beweise gegen ihn zu sammeln. Darkazanli beharrte darauf, alle Verdächtigungen seien reine Missverständnisse, die Terroristen nichts als Zufallsbekanntschaften.

Merkwürdige Zufälle. Bei der Durchsuchung von Darkazanlis Wohnung fand die Polizei auch die Telefonnummer des mutmaßlichen Qaida-Residenten in Madrid, Imad Eddin Barakat Yarkas, Kampfname Abu Dahdah, der seit Ende 2001 in spanischer Haft sitzt.

Abu Dahdah soll eine wichtige Rolle bei den Anschlägen des 11. September gespielt haben. Mindestens zweimal war Terrorpilot Atta vor seinem Todesflug in Spanien, zuletzt im Juli 2001. Auch Darkazanli war zu dieser Zeit öfter in Spanien.

Trotz dieser beunruhigenden Hinweise kamen die deutschen Ermittlungen gegen Darkazanli nie so richtig in Gang. Verfahren wegen Embargo-Geschäften mit dem Irak versandeten. Seine Aktivitäten in Albanien, wo er mit Reda Seyam, einem mutmaßlichen Qaida-Mitglied aus Deutschland, und einer suspekten saudischen Firma kooperierte, wurden nie ernsthaft verfolgt.

Nur einmal kam beim Syrer kurzfristig Nervosität auf: als sein Hamburger Muslimbruder Haydar Zammar 2002 in Marokko festgenommen und nach Syrien abgeschoben wurde. „Ich wäre nicht der erste Unschuldige, den man weggreifen würde“, verriet er der „New York Times“. Doch dann beruhigte er sich wieder. Er vertraue dem „deutschen Rechtsstaat“. Doch der zeigt plötzlich Zähne – wie vergangene Woche auch Metin Kaplan, der selbst ernannte „Kalif von Köln“, zu spüren bekam. Jahrelang hatte der Türke, Ex-Anführer der damals 1300 Muslime, in seiner Organisation „Kalifatsstaat“ agitiert und gehetzt. Gegen „die Juden“, die „die Welt ins Verderben stürzen“. Gegen die Demokratie, die „gefährlicher“ sei als „Krebs, Aids, als die Pest“. Das gezückte Schwert war Symbol des Mannes, der vier Jahre in deutscher Haft saß, weil er zum Mord an einem Gegenspieler aufgerufen hatte.

Seit vergangenem Dienstag ist die „kleine schwarze Stimme“, wie Kaplan in der Türkei genannt wird, stumm. Vor dem türkischen Ermittlungsrichter schweigt er bislang. Am 20. Dezember soll sein Prozess beginnen. Anklage: Umsturzversuch. Während der Feierlichkeiten zum 75. Gründungstag der Republik Türkei vor sechs Jahren sollte das Atatürk-Mausoleum in Ankara mit einem Sprengstoff-Flugzeug in die Luft gejagt werden. 15 Gesinnungsgenossen Kaplans wurden in der Türkei zu Haftstrafen zwischen 5 und knapp 19 Jahren verurteilt – allerdings hatten viele Beschuldigte ihre Geständnisse widerrufen. Sie seien, das bestätigen auch türkische Dokumente, gefoltert worden – durch Schläge oder Quetschungen der Hoden. Ob der Islamistenführer ein faires Verfahren bekomme, sei völlig offen, sagt sein Verteidiger Hüsnü Tuna.

REUTERS

Kaplan bei der Ankunft in der Türkei: *„Klare Kante“*

Dass Kaplan jetzt abgeschoben werden konnte, hat nicht nur mit der Abschaffung der Todesstrafe in der Türkei zu tun und der Versicherung des EU-Beitrittskandidaten, Kaplan werde einen Prozess nach europäischem Standard bekommen.

Die Entscheidung des Kölner Verwaltungsgerichts setzte zum ersten Mal rechtlich um, was politisch längst gewollt ist. Für die Abschiebung bedürfe es nicht „aktuell“ einer „konkreten Gefahr strafrechtlich relevanter Verfehlungen“, beschieden die Richter – es reiche völlig aus, dass Kaplan, „als Identifikationsfigur für den islamischen Extremismus anzusehen“ sei. 2005 soll Gesetz werden, dass als besonders gefährlich geltende Ausländer bereits bei einer „tatsachengestützten Prognose“ außer Landes geschafft werden können.

Mit Kaplan freilich werden sich die deutschen Gerichte weiterhin beschäftigen müssen. Er kann aus türkischer Haft Rechtsmittel gegen seine Abschiebung einlegen, und der Staat will auch noch was von ihm: 170 000 Euro Sozialhilfe, die seine Familie zwischen 1988 und 1999 ungerechtfertigt bezogen habe.

Geld genug wäre da. Mehr als zwei Millionen Mark fand die Polizei 1998 bei Kaplan. Das Geld wurde konfisziert und liegt beim Bundesvermögensamt. Wieder hat der Rechtsstaat das Wort. Und der möchte am liebsten auch die 26 000 Euro zurückhaben, die Kaplans Abschiebung in einem gecharterten Learjet gekostet hat. GEORG BÖNISCH, ANDREAS ULRICH, BERNHARD ZAND

eingeworfen worden, die auch er und der SPIEGEL nicht ignorieren können. Alles andere als eine Zusage an die Türkei, die Verhandlungen zu eröffnen, wird in Ankara als Nein gewertet. Das ist nun mal ein Faktum.

SPIEGEL: Also gibt es doch so etwas wie einen Beitrittsautomatismus?

Fischer: Nein. Entschieden wird am Ende. Und das heißt in voraussichtlich 10 bis 15 Jahren, das weiß auch die Türkei. Es ist ein offener Prozess, was den Ablauf und die Schlussbewertung betrifft. Aber nicht offen, was das Ziel, nämlich den EU-Beitritt, angeht. Auf dieses Ziel wird hinverhandelt. Es bleiben relevante Fragen, die ich allerdings positiv beantworte: Kann die EU dann, wenn die Zeit gekommen ist, den Beitritt eines so großen Landes verkraften? Ob der Mittelmeerraum – und daran hängt der Nahe Osten – zu einem Raum der Kooperation oder Konfrontation wird, ist für uns die entscheidende Frage, die so wichtig ist wie einst im Kalten Krieg jene nach der Sicherheit West-Berlins.

SPIEGEL: Wir hätten es gern konkreter: Darf die EU auch Nein sagen oder nicht?

Fischer: Das ist ergebnisoffen. So steht es in den Empfehlungen. Ich meine übrigens: Am Ende steht ein Ja.

SPIEGEL: Noch einmal zurück zu Ihrer Humboldt-Rede, die vom Mai 2000 datiert. Da waren Sie auf dem Holzweg, haben es aber erst nach dem die Welt verändernden 11. September des folgenden Jahres gemerkt.

Fischer: Die Humboldt-Rede war der Anstoß zum Verfassungsprozess. Wo bitte ist da der Holzweg? Etwas anderes sind die neuen Bedrohungen. Diese Dimension hat damals keiner so gesehen, wie überhaupt die Konsequenzen des Falls der Mauer von 1989 – das Ende der Bipolarität, die Wiedergewinnung der Freiheit in Ostmitteleuropa, aber zugleich auch das Verschwinden des europäischen Staatensystems, das in zwei Weltkriegen globalisiert wurde – nur in Umrissen so wahrgenommen wurden. Ich nehme mich da gar nicht aus.

„Man wird doch noch eine Auffassung haben dürfen, die von der großen Mehrheit abweicht."

SPIEGEL: In der Türkei-Frage wollen Sie die Menschen überzeugen, andererseits aber auch ausschließen. Warum spricht sich ein Basisdemokrat wie Sie so hartnäckig gegen das Instrument des Plebiszit aus?

Fischer: Wir haben eine andere Tradition. Viele wichtige Fragen in der deutschen Politik wurden letzten Endes aus Minderheitenpositionen heraus entschieden und nicht über Referenden.

SPIEGEL: Der deutsche Außenminister hat, was den Türkei-Beitritt anbelangt, Angst vor dem Votum des Volks?

Fischer: Ich habe keine Angst, aber man wird doch eine Auffassung haben dürfen, die im Übrigen nicht nur von Ihrer, sondern auch von der großen Mehrheit meiner Partei abweicht.

SPIEGEL: Volksabstimmungen bereichern die Demokratie.

Fischer: Ich meine, wir sind gut gefahren mit der repräsentativen Demokratie.

SPIEGEL: Halten Sie es tatsächlich für eine gute Idee, wenn zwei so gewichtige europäische Länder wie Frankreich und Deutschland ein und dasselbe Problem auf die denkbar unterschiedlichste Weise zu lösen versuchen? Die einen mit und die anderen ohne das Volk?

Fischer: Die repräsentative Demokratie heißt doch nicht „ohne Volk", im Gegenteil. Wenn es 1989 nach der Mehrheit gegangen wäre, gäbe es heute den Euro in Deutschland nicht, und Berlin wäre nie Hauptstadt geworden, wenn per Referendum entschieden worden wäre. Für die Franzosen im Hinblick auf Paris ein kaum vorstellbarer Vorgang.

SPIEGEL: Eine Behauptung, die sich nie mehr belegen lässt.

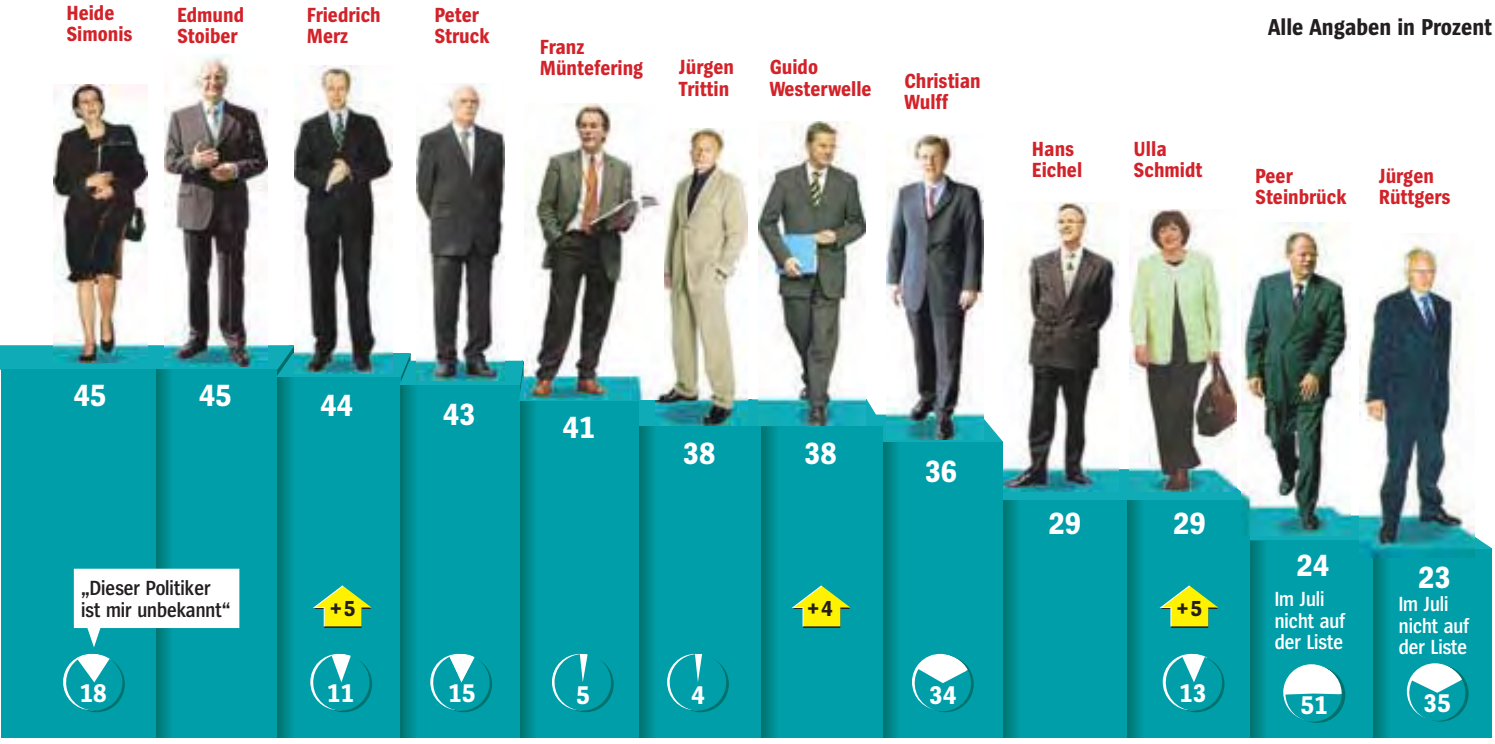
Fischer: Wenn ich mir anschaue, wie lange die Schweiz gebraucht hat, um in die Vereinten Nationen einzutreten! Je älter ich werde, desto verfassungskonservativer bin ich geworden.

SPIEGEL: Herr Minister, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Kanzler-Comeback

TNS Infratest nannte die Namen von 20 Spitzenpolitikern. Der Anteil der Befragten, die es gern sähen, wenn der jeweilige Politiker künftig „eine wichtige Rolle spielen“ würde, und die Veränderungen zur letzten Umfrage im Juli

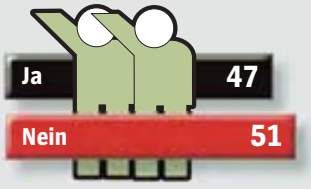
Alle Angaben in Prozent



TNS-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL vom 12. und 13. Oktober 2004; rund 1000 Befragte

Braunes Bündnis

„Die rechtsextremen Parteien DVU und NPD wollen stärker zusammenarbeiten, um bei Wahlen größere Chancen zu haben. Könnte dieses Bündnis bei der nächsten Bundestagswahl die Fünfprozenthürde überspringen?“

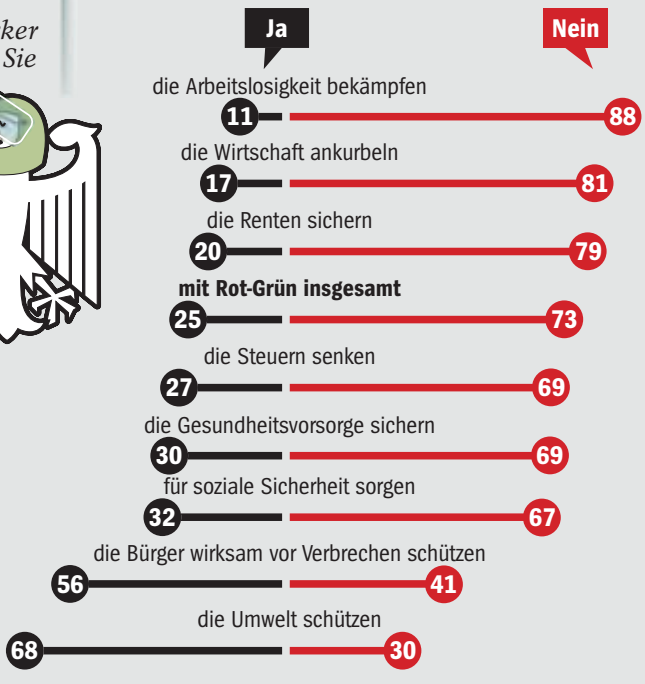


Anti-Terror-Zentrale

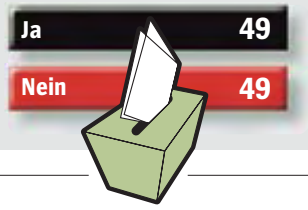
„Bundesinnenminister Otto Schily möchte die Zuständigkeiten zur Verbrechens- und Terrorismusbekämpfung stärker in Berlin bündeln. Begrüßen Sie eine Verlagerung der Zuständigkeiten von den Ländern an den Bund?“

Versetzung gefährdet

„Sind Sie mit der Arbeit der Bundesregierung in folgenden Bereichen zufrieden?“



„Wären Sie für eine Volksabstimmung über eine Aufnahme der Türkei in die EU?“



Anhänger von …

SPD	CDU/CSU	B'90/Grüne	FDP	PDS
38	53	33	63	54
61	46	64	36	46

Schwarz-Gelb ohne Mehrheit

Die Treue des Kanzlers zu seiner Reformagenda zahlt sich aus. Während die Montagsdemonstrationen verebben, gewinnt die SPD im Vergleich zum Juli 7 Prozentpunkte in der Sonntagsfrage dazu. Gerhard Schröders persönlicher Popularitätswert schießt sogar um 13 Punkte nach oben, und die Zufriedenheit mit der Regierungsarbeit wächst von äußerst dürftigen 16 Prozent vor drei Monaten auf jetzt 25 Prozent.

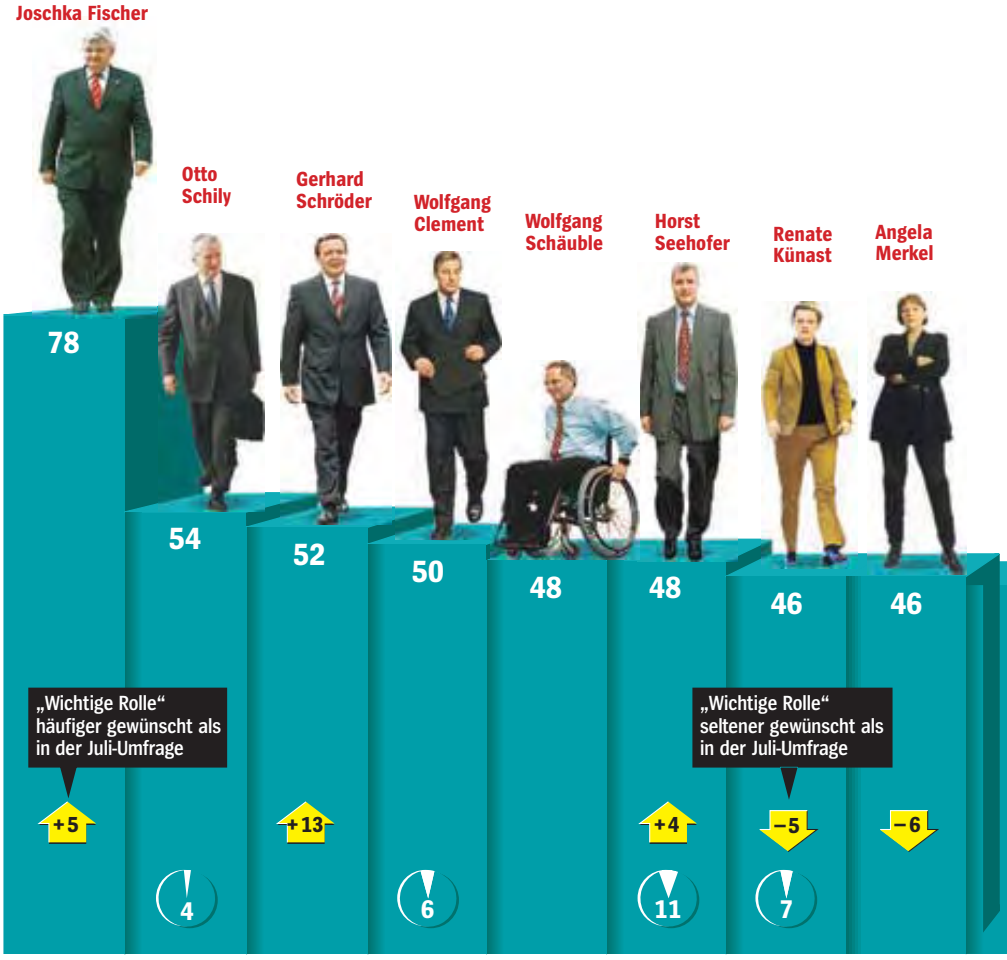
Wenn jetzt Bundestagswahlen wären, käme die Union nur noch auf 40 Prozent. Das ist der schlechteste Wert nach der Bundestagswahl im September 2002. Die seit jenem Herbst bestehende Umfragemehrheit für Schwarz-Gelb ist dahin. Das geht aus der vierteljährlichen Umfrage des Instituts TNS Infratest im Auftrag des SPIEGEL hervor.

Die Sozialdemokraten profitieren insbesondere davon, dass die Koalition in allen Lagern an Ansehen gewonnen hat. 50 Prozent der Grünen-Anhänger sehen die Arbeit der Regierung jetzt positiv (im Juli 31 Prozent). Auch in den Reihen der Opposition hat sich das Image von Schröder und Co. deutlich verbessert: um 18 Prozentpunkte bei der liberalen Klientel, um 5 Punkte unter den Freunden der Union. Deutlich schwächer ist dagegen der rot-grüne Ansehensgewinn bei SPD-Anhängern: Hier stieg die Zufriedenheit von 44 Prozent vor drei Monaten auf 47 Prozent.

Bemerkenswert ist, dass der günstige Gesamttrend sich nicht in einzelnen Politikfeldern wiederfindet: In nahezu allen Bereichen stagnieren die Zahlen, der rot-grüne Imagegewinn hat noch kein solides Fundament. Die Sacharbeit des Kabinetts beurteilen die Wähler weiterhin äußerst skeptisch. So zeigen sich 88 Prozent der Befragten mit der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit unzufrieden, genau wie im Vorquartal. Und mit der Wirtschaftspolitik sind 81 Prozent weniger oder gar nicht zufrieden (im Juli 83 Prozent).

Auf wachsenden Widerspruch stößt das Werben der Koalition für einen EU-Beitritt der Türkei. Votierten 2002 noch 60 Prozent der Befragten für die Aufnahme des Landes, stimmen jetzt nur noch 52 Prozent zu. Als entschiedenste Gegner eines Beitritts erweisen sich die Anhänger von Schwarz-Gelb: Sie lehnen das Vorhaben mehrheitlich ab, bei Rot-Grün sind es nur 29 beziehungsweise 23 Prozent.

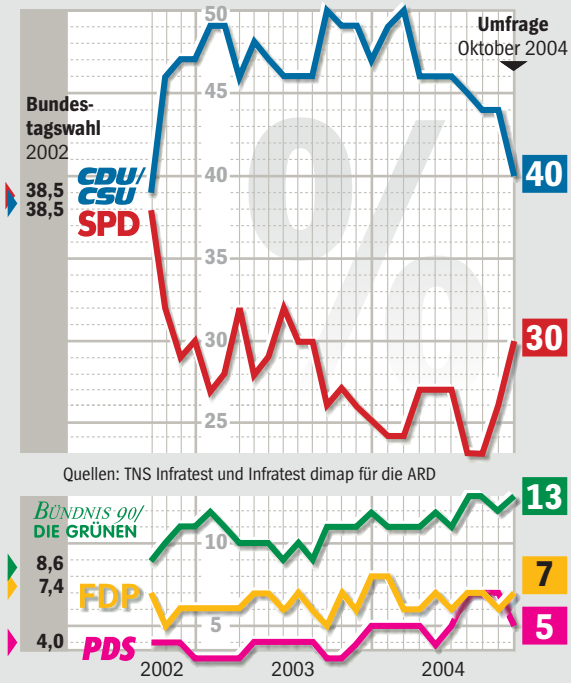
PER HINRICHS



Veränderungen bis zu 3 Prozent liegen im Zufallsbereich, sie werden deshalb nicht ausgewiesen.

Sonntagsfrage

„Welche Partei würden Sie wählen, wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahl wäre?“



Quellen: TNS Infratest und Infratest dimap für die ARD

Unbequemer Bewerber

„Sollte die Türkei mittel- bis langfristig in die EU aufgenommen werden?“

Dezember 2002	60
Februar 2004	54
Ja	**52**

Anhänger von …

SPD	CDU/CSU	B'90/Grüne	FDP	PDS
70	42	71	39	50

Dezember 2002	32
Februar 2004	37
Nein	**43**

Anhänger von …

SPD	CDU/CSU	B'90/Grüne	FDP	PDS
29	55	23	59	39

Fast zu groß für Smalltalk.

Hier ein paar Stichworte für den perfekten Einstieg ins Gespräch, wenn Sie im Multivan Highline unterwegs sind: bequeme, drehbare Einzelsitze im großzügigen Fahrgastraum. Enorme Beinfreiheit. Leder/Leder- oder Leder/Alcantara®-Ausstattung. Fein gearbeitete Dekoreinlagen aus Wurzelholz. Und während die Unterhaltung in Fahrt kommt, bringen Sie die kultivierten Otto- und TDI®-Motoren zügig voran. **Der Multivan.**

Abbildung zeigt Modell Multivan Highline mit Sonderausstattung gegen Mehrpreis.

Der Multivan

SOZIALDEMOKRATEN

Des Widerspenstigen Zähmung

Nach Machtverlust und Degradierung zum Pop-Beauftragten arbeitet Sigmar Gabriel an seinem Comeback. SPD-Parteichef Franz Müntefering hilft beim Reha-Programm. Das Ziel: Der Windbeutel von früher soll einer der wichtigsten Genossen der Zukunft werden.

Sein Schiff hat angelegt, an irgendeiner Ecke des Binnenhafens Hildesheim. Der Besucher steht da, an Land, auf vertrockneten Grasfetzen und Geröll. Er blickt auf zwei Müllcontainer, zwei silberhaarige Herren, einen Notenständer und den stellvertretenden Hafenchef. Die älteren Männer führen ihre Oboen zum Mund. Es ist das Begrüßungskommando für Sigmar Gabriel.

„Wie geht's?", fragt der Gast. Er könne nicht klagen, antwortet der Hafenchef. „Die Zusammenarbeit mit den Leuten von der Schleuse klappt einwandfrei." Die älteren Herren blasen „Die Fischer von San Juan".

„So, dann danke schön und schönen Tach noch", sagt Gabriel. Er scheint mit seinen Gedanken schon weiter zu sein. Er muss weg von hier, weg aus der Ödnis der Provinz, er eilt rasch davon. Hinter ihm ertönen die Oboen.

Aber es wartet doch nur der nächste Termin dieser Art. Er kann der Ödnis so schnell nicht entrinnen. Sigmar Gabriel ist jetzt 45 Jahre alt, und er muss Geduld haben, zum ersten Mal in seinem Leben.

Der Sozialdemokrat steckt in einem höchst ungewöhnlichen Selbstversuch. Gelingt das Experiment, hat er Chancen, in ein paar Jahren zu den mächtigsten Politikern der Republik zu zählen – vielleicht als Fraktionsvorsitzender der SPD in Berlin oder gar als Parteichef, vieles ist möglich.

Er kann auch verlieren. Denn Gabriel sitzt ein schwerer Gegner im Nacken, kraftvoll und unberechenbar. Er sieht ihn täglich im Spiegel.

Er versucht gerade, seine Energie zu bändigen und Kontrolle über sich zu gewinnen. Er möchte sich in seiner neuen Rolle selbst erfinden, so wie Gerhard Schröder es zigmal getan hat, sein Idol von früher.

Sigmar Gabriel war immer der Lauteste und der Frechste in seiner Partei. Er konnte die Menschen rhetorisch mitreißen, aber eigentlich wusste man nie, wofür er stand.

RAINER JENSEN / DPA

Oppositionsführer Gabriel (in Hannover): *Ödnis der Provinz*

Er sprang von Thema zu Thema, aber er führte nichts zu Ende. An der einzig wirklichen Hürde, die er bislang zu überwinden hatte, der Landtagswahl im Februar 2003, blieb er hängen. Irgendwann nahm man ihn, den früheren Ministerpräsidenten von Niedersachsen, nicht mehr richtig ernst.

GOSLARSCHE ZEITUNG

SPD-Politiker Gabriel, Schröder (1989)
Idol von früher

Deshalb fährt er erst mal weiter durch seine Region zwischen Waterkant und Harz, besucht Binnenhäfen, Stahlwerke und Hinterstuben – was man eben so macht als Oppositionschef im Landtag.

Anfang Juni war Gabriel in Stadthagen. Der Aufzugbauer Otis wird dort sein Werk schließen und nach Tschechien gehen, trotz hoher Umsatzrendite. Gabriel stand da in einer Betriebshalle vor Hunderten verzweifelter Arbeiter. Er konnte eine schöne Rede halten. Aber er konnte nicht helfen.

Stattdessen schrieb er dazu ein paar Gedanken auf: dass Europa sich nicht selbst kaputtmachen und man so etwas wie bei Otis nicht zulassen dürfe. Den Brief schickte er nach Berlin, zum Parteivorsitzenden.

Franz Müntefering ernannte Gabriel daraufhin zum Chef einer neuen Kommission mit dem schönen Titel „Europäisches Sozialstaatsmodell". Vorige Woche hat Gabriel dem Vorsitzenden in Berlin sein Konzept vorgestellt, einen ersten Entwurf. Es soll eine große, eine wichtige Kommission werden.

Auf der Fahrt nach Holzminden erklärt er mit gewohnter Eloquenz, warum die Menschen nicht mehr SPD wählen. Er redet über Otis, die Aufzüge und den Wettbewerb. Auf die Frage, wie sich verhindern lasse, dass die Unternehmen einfach wegzögen, habe die SPD keine Antwort gefunden. Die wird er demnächst geben.

Er ritzt mit dem Fingernagel die Struktur für seine Kommission ins beigefarbene Leder der Armlehne. Er will viele kluge Leute treffen, etwa den früheren französischen Finanzminister Dominique Strauss-Kahn, Peter Mandelson, den Denker von Tony Blair, oder den Dänen Anders Fogh Rasmussen. Es gärt in ihm, er wälzt Gedanken über das künftige Zuammenleben in Europa.

„Schaffen wir es, das Freiheits- und Sicherheitsversprechen Europas einzulösen? Das ist eine sozialdemokratische Jahrhundertaufgabe", sagt Gabriel. Drunter würde

Gästebucheintrag: **www.meistersinger.net** 21.04.2004

„Ich bin seit einiger Zeit Besitzer einer MeisterSinger. Diese Uhr ist unverwechselbares Schmuckstück am Handgelenk. Besonders amüsant sind die verstohlenen Seitenblicke von Leuten, die selbst auch nicht gerade eine Uhr »von der Stange« tragen."

498 Euro, unverbindliche Preisempfehlung

MEISTERSINGER
MECHANIK

Unter anderem bei: **Aachen** Studio Küpper, Holzgraben 1-3 ◆ **Aschaffenburg** Vogl, Herstallstraße 18 ◆ **Berlin** Brose, Breite Str. 23 – Lorenz, Rheinstr. 59 ◆ **Bremen** Grüttert, Sögestr. 70 ◆ **Bünde** Büttke, Bahnhofstr. 7-9 ◆ **Düsseldorf** Mössing, Schadow-Arkaden, Schadowstr. 11 ◆ **Flensburg** Jürgensen, Große Str. 45-47 ◆ **Freiburg** Uhren-Atelier Feigl, Konviktstraße 5 ◆ **Garmisch-Partenkirchen** J. Stöckerl, Marienplatz 3 ◆ **Goslar** Böttcher, Hokenstr. 5 ◆ **Göttingen** Orfeo, Theaterstr. 17b ◆ **Hamburg** Becker, Ida-Ehre-Pl. 12/Mitte Mö – Kaluwara, Elbe-Einkaufszentrum – Kaufrausch, Isestr. 74 ◆ **Hannover** Stichnoth, Georgstr. 52 ◆ **Heilbronn** Beilharz, Fleinerstr. 32 ◆ **Herford** Zartmann, Bäckerstr. 11 ◆ **Kiel** Juwelier Happe, Holstenstraße 71 ◆ **München** Klaus P. Goetz, Zenettistraße 36 – Kiefer, Wörthstr. 8 – Huber, Neuhauser Straße 53 ◆ **Münster** Gebr. Nonhoff, Rothenburg 12 ◆ **Neuss** Badort, Niederstr. 3 ◆ **Nürnberg** Leihhaus-Juw., Unschlittplatz 7a ◆ **Paderborn** Sanetra, Kamp 10 ◆ **Ravensburg** Bartels, Bachstr. 44 ◆ **Recklinghausen** Pagels, Halterner Str. 27 ◆ **Saarlouis** Wagner, Französische Str. 29 ◆ **Speyer** Pfeiffer, Schwerdstr. 28 ◆ **Stuttgart** Bartels, Kirchstr. 6 – Jacobi, im Breuninger-Mittelbau ◆ **Tübingen** Seeger, Kirchgasse 8 ◆ **Wilhelmshaven** Friedo Frier, Marktstr. 22

er es auch nicht machen. Er braucht die Superlative wie Luft zum Atmen.

Natürlich müsse dieses Europa, holt er mächtig aus, anderen Ländern ein Angebot für eine gerechte Welt machen und natürlich auch die Brücke zum Islam bauen – aber dann hält er inne. Sigmar Gabriel muss den Gegner in sich bremsen. Er darf nicht größenwahnsinnig werden. „Jetzt bin ich wieder zwei Schritte zu weit."

In der tristen Wirklichkeit ist er jetzt in Holzminden, im Altendorfer Hof, geblümte Gardinen, 70 ältere Menschen, volle Bärte und graue Dauerwellen; man trinkt Allersheimer Urpils. „Hipp, hipp, hurra", brüllt der Kegelclub im Nachbarzimmer.

„Wir hatten gedacht, dass du hier den Alleinunterhalter machst", flüstert ihm der Veranstalter beim Reingehen zu. „Kein Problem", sagt Gabriel. Er ist laut und leidenschaftlich, er verausgabt sich. Er ist jetzt bei seinem neuen Thema angelangt. „Wir müssen endlich eine europäische sozialdemokratische Politik entwickeln", ruft er. „Wir müssen verhindern, dass hier bei uns einer seine Bude zumacht, in Tschechien wieder aufmacht und dafür auch noch Fördergelder aus Brüssel bekommt."

FRANK OSSENBRINK

Genossen Müntefering, Gabriel: *Vielleicht die letzte Chance*

Seine Zuhörer klopfen und klatschen – und der Redner strahlt. Er ist froh, dass er endlich ein Thema und eine Aufgabe hat.

Aber er steht auch unter Beobachtung. Als SPD-Chef Franz Müntefering kürzlich vor Vertrauten über seine Partei nach 2006 grübelte – „Ich möchte einen geordneten Übergang hinbekommen" –, fielen als Zukunftshoffnungen zwei Namen: Andrea Nahles und Sigmar Gabriel. Der Vorsitzende möchte, dass der Niedersachse für den Bundestag kandidiert, um später vielleicht die Fraktion zu übernehmen.

„Der Junge", sprach Münte, müsse aber noch an seiner Selbstdisziplin arbeiten: „Er muss zeigen, dass er Substanz hat und den Laden zusammenhalten kann." Kurz darauf berief er ihn zum Kommissionschef.

Für Gabriel ist es eine große, vielleicht seine letzte Chance. Gewinnt er endlich Profil, könnte, wenn die Generation Schröder abgewählt wird oder in den Ruhestand geht, vieles auf ihn zulaufen. Gerade in seiner, der Altersklasse der 40- bis 55-Jährigen mangelt es der SPD an Talenten.

Als es noch gut lief bei Gabriel, als er Niedersachsen regierte und man ihn den kleinen Schröder nannte, da trat er als entschlossener Reformer auf. Er wollte als Erster den Kündigungsschutz lockern. Er hielt wenig von Nestwärme, Stallgeruch und Sozialromantik. Er klang modern. Gabriel redete darüber, dass er das Dosenpfand für Quatsch halte – und stimmte später im Bundesrat trotzdem zu. Jürgen Trittin nannte ihn „sprunghaft, ohne Substanz, botschaftslos".

Nachdem die Umfragewerte sanken, verlor der selbstgewisse Pragmatiker die Übersicht und inszenierte von Stund an einen Wahlkampf gegen sein einstiges Idol Gerhard Schröder. Er kämpfte mit Hingabe für Themen, die ihn eine Woche später nicht mehr interessierten. Er zeigte sich am liebsten mit Udo Lindenberg und gefiel sich plötzlich in der Rolle des Linkspopulisten; am Ende scheiterte er fast zwangsläufig an seinem Herausforderer Christian Wulff.

Nun kommt der zweite Anlauf. Lindenberg scheint sich erledigt zu haben – jetzt empfängt er den Gesundheitsexperten Professor Karl Lauterbach in der niedersächsischen SPD-Fraktion, um sich von ihm die Bürgerversicherung erklären zu lassen. Eine Veranstaltung, die vor allem durch Seriosität besticht.

Aber dann bricht doch der alte Gabriel durch. In einer Pause eilt er nach draußen ins Foyer des Landtags von Hannover. Ein Kamerateam des NDR bittet um ein kurzes Interview, das einer Studie der OECD gewidmet ist und nach der die Bildung in der Bundesrepublik weiter schwer im Argen liegt. Gabriel hat dazu am Morgen eine Pressemeldung verschickt.

„Herr Gabriel, Sie haben nun einen Vorschlag gemacht. Wie sieht der aus?"

„Wir fordern die Union auf, der Abschaffung der Eigenheimzulage zuzustimmen. Dadurch würden jährlich sechs Milliarden Euro für die Bildung frei."

„Aber früher waren Sie persönlich doch noch gegen die Streichung dieser Zulage."

Die Vergangenheit hat ihn wieder eingeholt, das Spontane und Unstete. Gabriel spricht nun von einer Studie über die Eigenheimzulage, die er seitdem gelesen und die seine Meinung verändert habe.

„Superschön", sagt der Reporter und senkt das Mikrofon. „Jetzt würden wir Sie nur noch um einen sinnfreien Antexter bitten." Er meint damit jene Fernsehbilder, bei denen Politiker über Flure laufen oder

FRANK OSSENBRINK

Freizeitsegler Gabriel*: *Einsam ohne Amt und Christiansen*

sich an ihren Schreibtisch setzen, ehe das Statement kommt.

„Sinnfreie Antexter? Das ist doch das, was ich am besten kann“, sagt Gabriel. Dann lacht er. Es sollte ein Witz sein.

Seit Sigmar Gabriel im Februar vergangenen Jahres seine erste Landtagswahl als Spitzenkandidat verloren hatte, stand er häufig neben sich. Es gelang ihm nicht, die neue Situation, den tiefen Fall zu akzeptieren. Einige Wochen zuvor war er noch der größte Hoffnungsträger seiner Partei und auf Einladung Sabine Christiansens SPD-Repräsentant beim „Duell der Kronprinzen“ gegen den Christdemokraten Roland Koch gewesen. Doch danach folgte der Sturz in die Einsamkeit, ohne Amt, ohne Christiansen.

Zum ersten Mal in seinem Leben lag Gabriel morgens im Bett und wollte nicht mehr zur Arbeit gehen. Dann wurde er krank. Viermal in wenigen Monaten ließ er sich in die Klinik einliefern, er litt unter Lungenentzündung und an Diabetes. Er litt auch unter seinem Bild in der Öffentlichkeit. Er war jetzt ein Gescheiterter, und sein Herausforderer, den er im Wahlkampf noch hochmütig als „Warmduscher“ verspottet hatte, saß nun auf seinem Stuhl.

Bevor er ganz in Vergessenheit geriet, ernannte ihn das Parteipräsidium zum Pop-Beauftragten. Man konnte sich jetzt noch besser lustig machen über ihn – und der gefallene Genosse half sogar dabei, indem er lächerlich ernst gemeinte Interviews zu seinem neuen Themenkreis gab. Ein Hauch von Dieter Bohlen haftete an ihm.

Der Norddeutsche Rundfunk machte sich einen Jux daraus, Tag für Tag seinen Platz im niedersächsischen Landtag zu filmen, der meist verwaist war. Gabriel ließ sich stattdessen im Land herumkutschieren, wahllos, in fast jeden Ortsverein. Er war auf der Flucht.

Dann kamen der SPD-Parteitag in Bochum und die Wahl von Olaf Scholz zum Generalsekretär – mit desaströsem Ergebnis. Schröder verdächtigte Sigmar Gabriel, eine entsprechende Stimmung geschürt zu haben, und nannte ihn fortan einen Brandstifter. Gabriel bestreitet bis heute, dass er selbst Generalsekretär werden wollte.

Aber Schröder, der Gabriels Aufstieg zum jüngsten Ministerpräsidenten förderte, wo er konnte, zeigt sich nach wie vor abweisend. „Schade, dass das Verhältnis so im Arsch ist“, sagt Gabriel. Seit dem Parteitag haben die beiden kein Gespräch mehr miteinander geführt.

Denn so wie der Kanzler in ihm eine Art früheres Ebenbild sah, war Gerhard Schröder Gabriels Held. Er wollte unkonventionell sein und regieren wie Schröder. Er konnte poltern wie Schröder – und reden sogar noch ein bisschen besser. Im Kern verfolgten die beiden, etwa wenn sie die eigene Parteiführung kritisierten oder zu populistischen Ausfällen neigten, das gleiche Prinzip, Politik zu machen.

Doch jetzt, da Schröder glaubt, endlich seine Rolle als eiserner Reformkanzler gefunden zu haben, hat er für Gabriels Stil kein Verständnis mehr. Vertraute lässt er sagen, dass Gabriel ein schlechter Verlierer sei, ihm die Reife fehle und dass alle großen Politiker einmal die Erfahrung der bitteren Niederlage machen müssten.

Als Sigmar Gabriel ganz unten war, drückte man ihm eine Broschüre in die Hand, deren Cover eine Eisenbahnschiene und eine Weiche zeigte. Es war die Broschüre einer Beraterin. Sie hilft Menschen in Lebens- und Karrierekrisen. Das Bild gefiel ihm. Er hatte das Gefühl, selbst an einer Weiche zu stehen. Und er öffnete sich.

In regelmäßigen Abständen trifft er sich seither mit ihr; er nennt sie „meinen Coach“. Es sind stundenlange Sitzungen, in denen sie über Gott und die Welt und vor allem natürlich über Sigmar Gabriel reden. Etwa darüber, dass er andere Menschen stärker einbinden müsse und nicht alles gleich selbst machen dürfe. Und dass er jetzt lieber weniger, aber dafür vieles gründlicher machen will. Und dass er Zweifel zulassen müsse. Ein Widerspenstiger lässt sich zähmen. „Die Frau verlangt mir einiges ab“, sagt Gabriel. Das Coaching sei eine richtige Entscheidung gewesen. Vor kurzem war er wieder bei Christiansen. Müntefering gefiel das Konzept für die Kommission.

Er habe neulich eine Theorie entwickelt, sagt er bei seinem Lieblingsitaliener in Goslar, dem „Rigoletto“, und beugt sich über die Speisekarte. „Ich glaube, dass übergewichtige Menschen mehr für die Reinigung ihrer Krawatten bezahlen als andere für den Kauf ihrer Krawatten. Weil sie so oft darauf kleckern.“ Er lacht jetzt sehr herzlich.

Im Kanzleramt machen sie Witze über seine ausladende Figur. Sie sagen, mit diesem Gewicht sei ein junger Politiker nicht mehrheitsfähig. Es sei ein Beleg für mangelnde Disziplin. Gabriel bestellt ein großes Carpaccio, später Gnocchi mit Meeresfrüchten.

Er könne jetzt, hat er anfangs gesagt, „ein ganzes Rind reißen“.

MARKUS FELDENKIRCHEN

HOLGER HOLLEMANN / DPA

Politiker Gabriel*: *Ein Hauch von Bohlen*

* Oben: mit Lebensgefährtin Ines Krüger 2002 in der Ägäis; unten: mit den Musikern Udo Lindenberg, Rolf Stahlhofen und Peter Maffay im Landtagswahlkampf 2003 in Braunschweig.

SCHULE

Unterricht ohne Haube

Der Kopftuch-Streit geht in die nächste Runde – damit könnten auch lehrende Nonnen Opfer des baden-württembergischen Verbotsgesetzes werden.

FELIX KÄSTLE

Nonnen mit Schülerinnen (in Friedrichshafen): *Habitverbot an staatlichen Schulen?*

Es ist ja nicht so, dass niemand sie gewarnt hätte. Doch die baden-württembergische Kultusministerin Annette Schavan ließ sich bei ihrem Vorhaben, muslimischen Lehrerinnen das Tragen eines Kopftuchs an der Schule per Gesetz zu verbieten, von niemandem beirren – nicht einmal vom ehemaligen Verfassungsrichter Ernst-Gottfried Mahrenholz, der prophezeite: „Wenn Sie das Kopftuch nicht in Kauf nehmen, dürfen Sie auch nicht die Nonnentracht dulden."

Jetzt sieht es so aus, dass die „Amtsaskese", die die Katholikin Schavan muslimischen Lehrerinnen verordnet hat, zum Bumerang wird und Bekennende aller Glaubensrichtungen trifft. Und das nicht nur in Baden-Württemberg, sondern auch in Bayern, Hessen und im Saarland, wo ähnliche Gesetze verabschiedet oder vorbereitet worden sind.

Denn das Leipziger Bundesverwaltungsgericht hat in der jetzt nachgereichten schriftlichen Begründung seines Kopftuchverbot-Urteils die „strikte Gleichbehandlung" der Religionen verordnet (SPIEGEL 42/2004) und „Ausnahmen für bestimmte Formen religiös motivierter Kleidung" ausgeschlossen.

Kein Wunder also, dass Maria Bernadette Hein, Äbtissin des Zisterzienserklosters im Baden-Badener Stadtteil Lichtenthal, beunruhigt ist. Die Grundschule im altehrwürdigen Kloster im Nordschwarzwald ist eine von zwei staatlichen Schulen in Baden-Württemberg, an denen Nonnen im Habit normalen Unterricht erteilen – noch. Die Äbtissin glaubt fest daran, dass das so bleibt: „Die Ministerin hat sich eindeutig geäußert, dass unsere Schwestern die Ordenstracht nicht ausziehen müssen", sagt Hein. „Sie hat uns das versprochen."

Dieses Versprechen zu halten dürfte schwer fallen: „Auch Frau Schavan muss sich an die Rechtsprechung halten", fürchtet Klaus Hälbig, Sprecher der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Tatsächlich ist das „Ende des Kopftuch-Rechtsstreits", das Schavan nach dem Rückzieher der Klägerin Fereshta Ludin per Pressemitteilung ausrufen ließ, noch lange nicht in Sicht. Zwar sieht die aus Afghanistan stammende Lehramtsbewerberin, an deren Fall sich die Kopftuch-Debatte entzündet hatte, von weiteren gerichtlichen Schritten ab. Doch schon in Kürze könnte ein weiterer Rechtsstreit mit einer Kopftuch tragenden Lehrerin die Ministerin zwingen, mit der Gleichbehandlung der Religionen Ernst zu machen.

Es geht um die Lehrerin Doris G., die an einer Grund- und Hauptschule in Stuttgart unterrichtet. Seit 1973 ist Doris G. Lehrerin, seit 1978 Beamtin auf Lebenszeit. 1984 konvertierte sie zum Islam, seit 1995 trägt sie im Schuldienst ein Kopftuch, allerdings bedeckt sie nur locker die Haare.

Ministerin Schavan
Askese im Schuldienst

WOLFGANG KUMM / DPA

Doris G. erklärte im März 2000 im Ludin-Verfahren, auch sie trage ihr Kopftuch aus religiösen Gründen, ohne dass sie von der Schulaufsicht behelligt worden wäre. Diesem Bekenntnis folgten prompt mehrere „Personalgespräche", danach kam die Order des Oberschulamts, „ihren Dienst immer dann ohne Kopfbedeckung zu versehen, wenn sie in Kontakt mit Schülern ist". Doris G. klagte vor dem Verwaltungsgericht Stuttgart. Dort ließ man die Sache bis zum Abschluss des Falls Ludin ruhen – jetzt soll es im Dezember zur Verhandlung kommen.

Sollten Schavans Beamte darauf bestehen, dass Doris G. ihr Kopftuch abnimmt, könnten auch lehrende Nonnen ein Problem bekommen. Denn dann, so der Freiburger Staatsrechtler und Ex-Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde, könne Doris G. „einwenden, dies sei eine unzulässige Diskriminierung", die das Gleichheitsgebot des Grundgesetzes verletze.

Schavan wäre in der Zwickmühle: Entweder geht sie auch gegen die Nonnen vor – oder sie lässt das Verdikt gegen Doris G. fallen.

Verzweifelt sucht die Ministerin nach Argumenten, die einseitige Praxis zu retten – und richtet damit weiteren Flurschaden an. Die Behauptung, der Nonnenhabit falle als „Berufstracht" nicht unter das Verbot religiös motivierter Kleidung, empört die Gottesfrauen. Äbtissin Hein fühlt sich durch solch eine Verkürzung beleidigt. Der Habit sei „ein Zeichen der Religiosität und der Beziehung zu Gott", findet auch die Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberinnen in Deutschland, Aloisia Höing. Um ihre katholische Klientel zu befrieden, lenkte Schavan vergangene Woche ein: Ob die Ordenstracht nur ein Berufskleid oder ein religiöses Zeichen sei, spiele „keine Rolle". Sie verbiete das Kopftuch wegen seiner „politischen Mehrdeutigkeit", und die sei dem Habit nicht zu unterstellen.

Verfassungsrechtler Mahrenholz sieht als einzigen Ausweg für Schavan, eine Einzelfallprüfung ins Gesetz aufzunehmen, für Nonnen wie für Muslima.

Dass genaues Hinsehen sinnvoll sein kann, zeigt ein Fall an einer Grundschule in Nordrhein-Westfalen: Dort war eine Kopftuch tragende Lehrerin, die sogar in Sachen Kopftuch politisch aktiv war, lange Jahre als Konrektorin tätig. Erst als sie Schulleiterin werden wollte, musste sie auf die Bedeckung ihres Hauptes verzichten.

DIETMAR HIPP, CAROLINE SCHMIDT

UMFRAGE: KOPFTUCH-STREIT

„In Baden-Württemberg dürfen muslimische Lehrerinnen nicht mit Kopftuch unterrichten. Sollten zukünftig auch Nonnen in neutraler Kleidung unterrichten?"

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 12. und 13. Oktober; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht"/ keine Angabe

INNERE SICHERHEIT

„Alles Kleinkram“

Hessens Innenminister Volker Bouffier (CDU) über die Zentralismusbestrebungen des Bundes bei Polizei und Verfassungsschutz und das starke Ego von Otto Schily

SPIEGEL: Herr Bouffier, ginge es nach Bundesinnenminister Otto Schily, würden Sie sich bald nicht mehr um die innere Sicherheit kümmern, sondern eher um Sport und die Kommunalaufsicht …

Bouffier: Große Aufgaben wie Feuerwehr und Sport können einen Minister schon ausfüllen.

SPIEGEL: Was spricht dann gegen Schilys Vorschlag, die Kompetenzen des Bundeskriminalamts zu erweitern und die Landesämter für Verfassungsschutz zu Filialen des Bundesamts zu machen?

Bouffier: Dagegen spricht, dass solche Zentralisierungen nicht zu mehr Sicherheit führen, sondern zu mehr Konfusion. Da werden träge Mammutbehörden geschaffen, die sich vor Ort nicht auskennen und dann doch immer wieder auf die örtliche Polizei zurückgreifen müssen. Wie das reibungslos funktionieren soll, ist mir ein Rätsel.

SPIEGEL: Das wird Ihnen der Bundesinnenminister doch wohl dargelegt haben. Sprechen Sie nicht miteinander?

Bouffier: Der Kollege Schily pflegt im Wesentlichen zu verkünden, eine offene Diskussion ist seine Sache nicht – zum Beispiel beim von ihm gewollten Umzug des Bundeskriminalamts. Mit den Details seiner Pläne müssen sich dann die Praktiker rumschlagen. Für ihn ist das alles Kleinkram.

FRANK MAY / DPA

Landesminister Bouffier: *Scheibchenweise Entmachtung*

SPIEGEL: Sie wollen doch Schily nicht unterstellen, dass er mit seinen Reformbestrebungen die Polizeiarbeit erschweren will?

Bouffier: Natürlich nicht. Aber es müsste ihn doch zum Nachdenken bringen, dass kein einziger Landesinnenminister, egal welcher Partei, seiner Meinung ist. Schily neigt dazu zu glauben, er allein wisse, wie es geht. Er will das Kommando führen. Er möchte auf Augenhöhe mit US-Justizminister John Ashcroft und anderen sein, die ihre Polizei und Dienste zentral organisiert haben. Sicherlich ist es für einen Mann wie Schily nicht einfach, gegenüber seinen ausländischen Kollegen eingestehen zu müssen, er könne nicht allein entscheiden, sondern müsse noch die Kollegen in den Ländern fragen. Nur kann und darf das Ego eines Ministers nicht der Maßstab sein, um bewährte Strukturen einfach über Bord zu werfen.

SPIEGEL: Treibt Sie nicht auch der Machterhalt?

Bouffier: Mir geht es nicht um Eitelkeiten und föderalen Eigensinn, sondern darum, wie wir Sicherheit am besten organisieren.

SPIEGEL: So reibungslos, wie Sie behaupten, funktioniert die Zusammenarbeit bei der Bekämpfung von Terror und Organisierter Kriminalität nicht. Könnte die Konzentration auf übergreifende Bundesbehörden nicht effektiver sein?

Bouffier: Nein, denn dies bedeutet das Herausbrechen der Landeskriminalämter aus der Sicherheitsarchitektur der Länder. Das reißt Löcher in der engen Zusammenarbeit mit der Polizei vor Ort, die anderweitig gestopft werden müssen. Schily geht es doch um etwas anderes: Er will eine Bundespolizei nach Vorbild des amerikanischen FBI. Das ist politisch nicht durchsetzbar, und deswegen versucht er, scheibchenweise die Länderpolizeien zu entmachten und die Bundesbehörden zu stärken. Das halte ich für absolut falsch und verfassungsrechtlich bedenklich. Außerdem hat er nicht glaubhaft begründet, wozu er weitere Kompetenzen bei der inneren Sicherheit braucht.

SPIEGEL: Die Länder wollen ihm keine weiteren Rechte geben?

Bouffier: Schily sollte sich um das kümmern, wofür er originär zuständig ist, eine bessere Koordination auf Bundesebene, wo drei Geheimdienste und drei Behörden mit Polizeiaufgaben nebeneinander arbeiten. Nehmen Sie das Beispiel Schwarzarbeit. Jeder, der sich ein bisschen auskennt, weiß,

ROLAND GEISHEIMER / ATTENZIONE

Bei der Bekämpfung

von Terrorismus und Organisierter Kriminalität sieht Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) zu wenig Handlungsmöglichkeiten des Bundes. So darf das Bundeskriminalamt (BKA) grundsätzlich erst nach einer Straftat ermitteln. Maßnahmen zur Gefahrenabwehr sind originär nur den Ländern erlaubt. Das BKA muss sich bei entsprechenden Hinweisen an die Länder wenden, die gemäß Grundgesetz für die Prävention zuständig sind. Schily möchte nun dem BKA umfangreiche Zuständigkeiten für die Gefahrenabwehr und ein Weisungsrecht gegenüber den Landespolizeien erteilen. Außerdem will er die Landesämter für Verfassungsschutz dem Bundesamt in Köln unterstellen, um einen ungehinderten Informationsfluss und eine reibungslose Zusammenarbeit mit ausländischen Geheimdiensten sicherzustellen. Die Länder wehren sich gegen die Pläne.

Bundesinnenminister Schily

Alles, was die Deutschen bewegt.
Alles, was man kennen muss.
Alles in einem Band.

3-7857-2131-5 / € 24,90 [D] / € 25,60 [A]* / sFr. 43,70

Die Frage nach der Identität der Deutschen war und ist unverändert aktuell. Dieses grundlegende Werk unternimmt erstmals den Versuch, einen Kanon deutscher Texte zusammenzustellen und in einem Band die wichtigsten Dokumente zu vereinen, die für das Selbstverständnis der Deutschen von unverzichtbarer Bedeutung sind. Eine umfassende Sammlung, die einen wichtigen Anstoß zur Auseinandersetzung um Werte, Traditionen und Neuorientierungen unserer Kultur gibt.

www.luebbe.de
www.buch-der-deutschen.de

GUSTAV LÜBBE VERLAG

dass Schwarzarbeit und Organisierte Kriminalität eng verwoben sind. Trotzdem ermitteln der Zoll, der dem Bundesfinanzministerium untersteht, und das Bundeskriminalamt sowie der Bundesgrenzschutz teilweise nebeneinander her. Es gibt nicht einmal eine gemeinsame Datenbank. Das ließe sich mit einen simplen Organisationsbeschluss der Bundesregierung ändern. Auch dass am Frankfurter Flughafen Zoll und BGS nicht optimal zusammenarbeiten, ist bekannt.

SPIEGEL: Nun will Schily den Bundesgrenzschutz in Bundespolizei umbenennen und in blaue Uniformen stecken. Ein erster Schritt?

Bouffier: Zumindest der Versuch, via Namensgebung ein Stückchen weiter zu kommen. Ich glaube aber, das bringt uns im Kampf gegen Terrorismus und Kriminalität nicht weiter. Bei der Bekämpfung gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder der Bund übernimmt die Gesamtverantwortung – auch finanziell. Dann wären die Sicherheitsbehörden über Jahre nur mit sich selbst beschäftigt. Oder aber wir müssen die bestehende Struktur so gestalten, dass sie optimal funktioniert.

SPIEGEL: Zumindest beim Verfassungsschutz scheint es derzeit nicht optimal zu laufen.

Bouffier: Das liegt vor allem am Bundesamt. In allen Landesämtern wird geklagt, dass das Bundesamt auf Anfragen gar nicht oder erst nach Monaten antwortet. Vor allem Erkenntnisse ausländischer Geheimdienste werden den Landesverfassungsschutzämtern manchmal vorenthalten, sagen mir Fachleute. Aber nahezu selbstverständlich ist es, dass die Länder alles, was sie in Erfahrung bringen, nach Köln melden.

SPIEGEL: Wäre da nicht die von Schily favorisierte Zusammenlegung der Ämter sinnvoll?

Bouffier: Auch bei den Diensten sind Orts- und Milieukenntnis unverzichtbar. Die gehen bei einer Zentralisierung ein Stück weit verloren. Außerdem müssen wir dann klären, auf welcher Rechtsgrundlage der Verfassungsschutz und der Staatsschutz der Landespolizei zusammenarbeiten. Eine enge Kooperation ist aber gerade bei der Bekämpfung des politischen Extremismus ungeheuer wichtig.

SPIEGEL: Der Bundesinnenminister steht mit seinen Zentralisierungsplänen selbst in der eigenen Koalition in der Kritik, man wirft ihm vor, am Rande des Rechtsstaats zu operieren. Hat der Sozialdemokrat die Union rechts überholt?

ULRICH BAUMGARTEN / VARIO-PRESS

Großrechner im Bundeskriminalamt: *Bundespolizei nach Vorbild des amerikanischen FBI*

Bouffier: Schily fordert viel, aber ich kann dahinter keine Systematik erkennen. Mit ganz konkreten Schritten, wie der Ausweitung der akustischen Wohnraumüberwachung oder der Kronzeugenregelung, wäre uns mehr geholfen.

SPIEGEL: Auch in einem anderen politischen Feld, dem Beamtenrecht, hat der Bundesinnenminister gerade Reformvorschläge unterbreitet und will Beamte künftig nach Leistung bezahlen.

Bouffier: Damit hat er den Ergebnissen der Föderalismuskommission vorgegriffen, die den Ländern mehr Flexibilität beim Personal ermöglichen will. Schilys Vorschläge bedeuten dagegen, das Berufsbeamtentum zu zementieren, und sollen dem Bund langfristig Einfluss auf die Länder sichern, indem er allein über Bezahlung und Struktur des Öffentlichen Dienstes entscheidet.

SPIEGEL: Was spricht dagegen, Beamte nach Leistung zu bezahlen?

Bouffier: Dazu brauchen wir den Kollegen Schily nicht. In unserem Ministerium sind Leistungsprämien seit Jahren Praxis.

Interview: Andreas Ulrich, Andreas Wassermann

MILITÄR

Spionin aus der Kälte

Eine Übersetzerin wollte offenbar geheime deutsche U-Boot-Pläne an die Chinesen verkaufen. Die Bundesanwaltschaft ermittelt wegen versuchten Landesverrats.

Der Winter im kanadischen Burlington, eine Autostunde von den Niagarafällen entfernt, gilt als hart und unwirtlich. In der 130 000-Einwohner-Stadt, wo die Eichhörnchen Erdnüsse von der Holzveranda picken und die Autos wegen der Schneewehen höher gelegt sind, bedeuten bis zu 15 Grad minus nichts Ungewöhnliches. Besuchern aus der deutschen Heimat empfahl die Wahl-Kanadierin Michaela T., 43, das Mitbringen langer Unterwäsche: „Es ist nämlich saukalt hier."

Seit dem 13. September sitzt die gebürtige Pfälzerin in einer kargen Zelle der Justizvollzugsanstalt Koblenz. Sie war festgenommen worden, als sie ihren schwer kranken Vater in der Heimat besuchte. Die Übersetzerin, davon geht die Bundesanwaltschaft aus, soll versucht haben, geheime Militärunterlagen an China zu verkaufen. Im Knast und bei den Ermittlern gilt Michaela T. – in Anlehnung an einen Thriller von John le Carré – nun als „die Spionin, die aus der Kälte kam".

Jetzt muss T. darauf warten, dass die Bundesanwaltschaft Anklage erhebt und ein Gericht darüber befindet, ob sie tatsächlich versucht hat, Landesverrat zu begehen – darauf stehen zwischen einem Jahr und lebenslange Haft. Wenn ja, käme sie wohl kaum mit einer geringen Strafe davon, schließlich geht es um das Prestigeprojekt der deutschen Rüstungsindustrie zur See.

RICK FRIEDMAN

Chinesische Botschaft in Ottawa, Michaela T.: *100 000 Dollar für ein Staatsgeheimnis*

HDW

U-Boot der Klasse 212A: *Wunderwaffe der deutschen Marine*

Die Auswanderin soll versucht haben, die Pläne eines der Heiligtümer der deutschen Marine zu verramschen. Für die technologischen Feinheiten der U-Boote der Kieler Großwerft HDW mit ihrem weltweit einmaligen Antriebssystem interessiert sich so ziemlich jeder Geheimdienst dieser Welt – T. hatte sich die Chinesen als potenzielle Käufer ausgeguckt.

Der Fall gilt in der Bundesregierung als gleichsam peinlich wie sensibel. Die Chinesen sind ein selbstbewusster und schwieriger Partner. Am liebsten sähe es Berlin deshalb, wenn man die Interessenten aus Peking gar nicht erwähnen würde: Die Spionageaffäre soll die vom Kanzler persönlich beförderten wirtschaftlichen Beziehungen nicht belasten.

Das Spionagegut war T. praktisch frei Haus geliefert worden. Die Deutsche aus der Nähe von Mannheim genießt einen exzellenten Ruf als Übersetzerin. Sie gilt als nahezu zweisprachig, seit sie als junge Frau einen amerikanischen Air-Force-Angestellten heiratete und in die USA auswanderte; inzwischen besitzt sie auch einen amerikanischen Pass. Seit bald 20 Jahren überträgt Michaela T. vom Deutschen ins Englische, zu ihren Kunden gehören der Pharmariese Roche oder die Software-Schmiede SAP. Auch sensible Aufträge wie Handbücher der Flugzeughersteller Learjet und Cessna hat sie bearbeitet.

Deshalb schien es auch nicht ungewöhnlich, als sich im vergangenen Jahr eine Agentur bei ihr in Burlington meldete und um die möglichst schnelle Übersetzung eines umfangreichen Werks bat. Doch so etwas hatte Michaela T. noch nie gemacht: Sie sollte das Militärhandbuch der U-Boot-Klasse 212A, wie HDW ihre Wunderwaffe nennt, übersetzen.

Das Boot hat die Kieler Werft im Auftrag der deutschen Marine entwickelt. Vier deutsche Schiffe des Typs sind im Bau beziehungsweise in der Erprobung. Es ist mit das modernste nichtnukleare U-Boot der Welt. Und das technische Handbuch gilt als Schlüssel dazu, ein potenzielles Passepartout für die Technologie im Inneren.

Dem Traum von einem perfekten Unterwasserschiff kommt HDW ziemlich nahe: Konventionelle U-Boote müssen ihre Batterien regelmäßig durch einen Dieselmotor aufladen; 212A bezieht seinen Strom dagegen aus einer Brennstoffzellenanlage. Kein Diesel, kein Lärm – damit kann das Boot made in Germany nicht nur länger tauchen als die Konkurrenzmodelle, es ist auch nahezu unhörbar.

Vor allem die Chinesen intereressieren sich für jede erdenkliche Neuerung zum

Thema U-Boot-Bau – insbesondere dann, wenn es um spezielle Antriebsformen wie die der U-Boot-Klasse 212A geht. Im Dauerkonflikt mit dem nur durch die schmale Taiwan-Straße getrennten abtrünnigen Taiwan setzt die Volksrepublik auf militärische Stärke. Zudem wissen die Chinesen, dass Taiwan schon mehrfach versucht hat, deutsche U-Boote zu kaufen, bislang allerdings vergebens.

Das fernöstliche Interesse an dem U-Boot-Projekt ist kein Geheimnis – und entsprechend aufgescheucht reagierten die kanadischen Behörden, als sie im Oktober 2003 einen merkwürdigen Anruf bei der chinesischen Botschaft in Ottawa mithörten. Darin ging es offenkundig um die U-Boot-Unterlagen. Der kanadische Geheimdienst identifizierte die Anruferin später als Michaela T. und ihren Gesprächspartner als den Residenten des militärischen Nachrichtendienstes der Volksrepublik China.

Die Kanadier informierten sofort die deutschen Kollegen. Das Verteidigungsministerium erstellte ein Gutachten, dessen Ergebnis nicht dazu beitrug, die Bundesregierung zu beruhigen: Die U-Boot-Pläne, urteilten die Ministerialen, seien als Staatsgeheimnis einzustufen.

Dann begann eine Operation, wie sie John le Carré nicht besser hätte zu Papier bringen können.

Bei der Übersetzerin meldete sich ein Asiate, der angab, von der chinesischen Botschaft beauftragt worden zu sein. Er sei hier, um den Deal abzuwickeln. Am Ende des Gefeilsches stand die Summe von 100 000 Dollar im Raum, die die Pläne kosten sollten. Cash, im Austausch gegen das Handbuch. Eine der entscheidenden Fragen vor Gericht wird sein, wer wen zu dem Geschäft drängte – der vermeintliche Diplomat die Übersetzerin oder umgekehrt?

Eine Übergabe des Militärhandbuchs erfolgte jedenfalls nicht. Und der Chinese war kein Mitarbeiter der Botschaft, sondern ein verdeckter Ermittler der Kanadier. Die kanadische Polizei vernahm die Frau wegen Verstoßes gegen die Import- und Export-Gesetze, doch für eine Anklage reichte es nach kanadischem Recht nicht.

Wohl aber nach deutschen Gesetzen. Deshalb griffen Ermittler des Bundeskriminalamtes (BKA) zu, als Michaela T. jetzt auf Heimatbesuch war. Nun muss die deutsche Justiz entscheiden, wie gravierend Michaela T.s Schuld wirklich ist.

Möglicherweise hat die Übersetzerin, die in zweiter Ehe mit einem Niederländer verheiratet und Mutter zweier Kinder ist, aus einem Affekt heraus gehandelt, aus Rache über eine als unfair empfundene Behandlung.

Denn um den lukrativen Auftrag termingerecht bewältigen zu können, hatte T. mehrere Übersetzer als Subunternehmer beauftragt. Doch dann, so erzählen es Beteiligte, habe die Agentur ein zusätzliches Glossar vorgelegt und sich über die Qualität der Arbeit beschwert.

Erst ging es um Wörter, später um Geld. Die Agentur wollte nicht zahlen, die Übersetzerin unbedingt ihr Geld – von wem auch immer. „Sie ist einfach schwach geworden“, sagen Vertraute. „Sie wollte tolle Weihnachtsgeschenke für ihre Familie kaufen und hat nicht bedacht, was das nach sich ziehen könnte.“

Mittlerweile sind auch die Strafverfolger überzeugt, dass Michaela T. allenfalls eine Hobby-Spionin ist, keine professionelle, kühl kalkulierende Landesverräterin. Die Ermittler des BKA, normalerweise nicht besonders feinfühlig, parkten – anders als sonst üblich – bei der Festnahme dezent eine Straßenecke weiter. Zudem verzichteten sie auf Blaulicht – um den Eltern das Getuschel in der Nachbarschaft zu ersparen. GEORG MASCOLO, HOLGER STARK

Gegendarstellung

In der Ausgabe des SPIEGEL Nr. 36 vom 30.8.2004 wird über mich behauptet, ich hätte als ehemaliger Finanzstaatssekretär Uwe Barschels einen illegalen U-Boot-Deal der damals staatseigenen Kieler Howaldtswerke Deutsche Werft AG „einstielen“ geholfen.

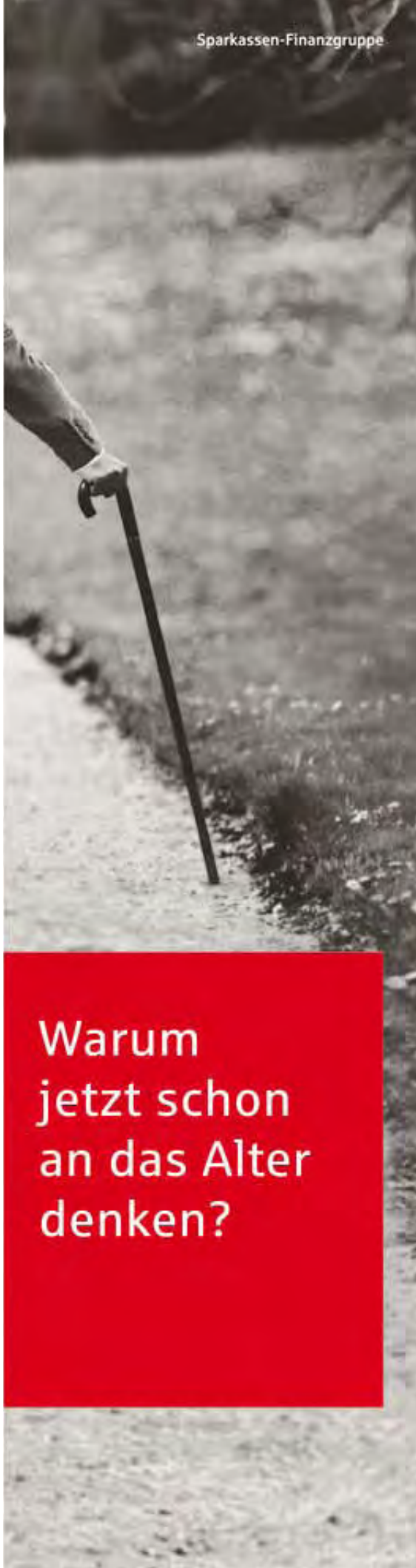
Hierzu stelle ich fest, dass sich HDW seit etwa 1983 um eine Genehmigung des Bundessicherheitsrats für ein U-Boot-Geschäft mit Südafrika bemühte. Davon hatte ich als Aufsichtsratsmitglied für den Minderheitsgesellschafter Land Schleswig-Holstein Kenntnis. Davon, dass dieses Geschäft etwa „illegal“ durchgeführt werden sollte, war mir nichts bekannt, schon gar nicht habe ich daran irgendwie mitgewirkt. Der sogenannte „U-Boot-Deal“ mit Südafrika war Gegenstand von zwei Untersuchungsausschüssen des Bundestags 1986 und 1988 und von später eingestellten Ermittlungsverfahren der Oberfinanzdirektion Kiel und der Staatsanwaltschaft Kiel. In keinem dieser Verfahren ist ein Verdacht meiner Mitwirkung bei diesem Geschäft geäußert worden.

Ferner wird in dem Artikel vom 30.8.2004 behauptet, ich hätte mir eine Villa aus Landesbesitz zu Sonderkonditionen gesichert. Hierzu stelle ich fest, dass ich im Jahr 1986 vom Bundesvermögensamt Kiel ein dem Bund gehörendes Haus, in dem ich bereits zur Miete wohnte, zum Schätzpreis eines vereidigten Sachverständigen gekauft habe.

Kiel, den 15.9.2004

Dr. Carl Hermann Schleifer

Nach Paragraf 11 des Hamburgischen Pressegesetzes ist der SPIEGEL zum Abdruck der Gegendarstellung verpflichtet – unabhängig vom Wahrheitsgehalt. -Red.



DOMINIK BUTZMANN

Lerngruppe im Modellstudiengang: *„Dynamik und Offenheit sind selbstverständlich“*

UNIVERSITÄTEN

„Ein ganz anderer Schlag“

An der Berliner Charité wird künftigen Medizinern in einem Modellstudiengang vor allem Praxisnähe vermittelt. Die Reformer schwärmen von einem neuen Arzttyp.

Die Überlegenheit der neuen Medizinergeneration im Alltag, behaupten die Verfechter des Fortschritts, sei schon auf den ersten Blick zu erkennen, an Kleinigkeiten. Etwa daran, wie Ines Lange, 25, einem Patienten Blut abnimmt: Sie lächelt dem älteren Herrn kurz zu, gibt ihrer Hand einen kleinen Schub, und die Nadel gleitet sanft in seine Vene. Lehrarzt Carsten Meyer nickt zufrieden: „Exzellent, wie immer.“

Während sich Ärzte mit traditionellem Studiengang, sagt Meyer, erst Jahre nach Studienbeginn „richtig an einen Patienten ranwagen“, habe Ines Lange „schon im ersten Semester perfekt Blut abgenommen“.

Die junge Medizinerin mit dem zweiten Staatsexamen in der Tasche hat den praxisnahen Umgang mit Patienten von Beginn an gelernt: Sie ist eine der Absolventen des ersten kompletten Reformstudiengangs, eines Modellversuchs, der 1999 an der Berliner Charité begann – deutschlandweit einmalig für eine staatliche Universität.

Verglichen mit dem herkömmlichen Medizinstudium hat der neue Studiengang eine grundsätzlich andere Struktur. Er verlässt die über hundert Jahre alten deutschen Wege und orientiert sich an den Standards, die in anderen westeuropäischen Ländern und in Nordamerika längst üblich sind. Vorbilder des Charité-Modells waren die erfolgreichen Reform-Universitäten Maastricht (Niederlande), Hamilton (Kanada), Albuquerque und Harvard (USA).

Während im traditionellen Studiengang zunächst allein die Theorie gepaukt wird und dann die klinisch-praktischen Inhalte abgehandelt werden, vermittelt das Reformstudium Theorie und Praxis von Anfang an parallel. 40 Prozent aller Unterrichtsstunden werden als mehrwöchige Praktika in Kliniken absolviert, 10 Prozent als Praxistage bei Fachärzten.

Wie immer, wenn in Deutschland über Reformen entschieden wird, ging es auch bei den Medizinern nicht ohne Streit ab. Die so genannten Vorkliniker, Professoren und Dozenten etwa der Anatomie und der Biochemie, machten aus ihrer Skepsis kein Hehl, einige verweigerten gar die Lehre. Auch heute noch befürchten Kritiker wie Anatomie-Professor Gottfried Bogusch, dass im neuen Studiengang zu wenig Grundlagenwissen vermittelt werde – „und das könnte den Studenten irgendwann fehlen“.

WOLFGANG MROTZKOWSKI

Charité in Berlin
„Das Studium war ein Volltreffer“

Dagegen steht das ziemlich einhellige Urteil der Lehrärzte in Kliniken und Praxen: Die neue Generation komme nicht nur praxistauglich aus dem Studium, sie repräsentiere auch einen „ganz anderen Schlag Mediziner“ mit hoher sozialer Kompetenz. Ihnen könne zugetraut werden, in Zukunft selbst die Praxis zu verändern.

Was nun zu einem Glanzstück deutscher Reformgeschichte werden könnte, begann als Hindernislauf. Im so genannten Berliner Streiksemester 1988/89 hatten Medizinstudenten eine Neuordnung des Studiums verlangt. Zehn Jahre dauerte es dann noch, ehe der Modellversuch startete. Das lange Warten hatte aber auch einen Vorteil: Die Initiatoren von damals waren inzwischen auf dem Weg durch die Institutionen so weit oben angekommen, dass sie heute als Lehrärzte fungieren und so die Reformen weiter vorantreiben können.

Einer von ihnen ist der Neurologie-Chefarzt der Berliner Schlosspark-Klinik, Thomas Lempert. Der einstige Uni-Rebell bekam bei seiner Famulatur in den USA die Quittung für die damals „absurd-lächerlichen Studienveranstaltungen“ an der FU: „Fachlich-theoretisch konnte ich mithalten. Aber wie man einen Patienten anfasst – davon hatte ich keine Ahnung.“ Auch die Internisten Jürgen David und Hans-Peter Thomas, Oberarzt im Evangelischen Geriatriezentrum Berlin, wurden zur Mitarbeit motiviert durch die Erinnerung an das eigene „ätzend furchtbare Studium“ (David) und an eine Ausbildung „weit entfernt vom realen Leben“ (Thomas).

Die Defizite sind seit Jahren unbestritten. Kurz nach Amtsantritt erhielt Gesundheitsministerin Ulla Schmidt Post vom Chef eines britischen Krankenhauses. Der beschwerte sich über die schlechten praktischen Fähigkeiten deutscher Studienabgänger: Sie wüssten zwar viel, das nütze ihnen aber im Umgang mit den Patienten wenig. Deshalb wolle er keine deutschen Absolventen mehr einstellen. Und bei einer im Juni veröffentlichten Umfrage des Centrums für Hochschulentwicklung unter über 2000 ehemaligen Medizinstudenten berichtete die Mehrzahl von Schwächen bei den praktischen Fähigkeiten sowie bei den „psychosozialen Kompetenzen“.

Eine neue Approbationsordnung, die seit dem vergangenen Jahr Praxisnähe verbindlich vorschreibt, soll die Qualität der Ausbildung heben – doch auch mit diesen Verbesserungen ist die obligatorische Leh-

Die günstige Autoversicherung

Ihre Nachbarn wissen es schon:

Zweitwagen ab

30%!*

* Bei Direct Line können Sie mit Ihrem Zweitwagen sofort in die gleiche Schadenfreiheitsklasse, entsprechend unseren Tarifbestimmungen, wie mit Ihrem ersten Auto kommen: z. B. 30%! Egal, ob Sie ihn neu anmelden oder einen bereits angemeldeten neu versichern wollen. Nutzen Sie die Vorteile von Europas größter Auto-Direktversicherungsgruppe.

** Wenn Ihr Antrag mindestens zwei Monate vor Vertragsbeginn bei uns vorliegt, sparen Sie 10% auf unsere Kfz-Haftpflicht- und -Kaskoversicherung. Für Vertragsbeginn 01.01.2005 beispielsweise muss der Antrag bis Ende Oktober bei uns sein. So einfach ist das. Dieses Angebot gilt nur vom 01.09. bis 31.10.2004.

Direct Line. Ihr Spezialist für Autoversicherungen.

RBS
Ein Unternehmen der Royal Bank of Scotland Group

DIRECT LINE

www.directline.de

0180/260 5000

Pro Gespräch nur 6 Cent (dt. Festnetz).

DOMINIK BUTZMANN

Jungmedizinerin Lange: *„Nie mehr praxisfern über den Dingen schweben“*

re noch weit vom Reformmodell der Charité entfernt: Hier wurde schon fünf Jahre lang am neuen Studiengang gefeilt, verändert, verbessert. Der Modellversuch läuft noch bis 2006, die Zahl der Bewerber ist so groß, dass das Los entscheiden muss.

Ines Lange jedenfalls hätte während ihrer Ausbildung nicht näher am realen Arztleben sein können: Vom ersten Semester an zog sie jeden Donnerstag in einer Praxis den weißen Kittel über, nach zweieinhalb Jahren begannen die klinischen Praktika. Insgesamt 14-mal absolvierte sie einen mehrwöchigen Dienst auf den unterschiedlichsten Stationen. Nun schreibt sie an ihrer Doktorarbeit und ist sich sicher: „Das Studium war ein Volltreffer.“ Sie habe es als „großes Privileg“ empfunden, in geschützter Umgebung ärztliche Praktiken zu üben.

Auch Johannes Trapp ist froh, im ersten Reformstudiengang gewesen zu sein. Das Lernen, schwärmt er, sei „wie ein frisch gemaltes Bild – nicht nur ein Detail, sondern alles war absolut neu“. Seine Kollegin Claudia Ritterath schätzt an dem Modellweg, dass während des klinischen Praktikums quasi „eigene Patienten“ betreut werden können, „vom Aufnahmegespräch bis zur Entlassung“. Dabei habe sie immer das Gefühl gehabt, ernst genommen zu werden.

Bei der theoretischen Wissensvermittlung steht der klinische Alltag ebenfalls im Vordergrund. Kernstück des Reformstudiengangs ist das „problemorientierte Lernen“ (POL) in kleinen Gruppen. Dann sitzen im vierten Stock des altehrwürdigen Charité-Gebäudes am Virchowweg 23 sieben Studenten mit ihrem POL-Dozenten um einen großen Tisch und vertiefen sich in die „Studenten-Handouts“.

Die Kurzprofile von realen Krankengeschichten provozieren ganz konkrete Fragen: Was ist beispielsweise zu tun, wenn ein junger Mann in die Notaufnahme kommt, der sich schon zwei Wochen lang schlapp fühlt, wegen starker Halsschmerzen kaum noch essen kann und nur schlafen möchte?

So wird über die Praxis trockene Theorie erschlossen: „Hinter einem Knochenbruch steckt die ganze Wissenschaft der Anatomie“, sagt Trapp.

„Mehr als Medizinerwissen“, glaubt Ines Lange, habe sie auf diese Weise vermittelt bekommen: „Effektives Lernen gemeinsam mit den Kollegen, die Fähigkeit, Fehler einzugestehen, sich zurückzunehmen und einander zuzuhören.“ Nicht der Einzelkämpfer, sagt Ritterath, werde verlangt, sondern Teamfähigkeit. Das könne ihr helfen, sich künftig „immer schnell in neue Kreise reinzufinden“.

Charité-Mitarbeiter Jörg Pelz, Biologe und Humangenetiker, hat denn auch bei seinen Studenten eine ungewöhnliche Zufriedenheit ausgemacht. „Wir haben niemanden, der vom zweiten Semester an frustriert ist – im Gegenteil. Dynamik und Offenheit sind selbstverständlich.“

Das Gefühl für die Grenzen haben dann die Lehrärzte vermittelt. Etwa wenn Carsten Meyer den Studenten nahe bringt, „wie man als Allgemeinmediziner die Frage entscheidet, was kann ich selbst tun, wann muss ich überweisen?“. Die Fachärztin Christiane Otto legt Wert auf Bodenständigkeit: „Wer ein paarmal mit den Altenpflegerinnen treppauf, treppab zu den Rentnern geht, wird nie mehr praxisfern über den Dingen schweben.“

Lehrarzt Meyer, der seine Praktikanten auch zu Hausbesuchen mitnimmt („So wissen sie, wovon sie reden, wenn es um Armut, Sozialabstieg und Sterbehilfe geht“), ist überzeugt, dass der Reformstudiengang mehr lebens- und berufstaugliche Ärzte entlässt als die traditionelle Ausbildung. Und: Sie hätten gelernt, „dass es nichts bringt, sich gegenseitig die Beine wegzuhauen und mit Ellenbogen zu bekämpfen“.

Ein Indiz dafür könnten die Rückmeldungen aus den Kliniken sein, die Pelz nach den Praktika erhält. Die Quintessenz, so Pelz, sei eindeutig: „Ihr schickt uns jetzt Leute, die wirklich anders sind als alle anderen vorher – davon brauchen wir mehr.“

Irina Repke

Was war da los, Frau Puma?

Die peruanische Bäuerin Andrea Puma Estrada, 25, über ihre Fußball-Leidenschaft

„Ich bin Stürmerin im Club ‚Die Blümchen aus Churubamba'. Frauenfußball ist der beliebteste Sport bei uns, regelmäßig gibt es Wettkämpfe zwischen unseren Bauernkommunen. Viermal in der Woche treffen wir uns nach der Arbeit auf den Feldern und trainieren. Unsere Männer passen dann auf die Kinder auf. Wer am häufigsten ins Tor trifft, gewinnt. Ob dann eine Hand im Spiel war oder eine Spielerin umgerempelt wird, kümmert uns wenig. Hier spielen wir gerade gegen ‚Die Mohnblümchen'. Natürlich haben wir gewonnen, wir gewinnen immer. Für richtige Sportkleidung fehlt uns das Geld, deshalb spielen wir in unserer Alltagskleidung. Nach einem Turnier träume ich allerdings immer von Schienbeinschonern und festen Schuhen."

Puma (r.) am Ball

DANIEL SILVA / AFP

BILDBÄNDE

25 Minuten mit Stalin

Er durfte wählen: Entweder er fotografiere Hitler, wie er aus einer Synagoge komme, sagte sein Boss von der „Berliner Illustrirten Zeitung" und zwinkerte dabei, oder aber Stalin im Kreml. James Abbe, der gewitzte, hochtalentierte US-Fotojournalist mit Wohnsitz in Berlin, entschied sich für Josef Stalin. Sein Auftrag schien unausführbar – kein westlicher Journalist hatte den Diktator je porträtieren dürfen. Abbes Trick: Im „Berliner Tagblatt" hatte er einen Bericht über eine schwere Krankheit Stalins gelesen. Sein Angebot an die Herren im Kreml: Fotos eines Amerikaners könnten dieses Gerücht am besten widerlegen. Am 13. April 1932 gewährte ihm Stalin 25 Minuten, am Ende der Sitzung in seinem Arbeitszimmer unter einem Porträt von Karl Marx sagte er „spasibo" (danke). Die Bilder, die Abbe mit seiner Kodak-Faltkamera schoss, gingen um die Welt – Abbe aber wurde vergessen. Ein aufwendiger Bildband und eine Ausstellung im Kölner Museum Ludwig erinnern jetzt an den Vorreiter des modernen Fotojournalismus, der nach Stalin auch Hitler, Goebbels, Mussolini und Franco porträtierte. 1937 ging er in die USA zurück, entsagte für immer dem neuen Medium, wurde Radiomoderator und starb 1973 vergessen in San Francisco. „Shooting dictators is great fun" lautete Abbes Motto, zu Deutsch, so ungefähr jedenfalls: „Diktatoren abschießen macht Spaß."

FOTOS: JAMES ABBE

Abbe-Porträts: Goebbels (1933), Stalin (1932)

Bodo von Dewitz und Brooks Johnson (Hg.): „Shooting Stalin. Die wunderbaren Jahre des Fotografen James Abbe (1883–1973)". Steidl Verlag, Göttingen; 360 Seiten; 39 Euro.

INTERNET

Socken für Soldaten

Briefe schreiben, Grüße schicken – das reicht vielen patriotischen US-Bürgern nicht, sie wollen mehr tun für ihre Truppen in der Fremde. Das Internet weist den Weg: Zahlreiche Web-Seiten fordern dazu auf, Patenschaften für Soldaten zu übernehmen oder zu spenden. „Adopt a Sniper" heißt etwa eine Seite, die um Spenden für Scharfschützen bittet – wer kein Geld schicken mag, kann mit Sachspenden wie Infrarotfilter oder Spezialbatterien helfen. Auf „adoptasniper.org" bedanken sich die Beschenkten mit Fotos und Kurzberichten von ihren Einsätzen. Bei „socksfortroops.com" wiederum wird um 25 Dollar für den Ankauf von Soldatensocken gebeten, auf der Seite „booksfor soldiers.com" können sich Militärangehörige Bücher wünschen. Pech hatte allerdings ein US-Soldat, der die Seite „beer forsoldiers. com" ins Leben gerufen hatte. Er ließ sich Geld schicken und gab davon seinen Kameraden ein paar Runden in Pubs aus – mittlerweile ist der Mann in den Irak verlegt worden, und seine Vorgesetzten haben ihm die Cyber-Bettelei verboten.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Der Untote

Warum ein Kanadier seine eigene Beerdigung verpasste

Der Zug, es war ein Nahverkehrszug, näherte sich der Victoria Park Avenue in Toronto, Kanada. Alles lief planmäßig. Der Zug würde seinen nächsten Bahnhof pünktlich erreichen.

Ein Mann näherte sich den Schienen. Er ging zu Fuß und betrat das Schotterbett, auf dem die Schienen lagen.

Der Zug ratterte heran.

Der Mann verließ die Schienen nicht.

Es fiel der Polizei schwer, den Toten zu identifizieren. Er trug keinen Ausweis mit sich, sein Gesicht war zerschmettert. So wurde sein mutmaßliches Aussehen am Computer rekonstruiert, und die Polizei Torontos zeigte das Bild im Lokalfernsehen. Die Zuschauer sahen den Kopf eines Mannes um die fünfzig. Das Gesicht war oval, die Nase markant. Zum Zeitpunkt seines Todes trug der Unbekannte einen Vollbart, und seine Kleidung bestand aus einer blauen Hose und einem grauen T-Shirt.

Der Spot lief im Fernsehen, eine Frau meldete sich bei der Polizei. Ihr Name sei Diana Branton, sagte sie. Sie habe den Mann im Fernsehen wiedererkannt. Es sei ihr Bruder Dane.

„Sie müssen Ihren Bruder identifizieren“, sagte der Polizist.

Kurze Zeit später betrat Diana Branton die Leichenhalle. Sie ist eine schmale Person, die als einziges Mitglied ihrer Familie die Kraft hatte, dorthin zu kommen. Man führte sie zu einem Tisch, auf dem ein Laken lag, und unter dem Laken zeichnete sich etwas ab, was an einen menschlichen Körper erinnerte. Jemand hob das Laken hoch, und Diana Branton zwang sich hinzuschauen. Sie sah ein paar Augen, die aussahen wie die ihres Bruders. Sie wandte sich ab. Die Polizisten nahmen zu Protokoll: Der Tote wurde von seiner Schwester als Dane Squires identifiziert. Es gab keine Hinweise auf ein Verbrechen. Die Polizei gab die Leiche frei.

Dane Squires’ Schwester, sein Bruder und seine Tochter begannen die Beerdigung vorzubereiten. Sie gaben eine Todesanzeige auf. Die Beerdigung würde im Griffin-Mack-Beerdigungsinstitut stattfinden, von dort sollte der Sarg ins Krematorium überführt werden. Neben dem Gleis, auf dem Dane Squires vom Zug überfahren wurde, stellte seine Familie zu seinem Gedenken ein Holzkreuz auf und schmückte es mit Blumen.

Rückruf

TORONTO · 19. SEPTEMBER · GB/AP · Trina Squire war einem Nervenzusammenbruch nahe: Kurz vor der geplanten Beisetzung ihres Vaters Dane rief dieser sie plötzlich an. Die Kanadierin glaubte, dass ein Geist

Aus der „Frankfurter Rundschau“

Am Tag der Beerdigung blieb Diana Branton in ihrer Wohnung. Sie fühlte sich nicht gut, sie hatte den Anblick ihres Bruders noch nicht verkraftet.

Dann hörte sie draußen, vor dem Haus, ein Geräusch.

Sie ging hinaus, und da saß der angeblich tote Dane Squires in einem Stuhl auf der Veranda. Er trug einen Hut und sah dem Fahndungsfoto im Fernsehen sehr ähnlich. Squires grinste und sagte: „Hi.“

Diana sagte nichts, dann, nach ein paar Sekunden: „Dane, du bist tot. Alle sind auf deiner Beerdigung.“

„Was?“, fragte Dane.

„Du bist tot“, wiederholte seine Schwester.

„Blödsinn.“

Dane Squires ist gelernter Schweißer, er arbeitet nur unregelmäßig. Manchmal verschwindet er für mehrere Tage, und niemand weiß, wo er ist. Es fällt seiner Familie schwer, den Kontakt zu ihm aufrechtzuerhalten.

Seine Tochter Trina war in diesem Moment auf der Beerdigung eines Toten, den sie für ihren Vater hielt, und Dane Squires glaubte, es sei eine gute Idee, dort aufzutauchen.

Diana Branton widersprach und redete es ihm aus.

„Dann rufe ich dort eben an“, sagte Squires.

Er wählte die Nummer des Beerdigungsinstituts, hörte es klingeln, ein Mann nahm den Hörer am anderen Ende der Leitung ab:„Hallo?“

Im Trauersaal sprach ein Mitarbeiter des Beerdigungsinstituts Trina Squires an: „Da ist ein Anruf für Sie.“

„Wer ist es?“

„Der Anrufer besteht darauf, Ihr Vater zu sein.“

Sie ging zum Telefon: „Hallo?“

Sie hörte die Stimme ihres Vaters.

Die Beerdigung wurde abgebrochen, im Haus von Dane Squires’ Schwester wurde nicht wie geplant des Toten gedacht, sondern seine Wiederauferstehung gefeiert. Nachbarn kamen vorbei, sie sagten: „Hey Dane, ich war gerade auf deiner Beerdigung.“ Irgendwann an diesem Tag sagte Squires, er würde von jetzt an den Kontakt zu seiner Familie halten.

Der Tote war mittlerweile wieder ins Leichenschauhaus transportiert worden, er wurde einige Tage später ein zweites Mal identifiziert und vorbereitet für die Beerdigung. Seine Angehörigen ließen Lokalzeitungen ausrichten, dass der Mann auf der Straße gelebt habe, und sie selten wussten, wo er sich aufhielt.

Während der Beerdigung hatten die Trauernden die absurde Hoffnung, dass ein Telefon klingelt. Aber die Telefone blieben stumm. UWE BUSE

CRAIG ROBERTSON / CANADIAN PRESS

Squires mit Schwester und Todesanzeige

US-WAHLKAMPF

Das Herz Amerikas

Die kleine Stadt Bowling Green im Nordwesten Ohios hat fast immer richtig im Trend gelegen, wenn es einen Präsidenten zu wählen galt. Diesmal ist der Sieg in der Stadt und im „Swing State“ Ohio so hart umkämpft wie noch nie. *Von Alexander Osang*

Jim und Pattie Carey schwanken nicht mehr. Sie sitzen in einer mexikanischen Kneipe am Stadtrand von Bowling Green, vor den Fenstern dröhnt die Interstate 75. Das Restaurant ist leer, die tiefe Nachmittagssonne beleuchtet die müden Gesichter des Ehepaars. Jim trägt eine Baseballkappe des Glaswerks, für das er arbeitet, seine Frau ein T-Shirt mit der amerikanischen Flagge. Sie wurden beide hier im Nordwesten Ohios geboren, sie haben sich auf der High School kennen gelernt und gleich geheiratet. Sie waren ihr Leben lang Demokraten, aber Jim und Pattie Carey wollen jetzt Bush wählen.

Ihr Sohn Randy war ein Jahr lang mit der U. S. Army im Irak, er ist in Mossul mit dem Sturmgewehr von Tür zu Tür gegangen. Und er wird im nächsten Jahr wieder rüberfliegen, ins Ungewisse. Sie wollen nicht, dass das alles umsonst ist. Es muss einen Sinn geben. Alles fließt, aber sie wollen nicht mehr schwach werden. So halten sie sich an republikanischen Argumenten fest. Wenn man ihnen zuhört und die Augen schließt, könnte man meinen, sie läsen Dick Cheneys Rede ab, die er vor wenigen Stunden hier ganz in der Nähe in einem großen Kuhstall vor 5000 Farmern hielt.

„Wir müssen die Terroristen im Ausland bekämpfen, um sie nicht hier bekämpfen zu müssen“, sagt Jim Carey.

„Die Welt ist besser dran ohne Saddam Hussein“, sagt Pattie.

„Präsident Bush steht voll hinter unseren Truppen. Wie wir“, sagt Jim.

„Jim war ja auch in Vietnam“, sagt Pattie und schaut ihren Mann an.

Jim Carey starrt auf den Kneipentisch. Er sucht nach einer Linie in ihrem Leben. Vielleicht denkt er an seinen Vater, der demokratischer Bürgermeister war, vielleicht an seinen anderen Sohn, der angefangen hat, Kunst zu studieren, vielleicht an Patties vier Schwestern, die Wahlkampf für John Kerry machen. Wer weiß. Er beginnt zu reden. Er sagt, dass man die Freiheit Amerikas verteidigen müsse. Die jungen Leute würden nur an sich selbst denken, aber Freiheit bekomme man nicht geschenkt. Seine Großväter waren im Ersten Weltkrieg, sein Vater im Zweiten. Randy diene seinem Land.

„Wir sind stolz auf ihn“, sagt Jim Carey.

„Ich habe ein Bild dabei“, sagt seine Frau und legt die Kopie eines Schwarz-Weiß-Fotos auf den Tisch, das einen Soldaten zeigt. Ein junger Mann mit ernstem Gesicht und dichten Augenbrauen.

Pattie Carey streicht über das Bild. Sie schweigen. Aus den Boxen ertönen Songs von Bryan Adams, Huey Lewis, Jon Bon Jovi, die man nach einer Weile nicht mehr unterscheiden kann, verwaschene Musik, die sich kaum vom immer gleichen Summen der nahen Interstate abhebt. Das Ehepaar kommt hier manchmal her, um essen zu gehen. Es ist ein vager Platz. Es gibt nicht viel, woran sich Jim und Pattie Carey in ihrer Heimatstadt festhalten können. Bowling Green ist ein flüchtiger Ort.

30 000 Menschen leben in der Hauptstadt des Wood County. Nördlich von Bowling Green kreuzen sich die Interstate 80 und die 75, zwei Autobahnen, die die USA in ihrer Länge und Breite durchmessen. Die 75 führt von der kanadischen Grenze bis an die Everglades, die Sümpfe im Süden Floridas, die 80 von San Francisco nach New York. Sie fließen durchs Wood County wie durch das Herz Amerikas. Die Menschen hier haben in den letzten 50 Jahren immer den Präsidenten gewählt. Sie haben für Reagan gestimmt, und er gewann, für den alten George Bush, als er siegte, zweimal für Clinton und beim letzten Mal für George W. Bush, alles Gewinner. Seit Amerika seinen Präsidenten wählt, hat Bowling Green nur fünfmal falsch gelegen. Das ist die erstaunliche Bilanz für eine Stadt, die vor allem für ihre dreitägigen Traktorenwettkämpfe im Sommer bekannt ist. Der berühmteste Sohn

Wahlkämpfer Kerry in Bowling Green (im August):

Republikaner-Wahlkampf: *Bush wollte kommen, doch er fuhr vorbei*

THOMAS DWORZAK / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Wer diese Stadt erobert, so sagt die US-Geschichte, wird ziemlich sicher Präsident

JAY L. CLENDENIN / POLARIS / STUDIO X

Bowling Greens ist ein Einkunstläufer. Auf dem Ortseingangsschild steht: „Heimatstadt von Scott Hamilton“.

Bowling Green liegt wieder im Trend. Die Hälfte der Einwohner ist für Bush, die andere für Kerry. Die Grenzlinie scheint mitten durch das Gesicht des Bürgermeisters John Quinn zu laufen. Quinn ist Republikaner, aber, wie er sagt, eher ein „lokaler Republikaner“.

Was heißt das?

„Ich fühle mich mit der nationalen Politik meiner Partei nicht hundertprozentig wohl, und mit der internationalen schon gar nicht“, sagt Quinn. „Aber ich unterstütze natürlich den Präsidenten.“

Also ist er mit Bush grundsätzlich zufrieden?

„Ach, wissen Sie, der letzte Präsident, mit dem ich zufrieden war, war Eisenhower.“

Er erzählt, dass Jimmy Carter hier war, Bush senior auch, Clinton, Ronald Reagan sogar zweimal. Was haben sie gesucht? Was ist das Besondere an Bowling Green?

John Quinn schaut auf den Glasschrank, in dem er die Gastgeschenke aufbewahrt, und wackelt mit seinen kräftigen, kurzen Armen. Es gibt einen Wandteller aus Kasachstan, ein paar japanische Puppen, ein kleines Stück der Berliner Mauer, ein Foto von Ground Zero und eins von Scott Hamilton. Er hat die ganze Welt im Regal.

„Wir haben eine Universität, wir haben eine Druckerei vom ‚Wall Street Journal‘ und eine Flaschenfabrik von Coca-Cola“, sagt der Bürgermeister schließlich. „Ach, ich weiß auch nicht. Es geht uns nicht schlecht, vielleicht ist es das.“

John Kerry kam direkt vom Parteitag der Demokraten aus Boston nach Bowling Green, um seine Reise durch alle „Swing States“ des Landes zu beginnen. Ohio ist einer dieser schwankenden Staaten, bei denen noch offen ist, wie die Entscheidung fällt. Es war ein wundervoller Sommertag, sie hatten dem Kandidaten eine Bühne mitten auf der Main Street aufgebaut, dort, wo Bowling Green aussieht wie die Kulisse einer amerikanischen Filmstadt. Es gibt hier einen Diner, ein altes Kino, eine Bank, ein Schokoladengeschäft, einen Buchladen, ein paar Bars, alles in leuchtenden Farben.

Die Main Street war mit Tausenden Menschen gefüllt, Kerry und John Edwards standen mit aufgerollten Hemdsärmeln auf der Bühne und riefen: „Hoffnung ist auf dem Weg!“ und „Amerika kann es besser machen!“, die Slogans, die auf ihrem Parteitag so gut ankamen. An viel mehr kann sich kaum jemand in Bowling Green erinnern, vielleicht auch, weil David Miller, der Chefredakteur und Berichterstatter der „Sentinel-Tribune“, einen Hitzschlag erlitt und bewusstlos aus der Masse getragen werden musste.

George W. Bush kam vier Wochen später, er war auf dem Weg zu seinem Parteitag in New York. In seinem Tourplan von Dayton nach Toledo war Bowling Green ein möglicher Stopp, weil Bush aber spät dran war, fuhr sein Tross durch Bowling Green hindurch. Viel zu schnell, wie Chefredakteur David Miller bemerkte, der mit Tausenden Zuschauern am Bürgersteig wartete. Nach seiner Schätzung fuhr Bushs Bus gut 50 Meilen pro Stunde, obwohl in der Stadt nur 25 erlaubt sind. Miller hatte kurz überlegt, einen Kommentar dazu zu schreiben, hat es dann aber gelassen.

Immerhin war Bushs Durchfahrt für Bowling Green weitaus billiger als der Besuch seines Opponenten. Kerry verursachte Sicherheitskosten von 25 000 Dollar, George W. Bush kostete nur 6800 Dollar.

Ed Sitter hätte seinen Präsidenten natürlich gern begrüßt. Er ist für George W.

DANIEL MILLER / AP

Wahlkämpfer Cheney*: *5000 Farmer im Kuhstall*

Bush im Wood County persönlich verantwortlich. Bislang waren republikanische Wahlhelfer auch für alle lokalen Kandidaten zuständig. Diesmal gibt es Wahlkämpfer, die nur Bush betreuen. Ihr Chef im Wood County ist Sitter.

Sitter ist eigentlich Immobilienmakler, er hat 500 freiwillige Helfer unter sich. Als er am Samstagvormittag aufbricht, um in einem neuen Viertel am Stadtrand Wähler zu registrieren, kommt aber nur einer. Es ist halb zehn, ein wunderschöner, klarer Morgen, die beiden Männer stehen auf einem Parkplatz unter einem Getreidesilo. Sitter holt einen Stapel Broschüren und Formulare aus seinem Pontiac und gibt sie seinem Helfer, der schon mal loszieht. Sitter wartet auf weitere Freiwillige. Auf der Stoßstange seines Wagen klebt ein Navy-Schild, er war bei der Navy, sein Sohn hat dort gerade seinen Dienst begonnen.

„Jimmy Carter war auch bei der Navy", sagt Sitter. „Ein guter Mann, Jimmy Carter. Ein Evangelist."

Aber doch Demokrat.

„Ja, ja. Demokrat. Aber das ist für mich nur in dritter Instanz wichtig. Ich bin zuallererst Christ, dann konservativ, dann Republikaner", sagt Sitter und schaut in die Morgensonne.

„Dies ist der erste Wahlkampf, in dem ich mich engagiere. Es steht einfach zu viel auf dem Spiel. Es gibt einen Kulturkrieg in Amerika. Liberale Kräfte wollen uns die unter Gottes Schutz stehenden Grundlagen unserer Nation entziehen. Die Institution der Ehe und das ungeborene Leben sind in Gefahr, weil Richter, vor allem Richter aus Kalifornien, das Recht nicht mehr vollziehen, sondern interpretieren. George W. Bush ist meine Hoffnung in diesem Kulturkrieg. Er hat die Ehre im Weißen Haus wiederhergestellt, die von seinem Vorgänger besudelt worden war. Ich fühle mich geehrt, diesem Präsidenten dienen zu dürfen."

Eine lange Irrfahrt führte ihn in diesen Wahlkampf. Sitter meldete sich während des Vietnam-Kriegs freiwillig zum Militär, er diente von 1969 bis '73 in der Navy, danach ging er an die Ohio State University in Columbus. Er wurde Antikriegsaktivist, Ché-Guevara-Fan und verband sogar Hoffnungen mit der Sowjetunion. Er nahm alle Drogen, suchte Hilfe im Spirituellen und fand schließlich die Erlösung in der Religion. Heute verachtet er Abtreibung und Schwulenehe und versteht die Todesstrafe als Gottes Gebot.

Sitter ist Bush zweimal auf Wahlkampfveranstaltungen begegnet. Er erzählt, wie der Präsident einer alten, kranken Frau in der Mitte des Saals Mut zusprach, ein anderes Mal streichelte er ein behindertes Mädchen. Sitter muss immer wieder aufhören zu sprechen, weil ihm die Tränen in die Augen schießen und die Rührung die Kehle zuschnürt.

Irgendwann räuspert er sich, nimmt einen Packen Papier und geht mit festen Schritten auf die Eigenheimsiedlung zu. Es sind keine weiteren Helfer erschienen.

Wie Ed Sitter war auch Carney Strange jahrzehntelang nicht politisch aktiv, mischt sich aber dieses Mal wieder ein. Strange ist Professor an der Universität von Bowling Green, er trägt einen weißen Bart und hat das letzte Mal Wahlkampf für Bobby Kennedy gemacht. Jetzt ist er mit drei anderen Wahlhelfern, die er übers Internet kennen lernte, in einem Trailerpark unterwegs, um die Menschen in den Wohnwagen davon zu überzeugen, zur Wahl zu gehen.

„Den Menschen, die hier wohnen, geht es finanziell nicht gut. Wenn sie nach ihren Interessen wählen, müssen sie Kerry wählen", sagt Strange.

Die meisten Leute, die er trifft, wollen gar nicht wählen, manche machen die Tür nicht auf, manche sagen, sie würden wählen gehen, verraten aber nicht, wen, und einer sagt: Er darf nicht wählen. Das ist Ted Goranovic.

Goranovic hat eine Bierflasche in der Hand, eine Kippe in der anderen, er ist 42, hat aber nicht mehr viele Zähne. Zurzeit ist Ted Goranovic zwischen zwei Jobs, wie er sagt. Er war schon Dachdecker, Zimmermann, Maurer, Kraftfahrer und hat auch ein paar Jahre für Ford in Detroit gearbeitet.

Es ist ein Kulturkrieg um moralische Werte. Und jede Seite versteht etwas anderes unter Moral.

„Sie dürfen nicht wählen?", fragt Carney Strange vorsichtig.

„Nee, die Bullen haben mich mit 'ner Knarre in Michigan erwischt. Das war 2000, ich hab 'ne fünfjährige Bewährungsstrafe. Scheiße. Aber Jenny darf wählen, meine Tochter, die is' 21. Komm ma', Jenny."

Eine junge Frau im Trainingsanzug steckt ihren Kopf aus dem Wohnwagen.

„Was is'n?"

„Wen wählst 'n, Jenn?", fragt Ted Goranovic seine Tochter.

„Bush", sagt sie.

„Das ist mein Girl", sagt Ted stolz.

„Warum Bush?", fragt Carney Strange.

„Weil ich dagegen bin, Babys zu töten", sagt Goranovic' Tochter.

Goranovic jongliert den Bierflaschenhals zwischen Zeige- und Mittelfinger, er schaut ernst.

Er hat fünf Kinder, vier sind noch hier, der älteste Junge ist 22 Jahre alt und vor einem halben Jahr ausgezogen. Goranovic weiß nicht, wo er

J. D. POOLEY

Soldateneltern Carey: *„Jim war ja auch in Vietnam"*

* Am 21. September im Nachbarort Wauseon.

THOMAS DWORZAK / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Wählerinnen Haugt, Dupy: *Politisches Schach auf gepflegtem Rasen*

sich aufhält. Er hat sich nicht mehr gemeldet.

Carney nickt und geht zum nächsten Wohnwagen.

„Es ist komisch, dass viele Leute bei dieser Wahl immer noch nicht an die Dinge denken, die für sie wichtig sind, die Ökonomie etwa oder die Krankenversicherung“, sagt er. „Sie denken daran, dass wir die Institution der Ehe schützen und im Irak stark sein müssen, einfach weil es scheinbar stolze Gedanken sind. Es geht sie alles noch zu wenig an. Meine Studenten zum Beispiel sind ziemlich republikanisch, weil sie es sich leisten können. Ich glaube, wir brauchen die Wehrpflicht, damit sie verstehen, was dieser Präsident in der Welt angerichtet hat.“

Am selben Abend findet in einem Hörsaal der Universität von Bowling Green eine Diskussion darüber statt, wie viel Einfluss Lehrer auf die Wahlentscheidung ihrer Studenten nehmen dürfen. Es kommen vier Redner und knapp 50 Gäste. Nach einer Dreiviertelstunde ist alles vorbei. 12 000 Studenten leben in Bowling Green, sie bilden fast die Hälfte der Einwohnerzahl der Stadt. Viele kommen aus dem umliegenden Farmland Ohios, Bauernsöhne und -töchter. Sie gelten als unpolitisch. Im Vietnam-Krieg war diese Universität die einzige Hochschule in Ohio, die nicht wegen Studentenunruhen geschlossen werden musste.

Als der Irak-Krieg ausbrach, gab es eine kleine Demonstration, an der etwa 300 Studenten teilnahmen. Sie zogen mit ihren Transparenten vor das Postamt, das die einzige föderale Vertretung in der Stadt darstellt. Sie standen etwa eine Stunde vor der Post herum und lösten die Veranstaltung wieder auf.

Abud Al Jibouri war eine der engagiertesten Studentinnen, aber das glaubt man nicht, wenn man sie neben ihrem Vater Halal Al Jibouri hinterm Tresen ihres Fast-Food-Restaurants im Einkaufszentrum von Bowling Green stehen sieht. Sie ist 22 Jahre alt, trägt ein Kopftuch, hat dunkle, sanfte Augen und schweigt, wenn ihr Vater Halal Al Jibouri spricht.

Er erzählt eine lange und rätselhafte Einwanderergeschichte. Er kam 1983 aus dem Irak nach Bowling Green, um an der Universität Soziologie zu studieren. Er war damals 32 Jahre alt und arbeitete im Landwirtschaftsministerium von Bagdad. Über die Vermittlung eines pakistanischen Diplomaten erhielt er das Stipendium, sagt er. Er fuhr noch zweimal in den Irak zurück, um seine Eltern zu besuchen, aber als man ihn in den Krieg gegen Iran als Soldat einziehen wollte, blieb er in Bowling Green. Er eröffnete eine Pizzeria und später in der Mall einen Imbiss für mittelöstliche Küche. Seit vier Jahren betreibt er hier auch noch einen China-Imbiss.

Seine fünf Kinder besuchen amerikanische Schulen, er ist Mitglied der islamischen Gemeinde, er hat sich in Ohio eingerichtet, sagt er, aber in seinen Augen steht Angst.

THOMAS DWORZAK / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Demokraten-Wahlkampf im Trailerpark: *„Was is'n?“*

Am kommenden Sonntag organisiert er ein Dinner, dessen Erlöse er für die kleine Stadt am Rande von Bagdad spenden will, aus der er stammt. Das kann in einer Mall im Mittelwesten schnell für Missverständnisse sorgen. Halal Al Jibouri hat auf einer Pappe notiert, worum es geht, und sie an den Tresen des Restaurants geheftet. Er hofft, das reicht.

„Ein Krieg ist natürlich keine schöne Sache“, sagt Halal Al Jibouri. „Aber ich bin dankbar, dass wir in einem freien Land leben können, und ich unterstütze unsere Truppen hundertprozentig. Hundertprozentig“, sagt er. Seine Augen sind weit aufgerissen, seine Tochter schweigt. Als ihr Vater zum China-Imbiss muss, um eine Bestellung auszuführen, verändert sich etwas in ihrem Blick. Sie scheint wach zu werden.

„Mein Vater sagt, er unterstütze die Truppen“, sagt sie. „Er glaubt, dass er das sagen muss. Aber ich bin gegen diesen Krieg. Der wird aus niederen Motiven geführt. Was nicht so riecht wie du, das killst du. Das ist Lynchjustiz. Letztlich ist es das, worauf Amerika aufgebaut wurde. Ich will hier nicht mehr leben. Meine vier kleinen Geschwister sind schon an Amerika verloren, aber ich nicht. Ich will nach Europa oder nach Kanada, um da Medizin zu studieren. Die Studenten an der Universität waren immer nett zu uns, auch nach dem 11. September. Aber viele sehen eine Verbindung zwischen dem Anschlag und dem Krieg im Irak. Doch es gibt da keine Verbindung“, sagt sie. Ihre Augen funkeln. Sie sieht rüber zu ihrem Vater, der am Wok hantiert. Er schaut zurück, sein Blick fleht.

Der Nachbar hat sich einen neuen Aufkleber beschafft: einen Araber mit Zielscheibe auf der Stirn.

„Mein Vater würde sich ja nicht mal trauen, ein Kerry-Schild in den Vorgarten zu stellen. Ich kann so nicht leben. Dafür ist das Leben zu kurz“, sagt sie.

Die Risse gehen durch Familien und durch Vorgärten. Es gibt kein Muster. In manchen Gegenden wechseln sich die Kerry- und Bush-Schilder in jedem Vorgarten ab. Bush–Kerry–Bush–Kerry. Es ist Alltag. Nur selten verliert jemand die Kontrolle und stiehlt eines der kleinen Werbeschilder aus dem Vorgarten des Nachbarn. Es passiert immer in der Nacht. Der Sheriff hat festgestellt, dass mehr Kerry-Schilder geklaut werden als Bush-Schilder. Erwischt worden ist noch niemand.

An der Ecke Pearl/Buttonwood Street in einer ruhigen Gegend mit gepflegten Rasenstücken steht ein flacher Bungalow, der sich nach zwei Sei-

ten mit Kerry-Schildern gegen die Nachbarn abschirmt. Hier wohnt July Haugt mit ihrer Lebensgefährtin Marce Dupy. Sie unterrichten beide an der Bowling Green University. July Haugt Englische Literatur und Frauenrecht, ihre Partnerin Marce Kunst.

Stecken sie mit den Schildern ihren Claim ab?

„Wenn man so will, ja“, sagt July Haugt. „Es gibt im Mittleren Westen so eine Tendenz, nett zu sein, nie über die wirklich wichtigen Sachen zu reden. Wir reden manchmal über das Wetter, aber nie über Politik. Wir wissen eigentlich nicht, was unsere Nachbarn denken. Dass wir hier als lesbisches Paar zusammenleben, ist für die meisten wahrscheinlich schon schwer genug zu verkraften, aber das können wir auch nur vermuten. Die Schilder sind schon eine Art, sich zu unterhalten. Sehen Sie, der Typ dort gegenüber, der grüßt uns nie. Seine Frau und seine Tochter grüßen, aber nur, wenn er nicht dabei ist. Als der Krieg begann, haben wir ein ‚No War‘-Schild ins Fenster gestellt, am nächsten Tag hat er sein Haus mit amerikanischen Flaggen behängt und auf die Stoßstange seines Pick-up klebte er so einen stilisierten Araber mit einer Zielscheibe auf der Stirn. Wenn man so will, hat er das erste Mal zu uns gesprochen. Auf seine Art.“

Ende September setzten July Haugt und Marce Dupy ihre beiden Kerry-Schilder wie Schachfiguren in den Vorgarten, ihre Nachbarn reagierten. Einen Tag später zog das junge Paar neben ihnen mit ihrem Bush-Cheney-Schild nach, zwei Tage brauchte die Familie im Haus auf der anderen Straßenseite.

Im Norden von Bowling Green, genau an der Stelle, wo sich die beiden großen amerikanischen Autobahnen kreuzen, ragt eine riesige weiße Moschee aus dem Ackerland. Neben dem Football-Stadion der Bowling Green Falcons ist sie das einzige Wahrzeichen des Wood County, das man von der Interstate erkennen kann. Hier trifft sich die islamische Gemeinde aus den umliegenden Countys, 18 000 Muslime aus 23 Ländern. Es ist die Religionsgemeinschaft, die am schnellsten wächst. Die ersten Muslime kamen in den Nordwesten Ohios, als die Autoindustrie geboren wurde. Sie kamen vor allem aus dem Libanon. Heute sind die meisten gut ausgebildete Facharbeiter, Ingenieure, Ärzte und Geschäftsleute.

Der Präsident des islamischen Zentrums ist Dr. Zaheer Hasan, ein Neurologe, der vor 24 Jahren aus Pakistan nach Ohio zog. Ein großer, schwerer Mann. Er sitzt im zweiten Stock der Moschee, gleich neben dem Gebetsraum, an seinem Schreibtisch.

„Ich mag die Gegend hier sehr. Die Leute im Mittleren Westen sind warmherzig und gastfreundlich. Ich bin diesem Land sehr dankbar, es gab mir eine Chance, in einer sauberen Umwelt eine Karriere zu machen und meine Kinder zu erziehen. Die Chance hatte ich in Pakistan nicht“, sagt Hasan. „Ich bin hierher gekommen, weil es ein freies Land ist. Aber diese Freiheit sehe ich im Moment bedroht.“

Drei Tage nach dem 11. September rief ein christlicher Radiosender im Wood County zur Solidarität mit der islamischen Gemeinde auf. 3000 Bürger bildeten eine Menschenkette um die Moschee. Eine Woche später schoss jemand von der Interstate 75 mit einer Hochgeschwindigkeitswaffe ein Fenster in der Kuppel ein. Die Stimmung im Lande habe sich gedreht, sagt Hasan. Er erzählt, wie er bei seinen Dienstreisen drangsaliert werde. Er sei auf den Flughäfen immer „zufällig“ für Sonderkontrollen ausgelost worden. Er fühle sich nicht mehr gleichberechtigt behandelt.

Er spreche als Privatmann, sagt er mehrfach. Aber offenbar ist er nicht allein.

Vor vier Jahren hat die muslimische Gemeinde eine Wahlempfehlung für George W. Bush ausgesprochen. Diesmal werden sie wohl John Kerry unterstützen.

„Wir sind von unseren Werten her ja eher konservativ“, sagt Hasan. „Wir sind gegen die gleichgeschlechtliche Ehe, gegen

Kerry-Schilder werden häufiger aus Vorgärten gestohlen als Bush-Plakate.

das Recht auf Abtreibung, und da viele von uns Geschäftsleute sind, sind sie auch steuerrechtlich eher auf der Seite der Republikaner. Es ist auch nicht so, dass wir von Kerry begeistert wären, aber wir sind wütend über die neokonservativen Auswüchse in der Republikanischen Partei. Und wenn wir Justizminister Ashcroft und seinen Patriot Act loswerden wollen, müssen wir zuerst Bush loswerden“, sagt Dr. Hasan.

Und dann sagt er: „Ich finde es beschämend, dass mein Patriotismus bezweifelt wird. Mein Sohn kämpft seit sieben Monaten als Marine im Irak.“ Sein Sohn hat sich freiwillig in diesen Krieg gemeldet, den der Vater für ungerechtfertigt hält. Es scheint den schweren Mann fast zu zerreißen. Womöglich will sein Junge beweisen, dass sie endgültig angekommen sind, vielleicht hat er ihn an Amerika verloren, an das gelobte Land, in das er ihn führte.

„Ich habe versucht, es zu verhindern. Ich habe ihm gesagt: Wenn unser Land angegriffen wird, verteidige ich es mit der Waffe in der Hand. Dann ziehe ich mit dir in den Krieg. Dafür habe ich unterschrieben, als ich amerikanischer Staatsbürger wurde. Aber wir sind nicht vom Irak angegriffen worden. Es hat nichts geholfen, er wollte unbedingt“, sagt Dr. Hasan.

Sein Sohn kommt in ein paar Wochen zurück, aber Hasan hat Angst, dass er bald wieder losmuss. Er selbst hat als Arzt Kriegsveteranen betreut, er weiß, dass sein Sohn für immer von seinen Erlebnissen

THOMAS DWORZAK / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Republikaner-Wahlkampfbüro: *Gott, die Institution Ehe, das ungeborene Leben, die Nation*

verfolgt werden wird. Während sein Sohn im Irak kämpft, sammelt sein Vater weiter Argumente für ihren Streit. Er schneidet Zeitschriftenartikel aus, die die neokonservative Weltordnung der Amerikaner skizzieren. Er hat bei einem Neurologenkongress festgestellt, dass man in jedem französischen Kaff eine „Herald Tribune" bekommt, aber in Bowling Green nicht mal das „Wall Street Journal". Er springt auf und zeigt die Stelle, an der die Kugel in die Moscheekuppel einschlug.

Vor ein paar Tagen war jemand von der örtlichen Polizei da und sagte ihm, dass mit einem neuen Terroranschlag auf amerikanischem Territorium gerechnet werden müsse. Sie sollten sich darauf vorbereiten und Sicherheitsmaßnahmen ergreifen.

„Aber er meinte nicht, dass wir uns vor den Terroristen schützen sollten, sondern vor der Wut, die ein Anschlag in der einheimischen Bevölkerung auslösen könnte", sagt Hasan. „Ist das nicht furchtbar?"

Wenn man die kühle, stille Moschee verlässt, steht man plötzlich vor dem gewaltigen Autobahnkreuz. Es ist, als würde man jeden Halt verlieren. Es scheint keinen Anfang und kein Ende zu geben. Man versteht, warum die Kandidaten so ruhelos durchs Land jagen. Über 60-mal haben Kerry und Bush bereits Ohio besucht. Sie suchen hier die Mitte Amerikas, das Herz.

Es ist ein virtueller Platz, unberührt vom Rest der Welt, rein, unverletzt und offen für Argumente. Wer diesen Platz erobert, gewinnt.

Große Tragödien scheinen einen Bogen um Bowling Green zu machen. Kein Sohn der Stadt fiel bislang im Irak. Die kleine Reservistenstation Bowling Greens schickte ihre Soldaten bislang nur in den Kosovo. Manchmal ist es knapp. Der amerikanische Gastarbeiter, der im Irak vor vier Wochen geköpft wurde, stammt aus einem Ort, der nur 60 Meilen von Bowling Green entfernt liegt. Aber weil es schon Michigan ist, bekam es hier überhaupt niemand mit.

Einmal nur, vor knapp fünf Monaten, schien Bowling Green aus seinem Schlaf geweckt zu werden: Der Marine Andrew Sting hatte im Gefängnis Mahmudija südlich von Bagdad einen Gefangenen gefoltert. Er hatte ihm Elektroschocks versetzt. Andrew Sting kommt aus Bradner, einem Nachbarort von Bowling Green. Die Geschichte kam im Mai an die Öffentlichkeit, kurz nach dem weltweiten Skandal, den die Folterbilder aus Abu Ghureib ausgelöst hatten. Sting wurde in einem Schnellverfahren in Falludscha zu einem Jahr Haft verurteilt, seine militärischen Ehren wurden ihm aberkannt.

Die „Sentinel-Tribune" berichtete auf der Titelseite vom Skandal. Bowling Green tauchte in einer Meldung der Nachrichtenagentur AP auf. Die Welt erreichte Bowling Green. Weil die Foltergeschichte gar nicht zu ihrem Sohn passte, beauftragten die Eltern des Marines Sting den Anwalt Sobecki aus Toledo mit dem Fall.

J. D. POOLEY

Wähler Hasan: *„Land mit bedrohter Freiheit"*

Thomas Sobecki sitzt in seiner winzigen Kanzlei zwischen zwei Gemälden von Abraham Lincoln und George Washington.

„Der Junge ist offenbar Opfer der aufgeheizten Stimmung geworden", sagt er. „Sie schoben ihn vor, um zu zeigen, dass sie um Aufklärung bemüht sind. Andrew hatte einem Gefangenen einen leichten Stromstoß mit einem Kabel versetzt, das stimmt. Aber er hatte im Auftrag seines Vorgesetzten gehandelt, und der Gefangene hat keinerlei Verletzungen davongetragen. Andrew hat den Fall selbst berichtet, er hat nie irgendetwas abgestritten. Er ist offenbar ein sehr ehrlicher, anständiger Kerl. Ich stellte ein Gnadengesuch."

In Stings Heimatort sammelten Veteranen 2500 Unterschriften, die dem Gnadengesuch beigelegt wurden, sie schickten es Generalmajor Natonski, dem Chef der 1. Division der Marines im Irak. Vielleicht traute der General so viel tiefer Anteilnahme aus dem Wood County, dem Heartland Amerikas. Andrew Sting wurde im September begnadigt. Er wurde aus dem Militärgefängnis in Kuweit entlassen, erhielt seine militärischen Ehren wieder und flog zurück zum Heimatstandort seiner Einheit nach North Carolina.

Bowling Greens Unschuld scheint wiederhergestellt.

Jeff Sting steht mit seiner Frau Sharon in der Garage ihres Farmhauses am Ende einer langen, staubigen Straße. Jeff war Anfang der achtziger Jahre selbst im Marine Corps. Er hat eine sanfte Stimme und einen traurigen Blick. Er sagt, dass sein Sohn als Sündenbock benutzt wurde. Er habe seinen Vorgesetzen vertraut, dieses Vertrauen sei missbraucht worden. Außerdem sei er bestürzt, dass das Militär den Fall in die Öffentlichkeit gebracht habe. Mehr wolle er nicht sagen. Es sei gut jetzt.

Der Vater will endlich seinen Präsidenten loswerden. Der Sohn meldet sich freiwillig in den Irak.

Es wäre interessant zu erfahren, ob der Fall das Vertrauen der Familie in den Oberkommandierenden des Landes, den Präsidenten der USA, erschüttert oder eher gestärkt hat.

Aber Jeff Sting lächelt nur müde und lässt langsam das Garagentor zusurren. Man erkennt noch die weiß-rot-blauen Girlanden, die schlaff an der Garagenmauer hängen, dann verschwinden sie und mit ihnen das Ehepaar Sting, ihr Pick-up und auch der Traktor. Es bleibt nur ein glattes, weißes Tor in einem hellen Haus zu sehen, das zwischen Maisfeldern steht, die sich bis zum Horizont strecken. ◆

Bennis Enkel

Ortstermin: Bei einem Rhetorikwettbewerb in Berlin misst sich die politische Elite von morgen.

Er ist ein kleiner Mann, er steht in einer großen Halle, er guckt hinauf, ein Glasdach wölbt sich über ihm, er sagt: „Genius loci.“ Der Geist des Ortes.

Der Ort ist die bayerische Landesvertretung in Berlin, der Geist muss etwas mit Edmund Stoiber zu tun haben. Mit seinen Sätzen. Mit Sätzen, die man nicht mehr vergisst. Mit Sätzen wie: „Das heißt also Absenkung des Nach …, des, des, des, des, des, na, des, des Alters, des Alters der Kinder, wenn sie …, des Nachzugsalters.“

Es geht um Rhetorik. Der kleine Mann heißt Peter H. Ditko, er leitet die Deutsche Rednerschule, man kann bei ihm das Sprechen lernen. Seine Kunden sind die deutschen Eliten, Politiker, Banker, Wirtschaftsmanager. Die Großen von gestern haben bei ihm Preise gewonnen, Brandt, Weizsäcker, Lafontaine. Stoiber ist ein Freund des Hauses, aber einen Preis gewonnen hat er noch nicht. Stoiber lässt Grüße ausrichten, sagt Ditko.

In den ersten beiden Reihen sitzen 16 junge Menschen, stumm, voller Hoffnung und ordentlich frisiert. Vier Jusos, vier von der Jungen Union, vier Junge Liberale, vier von der Grünen Jugend. Das sind die Politiker von morgen, sagt Ditko, spontan, individuell. Es ist ein Satz, der Hoffnung macht.

Sie werden gleich zu einem Rhetorik-Wettbewerb antreten, und am Ende wird man eine Vorstellung davon haben, wer in 20 Jahren bei Sabine Christiansen sitzt.

Der Sieger bekommt das silberne Mikrofon, drei Kilogramm schwer, gestiftet vom Freien Verband Deutscher Zahnärzte. Antje Hermenau hat bei so einem Wettbewerb mal zum Thema „Schweinebraten in der Politik“ geredet, danach wurde sie haushaltspolitische Sprecherin der Grünen.

Vorn ist ein Tisch für die Jury aufgebaut, sie besteht aus diversen Parteien, für die SPD ist der Generalsekretär Klaus Uwe Benneter gekommen. Als er noch bei den Jusos war, hieß er „Benni“. Er weiß nicht genau, warum er in der Jury sitzt, sagt Benneter. Er ist kein großer Rhetoriker. Er bildet oft Sätze, die zwischen den Kommas verdampfen. Er hat die Bücher von Peter H. Ditko gelesen, das hilft schon, sagt er.

Vor ihm liegen die Stimmzettel, er muss darauf Punkte verteilen, zehn maximal, für Tempo, Aussprache, Betonung, Stimmführung, Mimik, Gestik, Zeiteinteilung, Inhalt, Botschaft, Satzbau.

„Phuu“, sagt Benneter. Sein Gesicht glänzt etwas.

Die erste Politikerin von morgen heißt Michelle Schumann, sie ist Sozialdemokratin und trägt einen Hosenanzug aus einer glänzenden Kunstfaser. Sie eröffnet den Wettstreit Nummer eins, „Persönliche Vorstellung, maximal eine Minute“. Vor ihr steht eine Stoppuhr.

Sie sagt: „Meine Damen, meine Herren, Michelle Schumann, das bin ich, ich bin 24 Jahre alt. Als Mädchen des Ruhrgebiets habe ich die Hände in den Sternen, die Beine auf dem Boden, die Gedanken bei der Gemeinschaft und mein Herz bei Schalke 04. Glückauf.“ Sie braucht 19 Sekunden. Benneter gibt zehn Punkte.

FOTOS: MARCO-URBAN.DE

Siegerin Schumann, Gratulant Benneter: *Sätze, die verdampfen*

Er kann nicht lange nachdenken. Sein Kugelschreiber hetzt über das Papier, Rote, Schwarze, Gelbe, Grüne fliegen im Minutentakt an ihm vorbei, und am Ende ist es schwer zu sagen, wer wohin gehörte. Sie sehen sich sehr ähnlich. Man kann die Gesichter keiner Partei zuordnen. Es gibt FDP-Koteletten und SPD-Koteletten, CDU-Pferdeschwänze und Grünen-Pferdeschwänze. Auffällig ist, dass niemand länger als eine Minute gebraucht hat. Vielleicht gibt es nicht mehr zu sagen.

Es folgen Sachreden (maximal drei Minuten), Stegreifreden (zwei Minuten), Dispute mit Bürgern (fünf Minuten), Reden vor dem Bundestag (fünf Minuten). Die Kandidaten sind von ihren Verbänden ausgewählt worden, sie gelten als Talente, als die Zukunft der Parteien.

Tom Zeller von der Jungen Union sagt: „Wir müssen die Kosten für die Sozialsysteme runterschrauben, ich appelliere noch einmal daran.“

Michelle Schumann von den Jusos sagt: „Gerechtigkeit muss heißen: Verdienst im Verhältnis zur Leistung.“

Marcel Klinge von den Jungen Liberalen sagt: „Deutschland muss wieder vorn mitspielen in der Bildungsliga.“

Felix Tintelnot von der Grünen Jugend sagt: „Wir müssen eine lebenswerte Gesellschaft auch für die nachfolgenden Generationen schaffen.“

Sie lehnen lässig am Rednerpult, sie stechen mit den Händen Löcher in die Luft, sie wickeln ihre Beine umeinander. Sie sehen so aus, als würden sie Politiker spielen, aber sie sind Politiker. Sie gucken wahrscheinlich Phoenix, bevor sie schlafen gehen. Sie sagen Sätze, die sich so anhören, als müssten sie morgen durch den Bundesrat. Sie sagen Klaus-Uwe-Benneter-Sätze. Die Politik von morgen ist Politik für Sabine Christiansen, also die Politik von heute.

Um kurz nach 22 Uhr hüpft Klaus Uwe Benneter von seinem Stuhl, das Ergebnis steht fest. Michelle Schumann hat für die Jusos gewonnen. Sie musste zweimal reden, Benneter gab ihr zweimal zehn Punkte. Es stellt sich heraus, dass sie gute Bekannte sind. Im Kommunalwahlkampf in Nordrhein-Westfalen haben sie zusammen eine Kirmes in Herne besucht. Benneter hat rote Rosen geschossen und rote Paradiesäpfel gegessen. Es hat der SPD nicht viel geholfen, im Kommunalwahlkampf. Jetzt hat sie das silberne Mikrofon. Michelle Schumann trägt ihre Trophäe hinaus in die Nacht. Sie ist jetzt Preisträgerin einer Eliteschule für politische Rhetorik.

Die hilft Politikern von heute und morgen. Sie schreibt auch Reden für Politiker, wenn das gewünscht wird. Die Minute kostet 49,20 Euro, zuzüglich Mehrwertsteuer.

MATTHIAS GEYER

MANAGER

MG-Chef muss gehen

M. DANNENMANN / WIRTSCHAFTSWOCHE

Stark

DANIEL GERBER / MANAGER MAGAZIN

Happel

Nach einem bühnenreifen Machtkampf muss MG-Technologies-Chef Udo Stark seinen Posten räumen. Stark hatte den Aufsichtsrat aufgefordert, den Großaktionär Otto Happel, der im Kontrollgremium sitzt, aus der Runde auszuschließen. Grund: Happel mische sich zu stark ins Tagesgeschäft des Vorstands ein. Stark versuchte dies mit E-Mails von Happel zu belegen, in denen dieser Auskunft zu bestimmten Geschäften verlangte. Der Aufsichtsrat sah jedoch keinerlei Grundlage für eine Abberufung Happels. Es sei schließlich die wichtigste Aufgabe der Aufsichtsräte, Fragen an den Vorstand zu stellen. Weil das Vertrauensverhältnis zu Stark gestört ist, soll der nun entweder freiwillig gehen, oder der Aufsichtsrat will ihn „aus wichtigem Grund“ in 14 Tagen abberufen. Kontrolleure vermuten, dass Stark mit seinem Vorstoß in Wahrheit nur eine möglichst hohe Abfindungssumme herausholen wollte. Ein Düsseldorfer Anwalt des MG-Chefs soll zuvor bereits mit dem Anwalt des Aufsichtsratsvorsitzenden, Jürgen Heraeus, über ein Ausscheiden Starks verhandelt und eine zweistellige Millionensumme gefordert haben.

DEUTSCHE BANK

Hoher Personalmanager kündigt

Der laufende Totalumbau des Investmentbankings der Deutschen Bank hat einen prominenten Abgang provoziert. Personalchef Harald Stöhr, der als Nachfolger von Tessen von Heydebreck im Konzernvorstand vorgesehen war, hat nach 29 Jahren entnervt gekündigt. Als Grund gab der Top-Banker gegenüber Freunden und Kollegen „unüberwindbare Konflikte“ mit dem Management an. Stöhr, ein loyaler Vertrauter von Bankchef Josef Ackermann, störte zuletzt vor allem der chaotische Umbau des Investmentgeschäfts. Kevin Parker, der frühere Leiter des Aktienbereichs, verantwortet erst seit wenigen Wochen die Vermögensverwaltung. Dort installiert er nun offenkundig Leute aus seinem alten Geschäftsbereich. Die bisherigen Manager erfuhren von den Neubesetzungen ihrer Jobs teilweise über E-Mails an alle Mitarbeiter – ohne dass je mit ihnen gesprochen wurde. Vor allem im Personalbereich versucht Parker, die entsprechenden Posten mit Vertrauten zu besetzen – schließlich sind die Mitarbeiter im Bereich „Human Resources“ auch für die bedeutsame Verteilung der Bonuszahlungen mitverantwortlich. „Was da passiert, ist selbst für amerikanische Managementverhältnisse unglaublich“, berichten Investmentbanker.

FRANK DARCHINGER

Ackermann

POST

Einfach rausgekauft

Von acht unbequemen Betriebsräten ihres Expresszustellers DHL hat sich die Deutsche Post AG getrennt. In der vergangenen Woche wurden den Mitarbeitern Auflösungsverträge mit entsprechenden Abfindungsregeln vorgelegt. Sollten die Betriebsräte nicht schnellstens auf das Angebot eingehen, so die Drohung der Post, werde man bei der geplanten Verschmelzung des Unternehmens mit dem Postableger (DPE) dafür sorgen, dass sie auf äußerst unattraktive Arbeitsplätze versetzt würden. Die acht geschassten Betriebsräte hatten sich in den vergangenen Wochen mehrfach gegen den massiven Stellenabbau bei DHL gewandt und auf die daraus resultierenden Qualitätsmängel hingewiesen (SPIEGEL 42/2004). Die Post wollte zu der Personalie nicht Stellung nehmen.

VOLKMAR SCHULZ / KEYSTONE

DHL-Bote

REWE

Schwerwiegende Gründe

Der plötzliche Rücktritt von Rewe-Vorstandssprecher Ernst Dieter Berninghaus wirft ein neues Licht auf den Machtkampf im Topmanagement des Kölner Handelsriesen Anfang des Jahres. Berninghaus, 39, hatte dem Aufsichtsrat am vergangenen Freitag nach nicht einmal sechs Monaten im Amt mitgeteilt, er sehe sich „für einen derzeit noch nicht absehbaren Zeitraum nicht mehr in der Lage“, seinen Ämtern nachzugehen. Als Grund nannte Berninghaus, der sich in der Öffentlichkeit gern als „junger Wilder“ („Handelsblatt“) und passionierter Jogger präsentierte, eine „schwerwiegende Erkrankung“. Diese in der Tat bedrohliche Krankheit, so sagen Insider in der Kölner Zentrale, sei aber nicht erst in den letzten Wochen aufgetaucht, sondern bereits bekannt gewesen, als Berninghaus im Februar überraschend zum Nachfolger des langjährigen Rewe-Chefs Hans Reischl gekürt wurde. Ursprünglich sollte Berninghaus sein Amt zum Jahresbeginn 2005 antreten. Doch nach seiner Ernennung war es zu einem Eklat zwischen Reischl, 64, und dem Rewe-Aufsichtsrat gekommen, Reischl wurde zum vorzeitigen Rücktritt gezwungen. Dabei hatten es die Rewe-Genossen, die endlich zeigen wollten, wer das Sagen im Hause hat, offenbar so eilig, den machtbewussten Reischl loszuwerden, dass sie nicht davor zurückschreckten, einen gesundheitlich angeschlagenen Manager auf den Chefsessel zu hieven.

HENNING KAISER / DDP

Berninghaus

BUNDESAGENTUR FÜR ARBEIT

Milliardenrisiko mit Hartz IV

HENNING KAISER / DDP

Nürnberger Zentrale der Bundesagentur für Arbeit

In die Kassen der Nürnberger Bundesagentur für Arbeit reißt die Hartz-IV-Reform weitere Finanzlöcher. Das haben neue Berechnungen der agentureigenen Haushaltsabteilung für den Verwaltungsrat ergeben. Ursache sind die komplizierten Bestimmungen, mit denen der Vermittlungsausschuss von Bundestag und Bundesrat den Übergang vom heutigen System auf das neue Arbeitslosengeld II geregelt hat. Danach muss die Agentur im kommenden Jahr eine Reihe von Weiterbildungsmaßnahmen für Arbeitslosenhilfe-Bezieher finanzieren, die bereits in diesem Jahr begonnen wurden. Zusätzliche Kosten entstehen zudem für Tausende Ein-Euro-Jobs, die im Vorgriff auf die Reform ebenfalls bereits in diesem Jahr starten. Eigentlich sollten diese Ausgaben komplett dem Bund übertragen werden. Die Ausfälle summieren sich für das kommende Jahr auf bis zu eine Milliarde Euro. Vorstand und Verwaltungsrat haben die Bundesregierung aufgefordert, die Ausfälle aus Steuermitteln auszugleichen. „Anderenfalls“, so die Verwaltungsratsvorsitzende Ursula Engelen-Kefer, „würde der Bundeshaushalt aus den Beitragsgeldern der Versicherten subventioniert.“

FALKE BANK

Fragwürdige Liquidation

Bei den Aktionären der HypoVereinsbank (HVB) dürfte die Abwicklung der angeschlagenen Düsseldorfer Falke Bank einige Fragen aufwerfen. Die stille Liquidation sieht vor, dass die HVB die Falke-Bank-Tochter Westfalenbank für den Preis von 115 Millionen Euro übernimmt. Doch dieser Preis steht in krassem Widerspruch zu einem von der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht in Auftrag gegebenen Wertgutachten. Darin beziffern die Wirtschaftsprüfer von Deloitte & Touche den heutigen Wert der Westfalenbank, die erst vor zwei Jahren von der Falke Bank für stolze 174 Millionen Euro aus dem Besitz der HypoVereinsbank übernommen worden war, auf nur noch 72,7 Millionen Euro. Dass der aktuelle Rückkaufpreis über 40 Millionen Euro höher liegt, sieht man in München nicht als Problem. „Damit wird die Insolvenz verhindert“, begründet ein HVB-Sprecher den Kauf, „auf Grund der Patronatserklärung für Altkunden der Westfalenbank hätten Gläubiger eventuell die HVB eingeklagt“. Ansonsten läuft die Liquidation wieder nach Plan. Verschiedene prominente Minderheitsaktionäre haben ihre Anfechtungsklagen zurückgezogen – nachdem ihnen die Liquidatoren der Falke Bank mit Schadensersatzforderungen gedroht hatten.

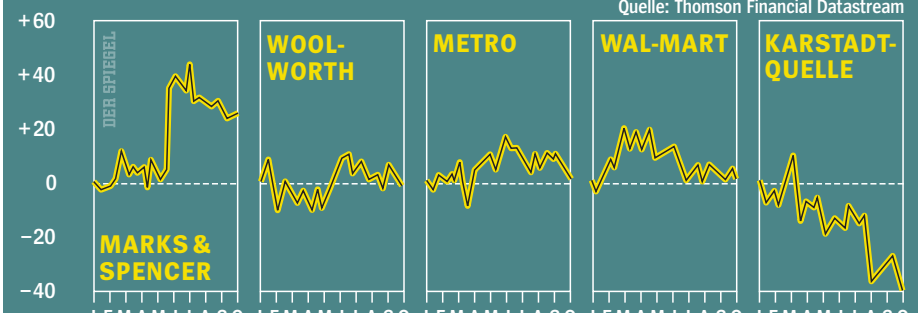
HANDEL

Das Konzept macht's

Das Sanierungskonzept des Warenhauskonzerns KarstadtQuelle ist an der Börse mit sehr viel Skepsis aufgenommen worden. Nur eine Analystin empfiehlt den Konzern zum Kauf. Den anderen fehlt der Glaube, dass der Konzern tatsächlich 1,1 Milliarden Euro durch Verkäufe seiner kleineren Warenhäuser und Tochtergesellschaften wie SinnLeffers erlösen kann. Dabei zeigt die Sanierung des Metro-Konzerns, dass auch aus Deutschland heraus ein erfolgreiches Einzelhandelsgeschäft betrieben werden kann. „Bei der Metro-Tochter Media Markt/Saturn gab es selbst in Deutschland zweistellige Zuwachsraten", sagt Volker Bosse. Die Kaufempfehlung für Metro rechtfertigt der Analyst von der HypoVereinsbank aber vor allem mit dem starken Auslandsgeschäft in Ländern wie der Türkei, Russland oder China, das bei der Metro mittlerweile für die Hälfte des Umsatzes verantwortlich ist. Handelskonzerne wie die US-Firma Wal-Mart oder Woolworths profitieren von optimistischeren Konsumenten in ihren Heimatländern. Doch die britische Kaufhauskette Marks & Spencer hat inzwischen ähnliche Probleme wie Karstadt: zu viele Produkte, zu unscharfes Image. Die Folge: ein Übernahmeangebot. Die einstigen Schmuddelläden von Woolworths mit Stammsitz in Großbritannien beweisen, wie neue Konzepte aufgehen können. Die Kaufhäuser haben sich auf wenige profitable Artikel wie Spielzeug, Kleidung oder Süßwaren konzentriert.

Einzelhandelsaktien Veränderungen im Vergleich zum Jahresanfang in Prozent

Quelle: Thomson Financial Datastream



RÜCKVERSICHERER

Sturmfeste Aktien

Selbst die größten Katastrophen mit Milliardenschäden für die Versicherungsbranche schrecken die Anleger nur für kurze Zeit. Das zeigt sich nach den verheerenden Hurrikanen, die den Südosten der USA heimgesucht haben. Mit bis zu 30 Milliarden Dollar für die vier Wirbelstürme erreicht das dritte Quartal 2004 den zweiten Platz auf der ewigen Schadensliste der Versicherer – nach den Anschlägen auf das World Trade Center im dritten Quartal 2001. Doch selbst nach dem Schock von New York brauchten die Anleger nur 19 Tage, um die Branche auf den Vorkatastrophenstand zurückzubringen. Gerade nach Spitzenschäden, so das erstaunliche Ergebnis einer Merrill-Lynch-Analyse, können die am meisten betroffenen Rückversicherer auf ein Börsenhoch hoffen. „Das geht offenbar nach dem Motto: Schlimmer geht's nimmer", so ein Analyst. Am härtesten, so Merrill Lynch, trafen die US-Stürme diesmal die Hannover Re – die Investmentbanker raten deshalb zum Kauf.

MARC SEROTA / REUTERS

Unwetterschäden in Fort Pierce, Florida

NEU!
1plus Card!
Die VISA-Karte der CC-Bank mit weltweitem Tankrabatt.
Santander Consumer CC-Bank
1plus Card
4512 4512 4512
02/04 02/04
MAX MUSTERMANN
VISA
Keine Jahresgebühr*
- 1%ige Rückerstattung Ihrer Tankumsätze**
- Variable Rückzahlungsmöglichkeiten

Ihren persönlichen Kartenantrag und weitere Informationen erhalten Sie bis zum 01.12.2004 unter Tel. 01802/98 70 03 (6 Ct./Min.) www.cc-bank.de

* bei Beantragung bis 01.12.2004
** bis max. € 400,00 Tankumsatz pro Monat

Santander Consumer CC-Bank

ARBEITSPLÄTZE

Der große Kahlschlag

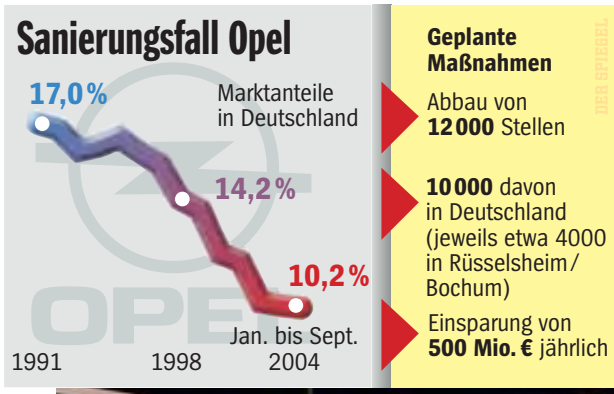
Bei Opel und KarstadtQuelle macht das Top-Management nun das, was es in Krisenzeiten am besten kann: sparen und Jobs abbauen. Doch schuld am Desaster waren in beiden Fällen jahrelange Fehler der Vorstandschefs, die sich ihren Abschied dennoch gern vergolden ließen.

Unbeeindruckt blieb am vergangenen Donnerstag wohl nur einer: Adam Opel. Starr stand der Unternehmensgründer auf seinem Podest, ein paar Meter neben dem alten Haupteingang der Rüsselsheimer Fabrik. Schon seit ein paar Jahrzehnten setzt er dort Grünspan an, während im Werk der Niedergang eines Automobilunternehmens zu beobachten ist, das einmal 17 Prozent Marktanteil in Deutschland hatte und dessen Modelle wie Manta oder GT für viele nicht nur Fortbewegungsmittel waren, sondern eine Glaubensfrage.

Drinnen, im Werk und in den Büros des Entwicklungszentrums, herrschte derweil, was ein Opel-Mitarbeiter mit „Gefühlschaos“ beschreibt. Zuerst Nervosität und Unsicherheit. Dann, nachdem der Mutterkonzern General Motors (GM) bekannt gegeben hatte, dass er 12 000 Arbeitsplätze in Europa streichen will, davon 10 000 in Deutschland, kochten Enttäuschung, Wut und Empörung.

Beinahe jeder dritte Opelaner soll seinen Job verlieren. Durchaus möglich, dass die Fabriken in Rüsselsheim und Bochum in einigen Jahren komplett dichtgemacht werden. Fritz Henderson, Europa-Chef des Opel-Mutterkonzerns GM, will zurzeit nicht einmal das ausschließen (siehe Interview Seite 108).

Am gleichen Tag standen vor Kaufhäusern in Recklinghausen, Herne, Görlitz, Hoyerswerda und vielen anderen Städten düstere Mahnwachen. Es sind jene Standorte, die KarstadtQuelle-Chef Christoph Achenbach spätestens bis Ende 2007 schließen oder verkaufen will. Die Angst um den Arbeitsplatz aber trieb die gesamte Beleg-



ALEXANDER RÜSCHE / DPA

Belegschaftsprotest vor dem Opel-Werk Bochum: *„Wir sollen zahlen für den Murks, den die da oben gemacht haben“*

schaft des Konzerns mit rund 100 000 Mitarbeitern um – selbst ein Konkurs des Unternehmens galt lange Zeit nicht als ausgeschlossen.

Nach fast 30-stündigem Verhandlungsmarathon zwischen Konzernleitung und der Gewerkschaft Ver.di kam die Nachricht: Der Fortbestand des Konzerns ist zwar gesichert, betriebsbedingte Kündigungen seien „so gut wie ausgeschlossen“, versicherte Ver.di-Verhandlungsführerin Franziska Wiethold. Doch 5500 Stellen in Verwaltung und Versandhandel werden gestrichen.

Es war ein schwarzer Tag für die alten Jobmaschinen Autoindustrie und Handel. Und es war ein bitterer Tag für den Standort Deutschland.

Denn ganz egal, ob der Stellenabbau mit Entlassungen oder sozialverträglich geschieht: Die Jobs bei Opel und Karstadt sind weg. In der Folge werden weitere Stellen bei Lieferanten gestrichen. Noch mehr Arbeitslose. Noch mehr Menschen mit noch weniger Geld. Noch weniger Konsum. Die Spirale dreht sich weiter – abwärts.

Prompt flatterten Politiker aufgeregt durcheinander. Alle versuchten sich in Erklärungen, Stellungnahmen, Drohungen – und immer wieder Schimpfkanonaden auf schlechtes Management. Die Ministerpräsidenten von Hessen, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz – Roland Koch (CDU), Peer Steinbrück (SPD) und Kurt Beck (SPD) – meldeten sich ebenso zu Wort wie Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement (SPD).

Sie hatten eigentlich nichts zu sagen. Und vor allem: Sie hatten nichts zu bieten.

Die Jobs bei Opel und Karstadt sind mit Subventionen oder politischer Hilfe nicht zu retten. Der große Kahlschlag in den beiden Konzernen ist auch die Folge dilettantischen Managements vergangener Jahre.

Im Karstadt-Fall zeigt der Konkurrent Kaufhof, dass er unter gleichen, also schwierigen Bedingungen deutlich besser arbeitet. Bei Opel ist das massive Versagen der Top-Etage so deutlich, dass nicht einmal der neue Europa-Chef Henderson die hausgemachten Fehler bestreitet.

Dort sind vor allem jene Top-Manager für das Desaster veratwortlich, die in den neunziger Jahren Verantwortung trugen wie der einstige Opel-Chef Louis Hughes, der Entwickler Peter Hanenberger und der damalige Einkaufsmanager José Ignacio López. Das Problem aber liegt weniger in den Personen, sondern in der Art, in der US-Konzerne wie General Motors, aber auch Ford ihr Geschäft betreiben.

Es ist kein Zufall, dass beide Auto-Giganten in Europa seit Jahren von einer Krise in die nächste steuern. Sie verstehen den hiesigen Markt einfach nicht.

Die US-Konzerne sind getrieben von der Börse, die das Management nicht an den Jahresbilanzen, sondern an den Quartalszahlen misst. An der Spitze der Unternehmen stehen deshalb meist Finanzexperten, deren Blick vor allem auf den Cashflow gerichtet ist und weniger auf die Modelle, die in den nächsten Jahren kommen.

Das ist ein Grundwiderspruch in einer Branche, deren Produkte sechs bis sieben Jahre auf dem Markt sind. Im Zweifel werden stets die Investitionen gekürzt, weil sich der Ertrag aus den damit finanzierten neuen Fahrzeugen erst in einigen Jahren positiv in der Bilanz niederschlägt.

In den USA kam General Motors damit bisher einigermaßen klar. US-Kunden verlangen kein Fahrwerk, das auch bei Tempo 180 noch für gute Straßenlage sorgt. Sie begnügen sich mit Geländewagen und Pick-ups, deren Technik von Lastwagen abgeleitet und billig zu produzieren ist.

In Europa aber, wo der Wettbewerb auch über technischen Fortschritt ausgetragen wird, hätte Opel viel investieren müssen, um mit den Rivalen Volkswagen, Toyota, aber auch mit den ins Massensegment drängenden Premiumanbietern Mercedes-Benz und BMW mithalten zu können. Stattdessen wurde gespart und gestrichen.

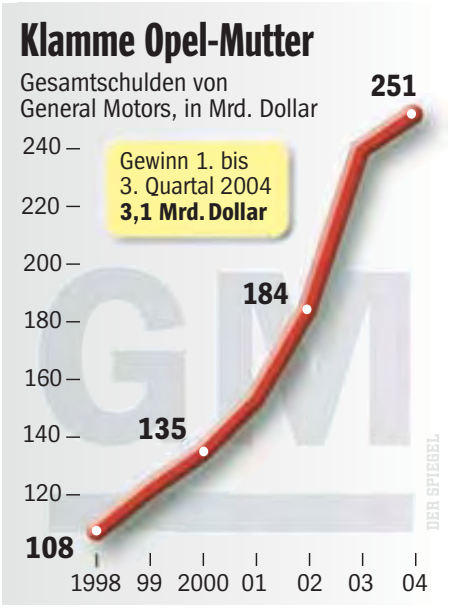
Der größte Autokonzern der Welt stürzte in Europa auch deshalb so schwer ab, weil sein Managementsystem mit den langen Produktzyklen der Branche nicht kompatibel ist. General Motors schickt seine aufstrebenden Top-Manager alle drei Jahre auf einen anderen Posten – erst Lateinamerika, dann Asien, schließlich Europa. Und wenn sie von dort gute Zahlen liefern, dann können sie in die Spitze in der Zentrale von Detroit aufrücken.

Doch wer binnen dreier Jahre steigende Gewinne in die USA überweisen soll, kann kaum ein aufwendiges Investitionsprogramm starten. Er hätte erst einmal schlechtere Zahlen – und den Erfolg mit den neuen Modellen könnte sein Nachfolger einfahren.

So strich schon der einstige Entwicklungschef Hanenberger Modellvarianten wie Cabrios und Coupés aus dem Programm. Sein Credo: Autos hätten vor allem die Funktion, Menschen von A nach B zu transportieren. Entsprechend fielen die Modelle dann auch aus. Zumal Einkaufsvorstand López Billigteile orderte, deren Qualität mehr als zweifelhaft war.

In der Opel-Krise Ende der neunziger Jahre ergab sich eine verblüffende Konstellation: Nicht Opel-Manager, sondern Betriebsrat Klaus Franz und der IG-Metall-Vertreter im Aufsichtsrat, Thomas Klebe, setzten sich bei den Konzernbossen in den USA für neue Modelle und mehr Investitionen in Europa ein.

Sie setzten durch, dass Opel einen Qualitätsvorstand ernannte, und unterstützten auch die Verpflichtung eines echten „Auto-



FRANZ-PETER TSCHAUNER / DPA

SPD-Politiker Clement, Steinbrück*: *Nichts zu sagen, nichts zu bieten*

* Am vergangenen Donnerstag in Bochum.

J. HENKELMANN / ARCHIVBERLIN

Karstadt-Perle KaDeWe in Berlin
„Tausendfach – alles unter einem Dach“

mannes“, des einstigen BMW-Vorstands Carl-Peter Forster, als Opel-Chef.

Forster sorgte in Rüsselsheim tatsächlich für frische Modelle und steigende Qualität. Doch das Image leidet noch immer unter den Sünden der Vergangenheit. Deshalb muss Opel wie die meisten Massenhersteller nun Rabatte von mehreren tausend Euro gewähren. In der Bilanz schlägt das mit Verlusten von mehreren hundert Millionen Euro zu Buche.

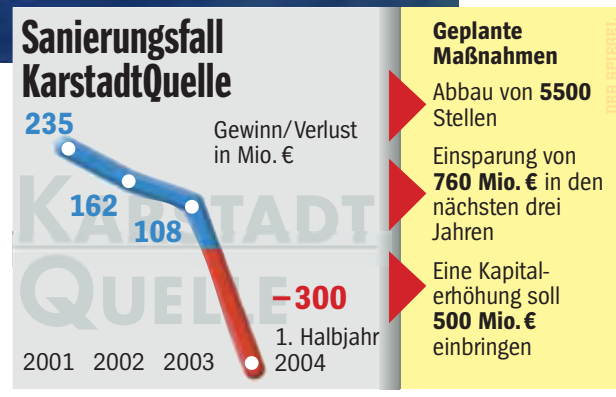
Nun hat GM mit Henderson einen Aufräumer nach Europa geschickt, mal wieder einen Finanzmann, der aber beteuert, an den Produkten werde diesmal nicht gespart. Doch die Überkapazitäten müssten beseitigt werden. In Bochum, wo die Modelle Astra und Zafira gebaut werden und derzeit noch 9400 Mitarbeiter beschäftigt sind, soll fast jede zweite Stelle gestrichen werden. Vorerst.

Das Werk gilt bei vielen GM-Managern ohnehin als Ärgernis, weil die Belegschaft recht streikfreudig ist. Als vor ein paar Jahren ein Teil des Werks in ein Gemeinschaftsunternehmen mit Fiat ausgegliedert werden sollte, legten die Bochumer erst die eigene Fertigung lahm und dann, weil andere Werke von ihren Zulieferungen abhängen, GM-Fabriken in ganz Europa.

Seit Donnerstag stehen in Bochum die Bänder wieder still. Bei einigen flossen Tränen, als die Zahlen für den Stellenabbau bekannt wurden, viele zeigten sich kämpferisch. „Es ist doch überhaupt nicht einzusehen, dass wir hier zahlen sollen“, sagt ein Arbeiter der Nachtschicht, „für den Murks, den die da oben gemacht haben.“

Aber genau so wird es kommen – bei Opel und auch beim zweiten großen Krisenfall, der vergangene Woche für Aufregung sorgte: Karstadt.

Selten ist der Vorstand einer Aktiengesellschaft derart harsch gerügt worden.



Selbst arbeitgebernahe Experten wie Michael Hüther, Chef des Instituts der deutschen Wirtschaft, rüffelte: „Die Ursachen liegen nicht im volkswirtschaftlichen Bereich, sondern ganz klar in Managementfehlern.“

Auch für Kanzler Gerhard Schröder, der sich vor rund drei Wochen beim neuen Karstadt-Aufsichtsratsvorsitzenden Thomas Middelhoff informiert hatte, ist der Grund für den Sanierungsfall klar: „Managementversagen in seiner krassesten Form“, einfach „Unfähigkeit bis zum Gehtnicht-mehr“.

Seit Jahren schon leiden die Warenhäuser unter Schwindsucht. Vor 30 Jahren flossen noch etwa zwölf Prozent aller Einnahmen im Handel in die Kassen der Großen,

ROLAND WEIHRAUCH / DPA

Verhandlungspartner Wiethold, Achenbach
Plötzlich muss alles ganz schnell gehen

inzwischen sind es weniger als vier Prozent. Für Experten ist deshalb seit langem klar, dass sich das klassische Sortimentskonzept überlebt hat.

Doch anders als der zum Metro-Konzern gehörende Konkurrent Kaufhof hängt Karstadt bis heute an der alten Geschäftsidee: „Tausendfach – alles unter einem Dach“.

Ein Konzept, das allenfalls noch in den Einkaufszentren am Stadtrand funktioniert, wo sich Dutzende Fachhändler einquartieren. Vor 40 Jahren gab es zwei solcher Einkaufszentren in Deutschland, inzwischen sind es annähernd 400.

Aus den gewandelten Kundenwünschen zogen die Karstadt-Manager keine Konsequenzen. Ob im Konzern-Flaggschiff, dem rund 60 000 Quadratmeter großen KaDeWe in Berlin, oder der gerade mal 1000 Quadratmeter kleinen Filiale in Niebüll – überall versuchte Karstadt die gleiche Taktik „Von allem etwas“ und rutschte damit immer tiefer in die roten Zahlen. Mit der allgemeinen Konsumflaute allein, die dem Handel lediglich ein Minus von 0,8 Prozent bescherte, lässt sich das kaum erklären.

Die Probleme wurden allzu lange ignoriert – nicht nur von Achenbachs Vorgänger Wolfgang Urban, sondern auch schon von dessen Vorgänger Walter Deuss. Nahezu 20 Jahre regierte der ehemalige Banker das Traditionsunternehmen wie ein Feudalherr – und handelte dabei dem damals noch gesunden Unternehmen mit der Übernahme von Neckermann und Hertie auch zwei schwere Sanierungsfälle ein.

Während die Metro-Tochter Kaufhof kleinere Häuser schloss und unter dem Galeria-Konzept für ein freundlicheres Ambiente sorgte, sperrte Deuss sich gegen harte Schnitte. Auch Nachfolger Urban scheute den Kehraus.

Er ging erst mal auf Einkaufstour und erwarb Fitness-Studios, Modehäuser und die Schuhkette Runners Point, beteiligte sich an der Kaffeehauskette Starbucks und kaufte das Deutsche Sportfernsehen. Alles oder nichts? Alles nichts, oder?

Als Urban ging, zog sein Nachfolger Achenbach schnell eine bittere Bilanz: Der Konzern muss sich im stationären Einzelhandel auf 89 große Häuser konzentrieren – mindestens 77 kleinere Filialen sollen ausgegliedert und später verkauft werden.

Plötzlich muss alles ganz schnell gehen. Den Konzern drücken kurzfristige Kredite, die Banken sind nervös geworden. Nur mit einer Kapitalerhöhung von 500 Millionen Euro, die am 22. November auf einer

außerordentlichen Hauptversammlung beschlossen werden soll, kann der Konzern eine Pleite abwenden.

Die einstigen Bosse muss das nicht grämen. Urban konnte eine Abfindung von 1,8 Millionen Euro mitnehmen, Deuss genoss vergangenen Donnerstag das Scheinwerferlicht bei Maybrit Illners Talkshow „Berlin Mitte“, in der er jede Verantwortung für die dramatische Misere weit von sich wies.

Nun müssen die Belegschaften von Karstadt und Opel bluten. Daran werden auch die Verhandlungen zwischen Opel-Betriebsrat und -Management wenig ändern, die bereits am Montag beginnen sollen.

Das erregt auch einen ehemaligen Opel-Lehrling, der später einmal Bundesarbeitsminister wurde, aufs Heftigste. Norbert Blüm („Einmal Opelaner, immer Opelaner“) sagt: „So ein Management habe ich noch nie gesehen, das gehört in die Wüste geschickt.“

DIETMAR HAWRANEK, KLAUS-PETER KERBUSK

„Wir müssen reagieren“

General-Motors-Europa-Chef Fritz Henderson und Opel-Aufsichtsratschef Carl-Peter Forster über Managementfehler

SPIEGEL: Als General Motors 1998 die Fabrik in Flint im US-Staat Michigan schließen wollte, gab es heftige Arbeitskämpfe. Die Produktionsausfälle kosteten GM drei Milliarden Dollar – am Ende wurde die Fabrik doch nicht geschlossen. Könnte sich die Geschichte in Deutschland wiederholen?

Henderson: Nein, wir haben in den vergangenen drei Jahren mit unseren Betriebsräten gut zusammengearbeitet, um die Kosten sozialverträglich zu reduzieren. Die Verhandlungen jetzt werden sicher schwieriger. Aber sie müssen zu einer Einigung führen, denn es kann niemand ein Interesse an einem langen Konflikt haben.

SPIEGEL: In Bochum stehen die Bänder bereits still. Warum sollte die Belegschaft ruhig abwarten, bis sie erfährt, welches Werk geschlossen wird?

Henderson: Das Programm, mit dem wir die Kosten jährlich um 500 Millionen Euro senken wollen, ist für 2005 und 2006 ausgelegt. Es kann erreicht werden, ohne eine Fabrik dichtzumachen.

SPIEGEL: Aber langfristig könnte es dennoch zu Fabrikschließungen kommen?

Henderson: Das kann ich nicht ausschließen. Wenn es um die Planung neuer Produkte wie der nächsten Mittelklasse geht, müssen wir klären, wo deren Produktion sinnvoll konzentriert werden kann. Aber das steht erst 2008 an.

SPIEGEL: GM fährt in Europa seit vier Jahren Verluste ein. Renault oder Peugeot erwirtschaften Gewinne. Dies belegt, dass Missmanagement die Ursache der General-Motors-Krise ist.

Henderson: Mit dem Sparprogramm „Olympia“ von 2001 haben wir unsere Kosten bereits deutlich gesenkt, aber nicht genügend. Unsere Fixkosten sind viel zu hoch. Wenn Sie das einen Fehler nennen wollen, dann können Sie das tun. Falsch waren sicher auch unsere Annahmen über die Marktentwicklung. Wir rechneten mit größeren Absatzzahlen, mit einem besseren Produktmix und geringeren Rabatten. Unsere Planungen waren nicht realistisch. Deshalb müssen wir jetzt reagieren.

Forster: Sie dürfen auch nicht unterschlagen, dass Opel mit wesentlich höheren Arbeitskosten zurechtkommen muss als die französischen Konkurrenten. Wenn wir unsere Belegschaft in Europa an den gleichen Standorten hätten wie die, würden wir jährlich 500 bis 600 Millionen Euro sparen.

NORBERT NORDMANN / FRANK RUMPENHORST / AP

Auto-Bosse Henderson, Forster: *„Planungen waren nicht realistisch“*

SPIEGEL: Das Werk in Rüsselsheim ist nur zu 55 Prozent ausgelastet, weil Opel nicht die richtigen Modelle hat, um die Fabrik voll zu beschäftigen. Dass ein solches Werk unprofitabel arbeitet, liegt nicht an den Lohnkosten.

Henderson: Der Vectra und der Signum, die in Rüsselsheim gebaut werden, sind erfolgreich. Sie haben den Marktanteil in ihrem Segment gehalten. Aber das ganze Segment ist stark geschrumpft. Und darauf müssen wir uns einstellen.

SPIEGEL: Opel hat alle wesentlichen Trends der Branche verschlafen. Der Absatz von Geländewagen wächst in Europa am stärksten. Opel hat keinen im Programm.

Forster: Einer der wichtigsten Trends war der zu Minivans, und da war Opel mit dem Zafira und dem Meriva einer der Ersten in Europa. Es gibt andere Trends, die wir nicht rechtzeitig erkannt haben. Aber das werden wir ändern oder haben es bereits getan.

SPIEGEL: Obwohl Dieselmotoren in Europa besonders gefragt sind, hatte Opel auch hier lange kein gutes Angebot.

Forster: Ja, aber jetzt haben wir vier sehr moderne Diesel im Programm, die viele Tests gewinnen. Und wir haben ein anderes Versäumnis der neunziger Jahre ausgeglichen: Die Qualität von Opel ist deutlich verbessert worden.

SPIEGEL: Das Unternehmen wurde binnen sechs Jahren von fünf verschiedenen Vorstandschefs geführt. Ist dieser häufige Wechsel sinnvoll?

Henderson: So häufige Wechsel sind sicher nicht positiv. Aber es war, wie es war.

SPIEGEL: Auch gegenwärtig sind viele Entscheidungen kaum nachzuvollziehen. In Europa werden die Modelle von Daewoo künftig als Chevrolets verkauft. Chevrolet hat allenfalls in Rotlichtvierteln einen guten Namen. Begehen Sie da nicht schon den nächsten Managementfehler?

Henderson: Ehrlich gesagt, bei der westeuropäischen Kundschaft ist das Image von beiden Marken recht gering. Wir müssen also auf jeden Fall investieren, um eine Einstiegsmarke aufzubauen. Daewoo war fast bankrott, was die Kunden entsprechend verunsicherte. Zudem sieht man den Namen auf Toastern, auf Telefonanlagen und anderen Produkten. Chevrolet dagegen steht in vielen Märkten bereits für bezahlbare Autos. Es ist deshalb leichter für uns, Chevrolet auch in Europa aufzubauen.

SPIEGEL: Wann soll GM in Europa wieder Gewinne erwirtschaften?

Henderson: Ich kann nur sagen, wir werden unsere Einsparziele erreichen, wir werden mit neuen Modellen auf den Markt kommen, um den Absatz zu steigern. Eine Prognose, wann wir profitabel sind, überlasse ich anderen.

MITBESTIMMUNG

„Irrtum der Geschichte“

Die Wirtschaftsverbände wollen das paritätische Aufsichtsratsmodell deutscher Prägung drastisch umbauen. Gewerkschaften und Regierung rüsten zum Großkonflikt.

So gründlich haben die Wirtschaftslobbyisten einen politischen Vorstoß noch selten vorbereitet: Mal laden sie Abgeordnete zu parlamentarischen Abenden in Berlin. Mal ziehen sie ihre Managerkollegen am Rande von Verbandstagungen und Kongressen zur Seite. Mal füttern sie Journalisten im vertraulichen Hintergrundgespräch. Keine Gelegenheit lassen die Chefstrategen der großen Wirtschaftsverbände derzeit aus, ohne für ihr jüngstes Reformvorhaben zu werben.

Von einer „umfassenden Neuordnung“ spricht Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt. Den Bruch „von Tabus“ kündigt BDI-Chef Michael Rogowski an.

Im Visier haben die Unternehmer eine der umstrittensten Institutionen der alten Deutschland AG – und eines der Heiligtümer der hiesigen Gewerkschaftsbewegung: die Mitbestimmung.

Unter dem Motto „Mehr Demokratie wagen“ hatten die sozialdemokratischen Kanzler Willy Brandt und Helmut Schmidt in den siebziger Jahren die Rechte von Betriebsräten und die Zahl der Arbeitnehmervertreter in Aufsichtsräten deutlich erweitert. Seither stellen Belegschaftsvertreter in großen Unternehmen die Hälfte der Kontrolleure, ihr Votum zählt fast so viel wie das der Eigentümer.

Nur bei einem Patt hat der Vorsitzende eine zusätzliche zweite Stimme. Es war einer der größten Erfolge von DGB und Co. nach dem Krieg.

Doch was 1976 mit großer Mehrheit von SPD, FDP und Union beschlossen wurde, gilt Bankern, Managern und Verbandsfunktionären mittlerweile als Standort- und damit Wettbewerbsnachteil erster Güte. „Die Globalisierung zwingt uns eine Reformdebatte auf“, klagte BDI-Chef Rogowski vergangene Woche im „Stern“-Interview, ohne seine geplante Gegenoffensive noch allzu konkret werden zu lassen: „Die Mitbestimmung war ein Irrtum der Geschichte.“

Seit Monaten schon tagen Dutzende von Verbandsfunktionären und Fachanwälten hinter den verschlossenen Türen des Berliner Hauses der Wirtschaft, um ein eigenes Reformkonzept zu erarbeiten. „Wir wollen die Mitbestimmung nicht abschaffen“, beruhigt Arbeitgebergeschäftsführer Reinhard Göhner nach außen. „Wir wollen das Recht lediglich an die europäische und internationale Entwicklung anpassen.“

Der interne Entwurf für einen Abschlussbericht, den die Funktionärskommission inzwischen erarbeitet hat, spricht eine andere Sprache. Auf gut 50 Seiten haben die Experten einen Katalog von Vorschlägen zusammengetragen, die allesamt nur ein Ziel verfolgen: den Einfluss von Betriebsräten und Arbeitnehmervertretern zurückzudrängen. Es muss „Abschied genommen werden“, so der Leitsatz des Papiers, von den „starren einheitlichen Regelungssystemen“ der hiesigen Mitbestimmungsgesetze.

So plant die Funktionärskommission im Einzelnen:

- In allen deutschen Unternehmen sollen Arbeitnehmer und Arbeitgeber den Umfang der Mitbestimmung neu aushandeln. Dabei dürfen sie zwischen verschiedenen Optionen wählen, die von der paritätischen Stimmverteilung nach heutigem Muster bis zum Abdrängen der Arbeitnehmervertreter in weit gehend einflusslose Beratergremien reichen.
- Können sich Arbeitnehmer und Eigentümer nicht einigen, greift eine gesetzliche Auffanglösung. In Unternehmen, die nach dem deutschen Modell von Vorstand und Aufsichtsrat geleitet werden, dürfen danach maximal ein Drittel der Kontrollposten von Arbeitnehmervertretern besetzt werden. In solchen Unternehmen, die schon bald in Deutschland zugelassen werden sollen, wird ein so genannter Konsultationsrat gebildet. Dieser hat weit weniger Befugnisse als ein heutiger Aufsichtsrat.
- Die besonders weit reichende Montanmitbestimmung, die noch heute für die Unternehmen der Kohle- und Stahlindustrie gilt, wird abgeschafft.
- Gewerkschaftsvertreter dürfen nur dann in den Aufsichtsrat einziehen, wenn sie von den Arbeitnehmern in einer Art Urabstimmung gewählt worden sind. Heute können sie auch von Delegierten der Beschäftigten entsandt werden.
- Die Mitspracherechte von Betriebsräten bei Firmensanierungen, Berufsbildung,

AXEL SCHMIDT / ACTION PRESS

Unternehmerchefs Hundt, Rogowski: *„Umfassende Neuordnung“*

Unterschiedliche Mitsprache

paritätische Mitbestimmung in Deutschland bei Unternehmen mit mehr als 2000 Mitarbeitern

Beispiel:
Unternehmen mit mehr als 20000 Mitarbeitern

AUFSICHTSRAT
kontrolliert und prüft den Vorstand

50 % Kapitalvertreter

Vorsitzender (hat bei Patt zwei Stimmen)

50 % Arbeitnehmervertreter

stellvertretender Vorsitzender

Arbeiter/ Angestellte

leitende Angestellte

Gewerkschaftsvertreter

bestellt

VORSTAND managt das Unternehmen

Anglo-amerikanisches Board-Modell:

VERWALTUNGSRAT (Board of Directors)
Leitungs- und Aufsichtsorgan mit Selbstkontrolle

Vorsitzender/Präsident

geschäftsführende Board-Mitglieder

Board-Mitglieder mit Überwachungsfunktion

leiten — **überwachen**

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Es gibt keine Arbeitnehmervertreter. Das Board ist eine Domäne der Anteilseigner und des Managements.

DER SPIEGEL

Gruppenarbeit oder Gesundheitsschutz werden eingeschränkt. Die Zahl freigestellter Arbeitnehmervertreter wird gesenkt.

Nicken die Verbandspräsidien das Konzept wie geplant im kommenden Monat ab, droht ein gesellschaftlicher Großkonflikt. Auf DGB-Kongressen ist bereits von „Verweigerungshaltung“ und „Streikräten“ die Rede. Selbst moderate Gewerkschaftsführer wie IG-Chemie-Boss Hubertus Schmoldt kündigen „harte Konflikte“ und die „Mobilisierung der Straße“ an.

Auch im Unternehmerlager ist der Vorstoß nicht unumstritten. Nutzen die Pläne nicht vor allem der rot-grünen Regierung, die sich als Verteidigerin der Mitbestimmung wieder mit den Gewerkschaften verbünden könnte? Welchen Sinn hätte es, Unionschefin Angela Merkel ausgerechnet jetzt ein weiteres hoch emotionales Streitthema aufzuzwingen?

Und vor allem: Würde die Attacke nicht gerade diejenigen Gewerkschafter schwächen, die sich im DGB für einen moderaten Kurs stark machen?

JAN PETER BOENING / ZENIT

Europäischer Gerichtshof in Luxemburg
Druck auf Deutschland

Genauso unbestritten ist, dass die Mitbestimmungspraxis in deutschen Weltkonzernen mit demokratischen Prinzipien nur noch schwer in Übereinstimmung zu bringen ist. Bei der Siemens AG zum Beispiel arbeiten bereits 59 Prozent der Belegschaft im Ausland. Die Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat jedoch werden nur von den deutschen Beschäftigten gewählt.

Der größte Druck auf das hiesige Mitbestimmungsmodell jedoch kommt aus Europa. Schon heute dürfen sich nach mehreren Urteilen des Europäischen Gerichtshofs hier zu Lande Firmen aus Frankreich oder Großbritannien ansiedeln, die ihren Beschäftigten weit weniger Mitbestimmungsrechte einräumen, als die deutschen Gesetze vorschreiben.

Weitere Einbrüche stehen bevor: So dürfen schon bald auch in Deutschland so genannte Europäische Aktiengesellschaften gegründet werden, bei denen die Vertretungsrechte der Arbeitnehmer unter bestimmten Bedingungen reduziert werden können. Auch so genannte Board-Systeme nach angelsächsischem Muster werden erlaubt: Dabei werden die Firmen nicht von Vorstand und Aufsichtsrat, sondern von einem einheitlichen Leitungsgremium (Board) gelenkt (siehe Grafik). Die Mitbestimmungsregeln dafür müssen national festgesetzt werden.

Reformbedarf gibt es also genügend. Doch anstatt das heimische Konsensmodell für den europäischen Wettbewerb fit zu machen, verfolgen die Wirtschaftsverbände ein ganz anderes Ziel: Geht es nach den Cheflobbyisten, soll ihr aktuelles Vorschlagspaket das heutige Recht drastisch beschneiden.

Regierung und Gewerkschaften gehen auf Gegenkurs. Um den angekündigten Fundamentalangriff abzuwehren, sorgen sie nun umgekehrt dafür, die Schutzzäune um das deutsche Modell unnötig hochzuziehen. Zum Beispiel bei der Einführung der so genannten Europa AG.

So will die Bundesregierung für die neue Gesellschaftsform selbst dann eine paritätische Mitbestimmung vorschreiben, wenn die Firma nach dem angelsächsischen Board-System organisiert ist.

In der Folge bekämen die Arbeitnehmervertreter mehr Macht denn je. Während sie im Aufsichtsrat das Management lediglich überwachen können, wären sie als Board-Mitglieder sogar für das operative Geschäft verantwortlich.

Die Gewerkschaftsbosse und ihre Aufsichtsratsmandate

MARC-STEFFEN UNGER

Michael Sommer
(Deutscher Gewerkschaftsbund)

Postbank AG, Deutsche Telekom AG

MARC DARCHINGER

Frank Bsirske
(Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft)

RWE AG, Lufthansa AG

KARSTEN HENNIG / ACTION PRESS

Jürgen Peters
(IG Metall)

Mannesmann-Röhren-Werke AG, Volkswagen AG

ARIS

Klaus Wiesehügel
(IG Bauen-Agrar-Umwelt)

Hochtief AG

WALTER SCHMIDT / NOVUM

Hubertus Schmoldt
(IG Bergbau, Chemie, Energie)

Bayer AG, BHW Holding AG, Deutsche BP AG, E.on AG, RAG Coal Internat. AG

MARC-STEFFEN UNGER

Franz-Josef Möllenberg
(Nahrung, Genuss, Gaststätten)

Kraft Foods Deutschland GmbH, Südzucker AG

SABINE SAUER / DER SPIEGEL

Norbert Hansen
(Transnet)

Deutsche Bahn AG und diverse Tochterfirmen, Stinnes AG

DER SPIEGEL

Die Verbandsspitzen in Berlin seien „offenbar völlig durchgeknallt“, klagt ein hochrangiger Manager aus der Chemieindustrie. „Die hauen uns ohne Not die ganze Sozialpartnerschaft kaputt.“

Dabei gilt es bis in Gewerkschaftskreise hinein als unbestritten, dass die 30 Jahre alten Mitbestimmungsgesetze höchst renovierungsbedürftig sind. Zu oft produzierten gewerkschaftliche Firmenkontrolleure in jüngster Zeit peinliche Schlagzeilen. Ob der frühere IG-Metall-Chef Klaus Zwickel Managerprämien kritisierte, die er im Aufsichtsrat zuvor selbst abgenickt hatte. Ob Ver.di-Chef Frank Bsirske Streiks gegen die Lufthansa organisierte, während er dort selbst im Kontrollgremium saß – immer wieder gerieten Top-Gewerkschafter mit ihrer bisweilen schizophrenen Rolle als Firmenaufseher in Konflikt.

Was daraus folgt, werden zahlreiche Experten den Parlamentariern diese Woche bei einer Anhörung in der Hauptstadt vorrechnen: Die Europa AG wäre für die meisten Firmengründer kaum noch attraktiv.

Dass die Gewerkschaften bereit sind, über die Mitbestimmung in den neuen Europafirmen zu diskutieren, haben sie den Wirtschaftsverbänden oft genug signalisiert. Doch denen steht der Sinn derzeit eher nach Konfrontation.

Als etwa DGB-Vorstandsmitglied Dietmar Hexel den Wirtschaftsverbänden vor wenigen Monaten vorschlug, Gewerkschaftsvertreter in ihre Mitbestimmungskommission aufzunehmen, kam die Antwort postwendend. Arbeitgebergeschäftsführer Göhner lehnte ab. Man bleibt zurzeit lieber unter sich.

MICHAEL SAUGA

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Probleme beim Vollzug“

Der designierte EU-Industriekommissar Günter Verheugen, 60, über das Ziel Europas, zur größten Wirtschaftsmacht der Welt aufzusteigen, die massive Jobverlagerung in die neuen Beitrittsländer und Branchen mit den größten Wachstumschancen

JOCK FISTICK / REPORTERS / LAIF

EU-Kommissar Verheugen
„Mir ist es lieber, ich werde unterschätzt“

SPIEGEL: Herr Verheugen, wegen massiver Zweifel an der Qualifikation einiger Kandidaten könnte das Europäische Parlament das gesamte Personal-Tableau der neuen EU-Kommission ablehnen. Müssen Sie um Ihren Job als Kommissar für Industrie und Unternehmen noch fürchten, den Sie am 1. November antreten wollen?

Verheugen: Ich werde dem neuen Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso nicht einmal dadurch ins Handwerk pfuschen, dass ich Ihnen sage, ob ich etwas fürchte.

SPIEGEL: Der italienische Kandidat Rocco Buttiglione ist förmlich abgelehnt worden, weil er Homosexualität für „eine Sünde“ hält und Frauen am liebsten auf ihre Rolle „im Schutze des Ehemannes“ beschränken möchte. Wollen Sie mit jemandem dieses Schlages zusammenarbeiten?

Verheugen: In Europa hat jeder das Recht auf seine Meinung und darauf, sein Leben nach bestimmten Wertvorstellungen zu gestalten. Dagegen habe ich nicht das Geringste. Es dürfen aber durch ein Mitglied der Kommission solche persönlichen Wertvorstellungen nicht über das europäische Regelwerk gesetzt werden. Und das hat Buttiglione ausdrücklich hinzugefügt. Ich habe in den letzten Jahren auch manches gegen persönliche Überzeugungen tun müssen.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Verheugen: Der Konflikt um den Atommeiler Temelín im Beitrittsland Tschechien hat mich in den Ruf gebracht, Kernkraft in Europa voranbringen zu wollen. Sie finden in der Kommission wohl keinen überzeugteren Kernkraftgegner als mich. Trotzdem musste ich dafür sorgen, dass ein künftiges Mitgliedsland sein Recht in Anspruch nehmen kann, über seinen Energiemix selbst zu entscheiden. Eine Kommission, in der sich die weltanschauliche Diversität ganz Europas widerspiegelt, muss damit umgehen können.

SPIEGEL: Sind Sie als gelernter Außenpolitiker überhaupt der richtige Mann für Industriefragen?

Verheugen: Nach 30 Jahren in der Politik glaube ich nicht, noch unter Beweis stellen zu müssen, dass ich diese Aufgabe bewältigen kann. Aber mir ist es lieber, ich werde unterschätzt.

SPIEGEL: Immerhin sollen Sie der zentrale Akteur werden, wenn die nächste EU-Kommission bis 2010 die Arbeitslosigkeit in Europa radikal abbauen und die USA wirtschaftlich überholen will. Wie soll dieses Wunder vollbracht werden?

Verheugen: Sie übertreiben meine eigene Rolle und überschätzen die der Kommission, die nur den Gemeinschaftsrahmen setzt. Das Projekt, Europa zur stärksten Wirtschaftsmacht der Welt zu machen, kann nur funktionieren, wenn die Politik in allen 25 Mitgliedstaaten das als Leitlinie begreift. Nach den ersten fünf Jahren dieser Strategie muss man konstatieren: Wir sind zwar gut im Beschreiben großer Ziele, haben aber schwere Probleme beim Vollzug.

SPIEGEL: Grenzt das Versprechen nicht eh an Größenwahn bis Hochstapelei?

Verheugen: Wir sollten uns jetzt erst auf Aufgaben konzentrieren, die tatsächlich zu erfüllen sind: vor allem die Innovationsfähigkeit und die Produktivität der europäischen Wirtschaft zu steigern. Ich glaube nicht, dass wir es bis 2010 schaffen, die USA einzuholen. Aber wir können den Trend umkehren. Die Abstände zu den USA oder Asien sollten wenigstens kleiner werden.

SPIEGEL: Dank der von Ihnen betriebenen EU-Osterweiterung werden Zehntausende Jobs von Deutschland nach Polen, Tschechien oder in die Slowakei verlegt. Haben Sie das gewollt?

Verheugen: Diese Wanderungsbewegung von Arbeitsplätzen aus Hochlohnländern hat überhaupt nichts mit der Erweiterung zu tun. Sie ist eine Folge der Globalisierung und wird durch die Erweiterung nicht einmal begünstigt, sondern gezähmt, weil in unseren östlichen Nachbarländern seit dem 1. Mai dieselben Wettbewerbsregeln und Beihilferegeln gelten.

SPIEGEL: Aber das Lohnniveau liegt bei 15 Prozent des deutschen, die Steuern sind dramatisch niedriger.

Verheugen: Das war doch vorher genauso. Ich darf Sie daran erinnern, dass diese Länder seit 1993 faktisch in den Binnenmarkt

MILAN HORACEK / BILDERBERG

Containerhafen in Hamburg: *„Das Gejammer über Globalisierung hat keinen Zweck“*

DA Direkt – Die Nr. 1 der Kfz-Direktversicherungen

Kündigungstermin 30.11.
Jetzt Kfz-Versicherung wechseln und bis zu 200 Euro sparen. DA Direkt.

Wer sparen will, sollte jetzt handeln. Denn bis zum 30.11. können Sie Ihre Kfz-Versicherung kündigen und zur DA Direkt wechseln. So profitieren Sie ab Januar 2005 von günstigen Beiträgen und überzeugenden Service-Leistungen.

Ihre Service-Vorteile:
- 7 x 24 Stunden kompetenter Kundenservice am Telefon
- 7 x 24 Stunden Schadenservice und schnelle Schadenregulierung
- 37 Geschäftsstellen zur persönlichen Beratung vor Ort

0180-24 24 100
(6 Cent/Anruf aus dem Festnetz der Deutschen Telekom)

37 Geschäftsstellen

www.dadirekt.de

Überzeugend im Test:
Finanztest 01/2004
Auto Bild

5% Preisvorteil bei Direkt-Abschluss

DA direkt
Deutsche Allgemeine Versicherungen

Ein Unternehmen der ZURICH Gruppe

integriert sind. Glauben Sie, ein Unternehmen würde Tschechien oder Polen ignorieren, wenn diese Länder nicht der EU angehörten? Und wenn sie nicht dorthin gehen, dann eben in die Ukraine oder nach Russland. Das hat nichts mit der Erweiterung zu tun, gar nichts.

SPIEGEL: Was sagen Sie den Menschen, die vor der Alternative stehen: entweder sinkende Löhne und längere Arbeitszeiten zu akzeptieren, oder der eigene Job verschwindet im Osten?

Verheugen: Der Prozess der Arbeitsteilung schwächt die Volkswirtschaften nicht, auch nicht die deutsche. Er hat im Gegenteil dazu geführt, dass qualitativ hochwertige Arbeitsplätze geschaffen und erhalten werden konnten. Die deutsche Automobilindustrie wäre ohne Zulieferungen aus unseren kostengünstigeren Nachbarländern weltweit gar nicht mehr wettbewerbsfähig.

SPIEGEL: Den Arbeiter bei Opel, der dabei gerade seinen Arbeitsplatz zu verlieren droht, tröstet das wenig.

Verheugen: Ja, das ist bitter. Mir scheint, dass sich in einigen Unternehmen jetzt Versäumnisse der Vergangenheit rächen. Und die Arbeitnehmer zahlen die Zeche. Im Prinzip gilt: Deutsche Hersteller müssen einen Tick besser sein als die Konkurrenz.

SPIEGEL: Welche Rolle wollen Sie als künftiger EU-Industriekommissar in diesem Ausleseprozess spielen?

Verheugen: Die Aufgabe der Politik besteht darin, diesen Strukturwandel zu begleiten. Nicht mit Subventionen, die ich für völlig falsch halte, sondern durch mehr Forschung und Innovation sowie die Entwicklung neuer Wachstumspole.

SPIEGEL: Qualifizierung, Innovation – das sind doch alles alte Phrasen.

Verheugen: Aber das ist die Politik, zu der wir verdammt sind. Es gibt keine Alternative. Das ganze Gejammer über die Folgen der Globalisierung hat keinen Zweck. Dazu ist es viel zu spät.

SPIEGEL: Klassische Industrien wie die Automobilbranche werden also, wie schon die Textil- und Bekleidungsindustrie, von den angestammten Standorten an die europäische Peripherie wandern?

Verheugen: Das ist eine Tendenz, die man bei Massenherstellern unbestreitbar beobachtet. Bei den Produzenten im oberen Segment kann ich das nicht erkennen.

SPIEGEL: In welcher Verfassung sehen Sie Europas Industrie generell?

Verheugen: In keiner so schlechten, wie sie manchmal dargestellt wird. Der weitaus größte Teil hat in den letzten zehn Jahren weder bei der Wertschöpfung noch bei der Beschäftigung Einbußen erlitten. Die Krisenbranchen sind an einer Hand aufzuzählen: Textil/Bekleidung, Schiff- und Bergbau. Das ist das alte Lied.

SPIEGEL: Aber das Netz der sozialen Sicherung zeigt immer größere Löcher.

Verheugen: Ja, jedoch nicht in allen Regionen und allen Sektoren.

SPIEGEL: Von Karstadt bis Siemens heißt die Realität allerorten: runter mit den sozialen Standards, um die Kosten zu senken.
Verheugen: Zugegeben. Aber da muss man eines sehen: Der US-Arbeitnehmer ist nicht produktiver als der deutsche, er arbeitet aber länger, 25 Prozent mehr.
SPIEGEL: Wir müssen uns also generell auf längere Arbeitszeiten einstellen?
Verheugen: Manche schon, vielleicht sogar viele. In bestimmten Sektoren wird es eindeutig so sein, dass man nicht gleichzeitig die höchsten Löhne, die geringste Arbeitszeit und die höchste Absicherung haben kann.
SPIEGEL: Und wo mischen Sie, in Brüssel, bei alldem mit?
Verheugen: Wir werden uns Sektor für Sektor ansehen, die Chancen ausloten, gezielt Forschungsschwerpunkte setzen und – wo immer das möglich ist – Innovation fördern. Das heißt, dazu beitragen, dass die neuen Ideen, die in Europa ununterbrochen geboren werden, auch in die Unternehmen gelangen und dort zu Produkten werden.

JOCK FISTICK / REPORTERS / LAIF

Verheugen (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*
„Der Katze die Schelle umhängen"

SPIEGEL: Das ist eher Sache weitsichtiger Manager als die eines EU-Kommissars.
Verheugen: Im Prinzip haben Sie Recht. In der Praxis hat sich allerdings gezeigt, dass unsere Aktivitäten – manchmal im Kern nichts anderes als eine Informationsbörse – vielen Unternehmern konkret weiterhelfen.
SPIEGEL: In welchen Bereichen in Europas Wirtschaft sehen Sie Wachstumschancen?
Verheugen: Mir fallen auf Anhieb ein: Bildung, Tourismus und Freizeit sowie im Gesundheitswesen …
SPIEGEL: … wo es nur noch ums Sparen, Einschränken und Ausklammern geht.
Verheugen: Wir haben eine älter werdende Bevölkerung. Das Bedürfnis nach Gesundheitsdienstleistungen wird enorm wachsen. Man kann sich vorstellen, dass bald auch medizinische Dienstleistungen in einen globalen Wettbewerb geraten. Und wir müssen uns unbequemen Fragen stellen, etwa: Warum wandert medizinische Forschung aus Europa ab und geht in an-

* Mit den Redakteuren Hans-Jürgen Schlamp und Dirk Koch in Verheugens Brüsseler Büro.

dere Teile der Welt? Nehmen wir zum Beispiel eine neue Technologie wie Human Tissue Engineering, also die Herstellung bestimmter Körperteile aus lebenden menschlichen Zellen. Das ist vermutlich eines der ganz großen Zukunftsfelder im pharmazeutischen Bereich. Wer wird das machen? Wie und von wem wird das entschieden?

SPIEGEL: Alle EU-Staaten haben sich schon im Jahr 2000 verpflichtet, für Bildung und Forschung mehr Geld auszugeben, tun es aber nicht.

Verheugen: Ich kann sie nicht zwingen, das ist richtig. Wir können nur regelmäßig der Katze die Schelle umhängen.

SPIEGEL: Das Gebimmel beeindruckt niemanden. Ein beachtlicher Teil der in der EU von allen gemeinsam verabschiedeten Gesetze ist in vielen Ländern noch gar nicht umgesetzt worden.

Verheugen: Deshalb bin ich schon im vorhinein als „Kommissar für freundliche Worte“ bezeichnet worden.

SPIEGEL: Es hieß „warme Worte“.

Verheugen: Den Ausdruck wollte ich jetzt lieber vermeiden. Man kann mit Worten allein die Realitäten nicht ändern, aber erhebliche Dynamik erzeugen in Richtung einer Änderung. Jedenfalls kann die Kommission mehr tun als bisher, um in den Mitgliedstaaten Diskussionsprozesse in Gang zu setzen und die Aufmerksamkeit auf die Defizite zu lenken.

SPIEGEL: Das heißt, die letzte Kommission, der Sie noch angehören, war ein bisschen lau. Jetzt kommt eine schärfere Tonart?

Verheugen: Ich könnte zum Beispiel die Liste der europäischen Richtlinien vorlegen, die in Deutschland noch nicht umgesetzt sind, und darüber mal in Berlin eine Pressekonferenz abhalten.

SPIEGEL: Das würde von Ihrem Förderer Gerhard Schröder als unfreundlicher Akt angesehen.

Verheugen: Da bin ich nicht sicher. Vielleicht empfindet er es auch als Unterstützung. Ich würde es jedenfalls hoffen.

SPIEGEL: Ehe Sie die Berliner auf Vordermann bringen, müssen Sie sich erst mal in Brüssel als ökonomischer Chefkoordinator durchsetzen. Wie wollen Sie etwa Handelskommissar Peter Mandelson, den starken Mann des britischen Premiers Tony Blair, dazu bringen, das zu machen, was Sie für richtig halten?

Verheugen: Das habe ich gar nicht vor. Ich will eine Kooperation entwickeln, in der am Ende das getan wird, was wir gemeinsam für richtig halten. Ich soll den Vorsitz der Gruppe jener Kommissare übernehmen, die dem Ministerrat für Wettbewerbsfähigkeit zugeordnet sind. Wirksamkeit und politisches Ansehen dieses Rates sind – wieder mal sehr milde ausgedrückt – erheblich verbesserungsbedürftig.

SPIEGEL: Die Minister schwänzen die langweiligen Sitzungen.

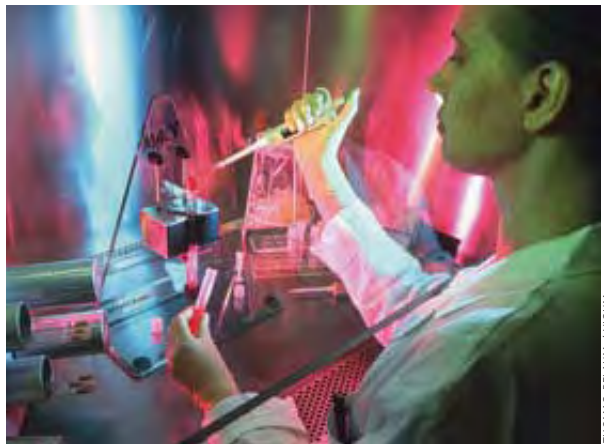
Verheugen: Wir müssen diesem Rat ein ähnliches politisches Gewicht geben wie dem der Finanzminister im Ecofin-Kreis, wo die großen makroökonomischen Themen besprochen werden. Den eher technischen Sitzungen soll in Zukunft eine informelle politische Beratung derjenigen vorausgehen, die in den Mitgliedsländern die Hauptverantwortung für Wettbewerbsfähigkeit und Wachstum haben. Vor jeder Sitzung dieses Rates sollen aus allen 25 Ländern die Wirtschaftsminister anreisen.

SPIEGEL: Von Wolfgang Clement heißt es, er sei noch nie gekommen.

Verheugen: Aber er ist bereit, das künftig zu tun. Anders als bisher würde auf diesen Treffen dann über sektorale und regionale Probleme der europäischen Volkswirtschaften und passende Lösungen geredet.

SPIEGEL: Der Beginn einer europäischen Wirtschaftsregierung?

Verheugen: Nein, darüber gibt es keinen Konsens. Es kann nur darum gehen, die Wirtschaftspolitiken stärker abzustimmen.



THOMAS PFLAUM / VISUM

Stammzellenforschung: *„Eines der großen Zukunftsfelder“*

SPIEGEL: Haben Sie keine Angst, als Industrie-Kommissar bei den Arbeitnehmern in Europa zu einer Negativfigur zu werden? Schon jetzt heißt es: Verheugen holt die Türken in die EU.

Verheugen: Die Arbeitnehmer in Europa können sich darauf verlassen, in mir jemanden zu haben, der den Sinn von Wirtschaft nicht allein in höherer Produktivität als Selbstzweck sieht, sondern dem es um Jobchancen für möglichst alle geht. Und was die Türkei angeht: Die Kommission hat vorgeschlagen, mögliche Zuwanderung aus der Türkei dauerhaft zu regulieren. Wir sollten uns aber trotzdem darauf einstellen, dass wir schon bald froh sein könnten über die Zuwanderung junger, gut ausgebildeter, an europäische Standards gewöhnter Türken.

SPIEGEL: Herr Verheugen, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Kleine Kiste, großer Hunger!

Der **Dokumentenscanner DR-2080C,**
- bis zu 20 Seiten/Minute,
- 600 dpi S/W und Farbe,
- Stellfläche kleiner als ein halbes A4-Blatt,
- inklusive automatischer Schrifterkennung.

Gratis dazu das **iW Document Manager-Softwarepaket für**
- einfaches Finden z. B. über Volltextsuche,
- übersichtliches Verwalten vieler Dokumenten-Arten und
- schnelles, gemeinsames Nutzen und Verteilen von Daten.

Weitere Informationen finden Sie im Internet: **www.canon.de/solutions**.
Oder schreiben Sie uns eine E-Mail an: **solutions@canon.de**.

Jetzt besonders günstig!

you can
Canon

RETO KLAR

Rako-Geschäftsführer Koopmann
Echtheitsbeweis für Autoersatzteile

INNOVATIONEN

Silbrige Sicherheit

Im Kampf gegen Produktpiraten spielen fälschungssichere Hologramme künftig eine entscheidende Rolle. Entsprechend boomt die kleine Branche.

Der August 1997 war einschneidend für Dietmar Thiele und seine Kollegen von der Falschgeldstelle der Deutschen Bundesbank: Erstmals zierte ein Hologramm die neuen Banknoten. Wer einen Geldschein in die Hand nahm und das Prinzip „Fühlen-Sehen-Kippen“ anwandte, konnte schnell zwischen Original und Fälschung unterscheiden. „Wir hatten über Jahre hinweg weniger Blüten“, sagt Thiele.

Mittlerweile machen die dreidimensional wirkenden, silbrig glänzenden Bildchen nicht nur Geldscheine sicherer, sondern kommen auch in der Wirtschaft zum Einsatz – als wichtiges Mittel im Kampf gegen Produktpiraten. „Hologramme lassen sich extrem schwer nachmachen“, sagt Gert von Bally, Leiter des Labors für Biophysik an der Universität Münster. Die meisten Fälscher würden daran verzweifeln.

Immerhin schätzt die Weltzollorganisation den jährlichen Umsatzausfall infolge von Kopien und Fälschungen auf rund 450 Milliarden Euro. Besonders durch Plagiate geschädigt ist die weltweite Pharmaindustrie. Den Marktanteil von Arznei-Nachahmungen bezifferte die Weltgesundheitsorganisation im vergangenen Jahr auf mehr als zehn Prozent. Eine Gefahr vor allem für den Kunden. Pharmahersteller bemühen sich deshalb intensiv, ihre Produkte fälschungssicher zu machen.

„Hologramme spielen dabei eine wichtige Rolle“, sagt Uwe Dolderer vom Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie. Gesetzlich vorgeschrieben sind die Silberetiketten auf Arzneimittelverpackungen bisher zwar nicht. Aber beim Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte heißt es, Hologramme seien durchaus sinnvoll, um die Fälschungssicherheit zu erhöhen.

Selbst Konzerne wie DaimlerChrysler, BMW oder Toyota kennzeichnen ihre Originalersatzteile heute mit holografischen Etiketten. Geliefert bekommen sie die glitzernden Aufkleber unter anderem von der Rako-Gruppe unter Leitung des Geschäftsführers Ralph Koopmann. Deren Tochterfirma Hologram Company zählt mittlerweile 150 Kunden aus den verschiedensten Bereichen der Wirtschaft.

Die von Raubkopien gebeutelte Musikindustrie etwa versieht ihre CDs mit Hologrammen, um den Handel mit unberechtigten Kopien zu erschweren. Fußball-Bundesligavereine wie Bayern München oder Schalke 04 heften die Etiketten an Mützen, Schals und andere Reklameprodukte, damit Fans sie von ausländischen Imitaten unterscheiden können. Selbst Konzertveranstalter setzen auf die neue Sicherheit in 3-D. Seit vor allem im Internet zunehmend gefälschte Konzertkarten angeboten wurden, sind die Ränder der Originaltickets häufig mit silbernen Glanzstreifen gespickt.

„Der Hologramm-Markt hat sich in den vergangenen Jahren rasant entwickelt“, sagt Ian Lancaster von der International Hologram Manufacturers Association (IHMA) in Shepperton bei London. Im Jahr 2003 wurden der IHMA zufolge weltweit Etiketten im Wert von 1,2 Milliarden US-Dollar produziert. Vor fünf Jahren lag das Volumen noch bei knapp 500 Millionen US-Dollar. Die Zahl der Produzenten hat sich im gleichen Zeitraum weltweit fast verdreifacht – auf nunmehr rund 200.

Die Sicherheit geht dabei weit über den schwer kopierbaren 3-D-Effekt hinaus. Mit Lasern lassen sich Seriennummern und Strichcodes auf die Hologramme brennen, die nur mit speziellen Scannern zu identifizieren sind.

Die Sicherheitsmerkmale können aber auch unsichtbar sein. So lassen sich digitale Wasserzeichen in die 3-D-Bilder integrieren und verleihen den Hologrammen eine Art Fingerabdruck, der weder mit bloßem Auge noch unter dem Mikroskop zu erkennen ist.

Eine Tochterfirma des Klebebandherstellers Tesa hat sich bereits auf individuelle Hightech spezialisiert. Die Tesa Scribos GmbH in Heidelberg entwickelte einen Klebefilm, auf dem sich winzige Hologramme speichern lassen, von denen jedes eine einzigartige Struktur hat. Die so genannten Holospots, die das Unternehmen als extrem fälschungssicher bezeichnet, werden bisher allerdings nur im eigenen Konzern Beiersdorf eingesetzt.

Das Schwester-Unternehmen Nivea integriert die Mikromerkmale in die Etiketten von Shampooflaschen, die nach Russland geliefert werden. Dort ist die Zahl der Produktfälschungen besonders hoch. Großhändler haben nun die Möglichkeit, die Herkunft der Flaschen genau zu rekonstruieren.

Auch wenn sich elektronische Scanner von gefälschten Hologrammen nicht täuschen lassen, ist der Mensch doch anfällig für Plagiate. Das liegt laut Falschgeld-Profi Thiele meist an mangelnder Aufmerksamkeit. „Wer ein Stück Alufolie für ein Hologramm hält, ist selbst schuld.“

Hologramm-Etiketten
Glitzernder Schutz vor billigen Imitaten

„Schon eher reinfallen kann man auf professionelle Nachahmungen aus China“, sagt Hologram-Company-Chef Wilfried Schipper. Dort seien Fälschungen von DaimlerChrysler-Hologrammen aufgetaucht, die zwar nie die Scanner-Probe bestanden hätten, beim bloßen Betrachten aber verblüffend echt aussahen. Einen kleinen Fehler hatten die Plagiate allerdings: Ausgerechnet der Firmenname war falsch geschrieben.

PHILIP JÜRGENS

„Eine friedliche Revolution“

Berlin als freie Stadt: Kurz nachdem die neue SED-Führung ihren Bürgern panikartig nach 28 Jahren Reisefreiheit gewährte, überrannten Bürger aus Ost und West die Beton- und Sperranlagen – die zweite Niederlage für Parteichef Egon Krenz nach Problemen mit seinen Personalvorstellungen, aber ein Gewinn für die Deutschen.

Heiligabend und Sylvester fielen in Berlin in diesem Jahr auf den Abend des 9. November: Vor allem in Ost-Berlin lagen sich am späten Donnerstag abend einander fremde Menschen in den Armen, lachten und jubelten mit glücklichen Gesichtern. In Häusern und auf den Straßen knallten Sektkorken, am Nachthimmel gingen Leuchtraketen und Böller los. Nur Christbaum und Lametta fehlten.

Auf der Mauer vor dem Brandenburger Tor, dem Symbol der jetzt 40 Jahre währenden deutschen Trennung, tanzten West-Berliner und sangen sekt- wie bierselig „So ein Tag, so wunderschön wie heute“.

Dabei war es Nacht, Mitternacht zwischen dem 9. und 10. November, einem historischen Da
erk
lich
D
ren
ße s
wer
viele
goß
hin
Stro
träne
Stad
brück
West
tenen
Sel
schen
liert i
denfe
kannt
trocke
Rotkä
Die
schen
ner Woche zu, nachdem SED-Chef Egon Krenz eben noch ein umständli-

der bestellte Jubel vor den Tribünen „der Erhabenen“ – so der SED-Kritiker Stefan Heym – defilieren mußten, war die Erstarrung im deutschen Zweitstaat dahin.

Erstmals in der jüngeren deutschen Geschichte, dies der unglaublichste Aspekt in einem historischen Monatszeitraum, siegt das Volk gegen die Herrschenden, zwingt ihnen seinen Willen auf – ohne Gewalt, bloß willentlich.

Besetzung der Mauer am Brandenburger Tor

Rund ein Viertel aller Patienten muss ohne Neuigkeiten auskommen.

Sie erhalten keinen Zugang zu innovativen Medikamenten.

Viele Millionen gesetzlich Versicherte in Deutschland leiden an medizinischer Unterversorgung. Das heißt: Sie bekommen nicht die bestmöglichen oder gar keine Medikamente. Damit sieht Deutschland im internationalen Vergleich alt aus. Menschen mit chronischen Schmerzen, rheumatoider Arthritis oder Schizophrenie erhalten deutlich weniger innovative und wirksame Arzneimittel als in den USA oder in einigen unserer Nachbarländer. Die wenigsten Patienten wissen davon. Jetzt können sie sich informieren. Unsere neue Studie zur medizinischen Unterversorgung finden Sie im Internet unter **www.arzneimittelforscher.de**

Forschung ist die beste Medizin. **Ihre Arzneimittelforscher**

Die Unternehmen im Verband Forschender Arzneimittelhersteller e.V. (VFA) | Abbott | Actelion | ALTANA Pharma | AMGEN | Artemis | AstraZeneca | Aventis | Bayer | Berlin-Chemie Menarini | Biogen Idec | Boehringer Ingelheim | Bristol-Myers Squibb | Chiron Vaccines | Eisai | esanx pharma | Fujisawa | Genzyme | GlaxoSmithKline | Grünenthal | Janssen-Cilag | Lilly | Lundbeck | Merck | MSD | Mundipharma | Novartis | NOXXON | Organon | Orion Pharma | PAION | Pfizer | Procter & Gamble Pharma | Roche | SANKYO PHARMA | Sanofi-Synthelabo | Schering | SCHWARZ PHARMA | Serono | Solvay | Takeda Pharma | UCB | Wyeth

INDIEN

Billige Journalisten aus Bangalore

Nach dem Vorbild von Banken, Versicherungen und Software-Unternehmen lagern jetzt auch internationale Medien Arbeit in das Niedriglohnland Indien aus. Vorreiter ist der Finanzdienst des britischen Medienkonzerns Reuters, der in Bangalore seit kurzem mit zwei Büros vertreten ist und 350 Angestellte einschließlich 12 einheimischer Journalisten beschäftigt. Bis Ende 2005 soll der Apparat auf 1500 Mitarbeiter wachsen. Die Journalisten verfassen Presseerklärungen für Unternehmen weltweit, werten Firmenbilanzen aus und recherchieren für ihre Kollegen in New York und London. Der Finanzdienst ist die umsatzstärkste Reuters-Sparte. Die Zentrale will bis zu 200 Arbeitsplätze aus Großbritannien und den USA nach Bangalore verlegen und so rund 60 Prozent Kosten sparen.

ARKO DATTA / REUTERS

Reuters-Niederlassung in Bangalore

Der einflussreiche New Yorker Medienverband „Newspaper Guild“, dem rund 500 Reuters-Leute in den USA angehören, läuft dagegen Sturm: „Wir werden alle gesetzlichen Möglichkeiten ausschöpfen, um die Firma zu stoppen. Das Outsourcing schadet nicht nur unseren Mitgliedern, sondern auch der Qualität des Produkts.“ Reuters meint dagegen, die Rekrutierung indischer Mitarbeiter erfolge nach den „üblichen hohen Standards“. Chefredakteur Geert Linnebank spricht von „wichtigen Zukunftsplänen“. Die Kraftprobe wird von anderen Medienunternehmen mit Interesse beobachtet. Time Warner, Disney und Bertelsmann erwägen ebenfalls, Aktivitäten nach Indien zu verlegen.

CHRIS HELGREN / REUTERS

Inspektion der Nuklearanlage von Tuweitha durch Uno-Fachleute (2003)

IRAK

Dubioser Forschungspark

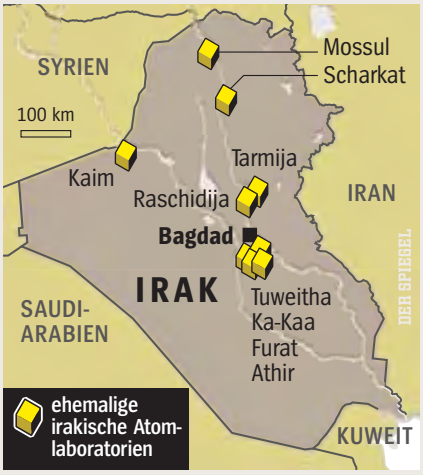
Die Internationale Atomenergiebehörde (IAEA) nimmt bei der Suche nach Materialien aus dem Bestand des Nuklearprogramms von Ex-Diktator Saddam Hussein erstmals die irakische Übergangsregierung in die Pflicht. In einem vertraulichen Schreiben drängt die Uno-Organisation die Verantwortlichen in Bagdad, „dringend Auskunft zu erteilen“, wo knapp 40 Maschinen und über 3000 Ausrüstungsgegenstände abgeblieben seien. Die verschwundenen „dual use“-Geräte, die sowohl in der industriellen Produktion als auch zur Herstellung von Atomwaffen verwendet werden können, hatten die Atomdetektive vor Ausbruch des Irak-Kriegs im März 2003 in verschiedenen Lagergebäuden eingemottet. Dem Brandbrief der IAEA aus Wien vorausgegangen war eine alarmierende Mitteilung ihres Generaldirektors Mohammed al-Baradei an den Uno-Sicherheitsrat in New York. Seit die IAEA-Inspektoren vor Beginn der Kampfhandlungen ihre Suche nach Massenvernichtungswaffen im Irak abgebrochen haben, werten sie lediglich kommerziell erhältliche Satellitenaufnahmen aus.

JOE KLAMAR / AFP

Baradei

Dabei war nun aufgefallen, dass etwa im Atomkomplex bei Tuweitha von großen Hallen mitunter nur noch Schutthalden übrig geblieben sind. Trotz der Überwachung durch US-Soldaten fehlt jede Spur von zum Teil lastwagengroßen Spezialgeräten, die strengen Exportkontrollen unterliegen.

Bagdad versuchte zu beruhigen: Der Atomkomplex von Tuweitha werde derzeit in einen „friedlichen, wissenschaftlichen Forschungspark“ umgebaut. Zuvor hatte die Übergangsregierung als Erklärung schlicht auf „Plünderungen“ verwiesen. In Wien wird dennoch für möglich gehalten, dass eine Atommafia oder ein ausländischer Geheimdienst die Anlagen in einer geheimen Operation entwendet hat. Als mögliche Zielländer der Geräte gelten nicht nur Syrien und Iran, sondern auch Ägypten und Israel. Ausschließen wollen IAEA-Diplomaten aber auch nicht, dass die Maschinen von einem CIA-Kommando abgebaut wurden, ohne dies den Atomkontrolleuren zu melden.



ZENTRALAFRIKA

Deutsche Hilfe für Plünderer

KAREL PRINSLOO / AP

Kongolesische Kämpfer

Ungewöhnlich scharf warnt die Uno vor einer neuerlichen Tragödie im Osten des Kongo. Ethnische Auseinandersetzungen könnten „überaus ernste humanitäre Auswirkungen haben“, befürchtet das Büro für humanitäre Nothilfe der Vereinten Nationen. Tausende kongolesischer Flüchtlinge hielten sich in Nachbarländern auf und würden von Angehörigen anderer Stämme nicht in ihre Heimatgemeinden zurückgelassen. Dies drohe der „Anfang einer größeren humanitären Krise“ zu sein. Kritik wird auch mehr und mehr an der Bundesregierung laut. Denn mit der Unterstützung von Paul Kagame, Präsident des benachbarten Ruanda und Hauptakteur in dem Drama, dem bislang weit mehr als drei Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind, ist Deutschland einer der wichtigsten Finanziers der Tutsi-Diktatur. In Berlin gilt Ruanda als „Schwerpunktpartnerland“ der Entwicklungsarbeit. In sieben Jahren flossen rund 140 Millionen Euro in den Staat des Autokraten Kagame, der Wahlen manipuliert, Menschenrechtsorganisationen verbieten lässt und regelmäßig seine Soldaten zum Plündern in den Kongo schickt.

MAURIZIO GAMBARINI / DPA

Flüchtlinge im Kongo

Berlins Afrika-Emissärin Uschi Eid musste sich vergangene Woche auf ihrer Reise durch die Region denn auch unbequemen Fragen zur deutschen Beteiligung am Kongo-Gemetzel stellen. Von einem Ende des Geldstroms nach Kigali aber will die Grüne zumindest vorerst nichts wissen. Schließlich seien die deutschen Mittel offiziell für die Aussöhnung der verfeindeten Volksgruppen gedacht. Ob es der Uno gelingt, den Raubzug der Ruander, deren Ziel die Abspaltung des rohstoffreichen Ost-Kongo ist, zu stoppen, scheint daher fraglich. Statt 13 100 zusätzlicher Blauhelme können die Vereinten Nationen lediglich 5900 ins Krisengebiet schicken.

EUROPA

„Spielball der Interessen“

Erkki Tuomioja, 59, sozialdemokratischer Außenminister Finnlands, über den politischen Streit um den EU-Beitritt der Türkei

SPIEGEL: An der Entscheidung der EU, die Türkei an Beitrittsverhandlungen heranzuführen, hatte die finnische EU-Präsidentschaft 1999 maßgeblich Anteil. Von einer einheitlichen Position kann inzwischen aber keine Rede mehr sein. Spaltet die Frage Europa?

Tuomioja: Das will ich nicht hoffen. Allerdings erinnere ich noch gut, wie mancher Kollege schon nach der Formulierung der Kopenhagener Kriterien 1993 die EU-Strategie gegenüber der Türkei in Frage stellte und glaubte, das werde nie etwas. Auch Joschka Fischer gehörte anfangs dazu. Dann aber hat er sich schnell sehr fest zur Perspektive der Mitgliedschaft bekannt, und ich stehe voll auf seiner Seite.

SPIEGEL: Deutsche Konservative diskutieren, mit einer bundesweiten Unterschriftenaktion den Beschluss der Brüsseler Kommission zur Aufnahme von Beitrittsverhandlungen zu torpedieren.

Tuomioja: Über solche Diskussionen kann niemand glücklich sein, denn so werden Europa und die Türkei-Frage zu einem Spielball innenpolitischer Interessen. Es geht doch längst nicht mehr um die Frage, ob Ankara Mitglied wird, sondern nur noch, wann dies geschieht.

SPIEGEL: In Frankreich wird sogar erwogen, die Bürger dazu in einer Volksabstimmung zu befragen.

LEHTIKUVA OY / ACTION PRESS

Tuomioja

Tuomioja: Ich habe wenig Verständnis dafür, Erweiterungsfragen zum Gegenstand allgemeiner Abstimmungen zu machen. Das hat es noch niemals in der EU gegeben. Diese Frage muss politisch und mit der gleichen Einhelligkeit beantwortet werden wie frühere Entscheidungen. Und ich erwarte, dass die Regierungen, die daran beteiligt sind, dies ihren Wählern klar machen.

SPIEGEL: Beide Entwicklungen belegen, dass es der Brüsseler Entscheidung womöglich an Akzeptanz mangelt. Kam das Votum zu früh?

Tuomioja: Nein, der Kommissionsbericht hat alle Anforderungen der Mitgliedsländer erfüllt. Nun dürfen wir nicht mehr zurück auf null gehen und so tun, als könnten wir die längst gefällte Grundsatzentscheidung neu diskutieren.

AFGHANISTAN

Postenschacher in Kabul

Nur eine Woche nach den Wahlen in Afghanistan ist der Machtkampf um die Ministerämter der neuen Regierung voll entbrannt. Zwar konnte die Stimmenauszählung wegen Unregelmäßigkeiten erst am vergangenen Donnerstag beginnen; zur Überraschung vieler Beobachter hatten sich an der ersten afghanischen Präsidentschaftswahl mehr Menschen beteiligt als in manchen westlichen Demokratien: etwa 75 Prozent, davon 41 Prozent Frauen. In Erwartung seines Sieges aber strickt Präsident Hamid Karzai bereits an einem neuen Kabinett. Als sicher gilt, dass er sich von der Koalition mit den Kämpfern der Nordallianz trennen wird. Auch soll in der künftigen Regierung, die Anfang November ihren Dienst antreten wird, der bislang einflussreiche Verteidigungsminister Mohammed Fahim auf den unbedeutenden Posten des Senatspräsidenten abgeschoben werden.

VORASIT SATIENLERK / AP

Karzai

Karzais einziger ernsthafter Herausforderer, der Tadschike Yunus Qanuni, bis vor zwei Monaten Erziehungsminister, soll der Regierung nicht mehr angehören. Der international geachtete Finanzminister Ashraf Ghani muss ebenfalls um seinen Posten fürchten. Zwischen ihm und Karzai gibt es angeblich Meinungsverschiedenheiten über die Nutzung der internationalen Hilfsgelder. Ghani wird womöglich beerbt von dem Deutsch-Afghanen Amin Farhang, einem Volksökonomen, der derzeit das Wiederaufbauministerium führt.

Lediglich der tadschikische Außenminister Abdullah Abdullah und Innenminister Ali Ahmed Jalali, ein US-Afghane, sollen ihre Posten behalten. Vergleichsweise fest auf der Liste für ein Regierungsamt steht eine Frau: die Kinderärztin und einzige Präsidentschaftskandidatin Massouda Jalal.

RUSSLAND

Milliardär macht in Moskau mobil

Der Oberbürgermeister der russischen Hauptstadt Jurij Luschkow gerät unter Druck durch einen Kreml-nahen Superreichen: Alexander Lebedjew, Chef der privaten Nazionalny Reserwny Bank, dessen Vermögen auf weit über eine Milliarde Dollar geschätzt wird, hat nach offensichtlich umfangreichen Recherchen ein Enthüllungsbuch über das Machtsystem Luschkows geschrieben, das in den nächsten Wochen erscheinen soll – und das politische Moskau aufrütteln könnte.

Lebedjew, der bei den Bürgermeisterwahlen im Dezember vergangenen Jahres trotz massiver Behinderungen aus dem Stand mehr als zwölf Prozent der Stimmen erhielt, beschreibt die von Luschkow geschaffenen Strukturen als „Nomenklatur-Pseudokapitalismus“. Die Stadt, so der Bankier, habe „kein transparentes Budget, lässt keinen Wettbewerb zu und verschleiert Einkünfte aus Eigentum“. Der Finanzier, der sich in jüngster Zeit mehrmals mit Präsident Wladimir Putin traf, teilt mit dem Staatschef eine Vergangenheit als Oberst der Auslandsaufklärung. Lebedjew war von 1988 bis 1992 unter diplomatischer Tarnung als Späher in London tätig. Selbstbewusst setzt der Geschäftsmann, der große Anteile an der Fluggesellschaft Aeroflot hält, darauf, dass Putin ihn bei einer Luschkow-Nachfolge stützt.

Kreml-Beamte fürchten, eine baldige Ablösung könne die Hauptstadt destabilisieren. Solche Sorgen kontert Lebedjew, der auch der Staatsduma angehört, mit einem selbstbewussten Vergleich: „Als Putin seinerzeit Jelzin ablöste, blieb das Chaos ja auch aus.“

ITAR-TASS PHOTO AGENCY / ACTION PRESS

Staatschef Putin, Privatbankier Lebedjew

MEDIEN

Geist aus der Flasche

ANSE

Für heftige Diskussionen in US-Redaktionen sorgt ein Bericht der Irak-Korrespondentin des „Wall Street Journal“, Farnaz Fassihi, 32. In einer E-Mail an Freunde beschreibt die Reporterin iranischer Herkunft die alltägliche Bedrohung in Bagdad und das Versagen Washingtons. Offiziell stellt sich das konservative „Wall Street Journal“ hinter seine Reporterin; allerdings trat Fassihi nun erst einmal ihren Urlaub an, der bis nach den US-Präsidentschaftswahlen am 2. November währen soll. Auszüge aus Fassihis Internet-Brief:

In diesen Tagen Auslandskorrespondentin in Bagdad zu sein kommt praktisch einem Hausarrest gleich. Ich bin ans Haus gekettet. Ich verlasse es nur, wenn ich einen wirklich triftigen Grund habe und einen fest verabredeten Interviewtermin. Ich vermeide es, Leute zu Hause zu besuchen, und gehe niemals auf die Straße. Ich kann nicht mehr einkaufen gehen, nicht länger in

AWAD AWAD / AFP

Terroranschlag in Bagdad

Restaurants essen, kann nicht mit Fremden sprechen, nicht mehr nach Geschichten Ausschau halten, kann in nichts anderem mehr fahren als einem völlig gepanzerten Wagen, kann nicht mehr zu irgendwelchen Schauplätzen gehen, auf denen sich wichtige Ereignisse abgespielt haben, kann keine Fahrt übers Land machen, kann nicht mal mehr neugierig sein auf das, was Leute sagen, tun oder fühlen. Wenn der Irak unter Saddam eine „potenzielle“ Bedrohung war, so ist er unter den Amerikanern zu einer „ständigen und akuten Bedrohung“ geworden, ein Fehlschlag der Außenpolitik, der die USA noch Jahrzehnte verfolgen wird. Der Geist von Terrorismus, Chaos und Untergang ist freigesetzt worden als Folge amerikanischer Fehler, und er kann nicht in die Flasche zurückgestopft werden.

KOSOVO

„Willkommen in Kolumbien“

Während die internationale Gemeinschaft sich daranmacht, die Krisenprovinz dauerhaft zu befrieden, verweigern die verfeindeten Volksgruppen der Serben und Albaner ihre Mitarbeit. Auch die anstehende Wahl kann sie nicht aus ihren Traumwelten herausreißen.

Mit Lesen und Fernsehen – tagein, tagaus – verbringt Miloš Nedić sein Leben in der Turnhalle der deutschen Kfor-Truppen in Prizren. Gemeinsam mit weiteren 80 Kosovo-Serben fand er hier im März Unterschlupf vor einem rasenden Mob albanischer Extremisten. Für ihn und noch immer 30 Leidensgefährten sind die deutschen Kasernen – eingezäunt von Stacheldraht, gesichert durch mächtige Barrieren und schwer bewaffnete Posten – eine neue Heimat, jedenfalls so lange, bis ihre niedergebrannten Häuser wieder aufgebaut sind.

Einmal in der Woche haben die Flüchtlinge Ausgang. Dann begleiten die deutschen Soldaten ihre Schutzbefohlenen zum Einkauf in ein Warenhaus. Und weil sich die Truppen Vorwürfe anhören mussten, sie hätten vor einem halben Jahr beim Schutz der serbischen Minderheit schmählich versagt, achten sie jetzt peinlichst darauf, dass niemandem auch nur ein Haar gekrümmt wird.

Wenn der 75-jährige Nedić etwa nach geistlichem Beistand verlangt, bringen ihn die Kfor-Soldaten ins zerstörte Kloster vom Heiligen Erzengel, dessen Mönche noch immer in Behelfshütten und Zelten leben, während freiwillige Helfer sich am Wiederaufbau des Kirchenkomplexes beteiligen. Nedić zeigt ein 90 Jahre altes Foto seines Vaters im Kreis von Honoratioren aus Prizren: Türken, Bosnier und Serben posieren darauf gemeinsam mit Albanern. Soll heißen: Der albanische Anspruch auf ein eigenständiges Kosovo ist historisch ungerechtfertigt. Derzeit demonstrieren ausgerechnet Serben, die das Kosovo als Kernland ihrer Nation reklamieren, für Völkervielfalt und Verständnis.

Dann zeigt Nedić, der durchaus kein sanfter Anwalt von Ausgleich und Versöhnung ist, Bilder von seinem zerstörten Haus im Zentrum von Prizren. Fünf Jahre lang, seit der Nato-Bombardierung von 1999, hatte er es nicht mehr verlassen, hatte sich vor den albanischen Nachbarn verbarrikadiert und nur dank humanitärer Hilfe überlebt. Doch am 17. März war der Mob dann über ihn hergefallen, hatte mit Äxten die Türen zertrümmert, auf welche die Durchhalteparole gemalt war: „Ich verkaufe mein Haus nie.“ Nur mit Hilfe der Polizei sei ihm die Flucht über die Dächer von zwei Nachbarhäusern hinweg gelungen.

Seither ist Nedić ganz zufrieden mit der Obhut der „Internationalen“, und er ist sich ganz sicher: Niemals werden die ein unabhängiges Kosovo zulassen. Eines Tages will er in sein wieder errichtetes Haus zurückkehren – er streitet gerade mit der Wiederaufbaubehörde über Ausstattungsdetails – selbst dann, wenn ihm die albanischen Nachbarn immer noch an den Kragen gehen.

Die Mehrzahl seiner 30 Leidensgefährten in der Kfor-Kaserne teilt diesen Vorsatz nicht. Sie wollen schnellstmöglich das Kosovo verlassen – jedenfalls sobald sie ihre wieder aufgebauten Häuser verkauft haben. Sie sind überzeugt, dass auch die Parlamentswahl am Sonnabend den Unruheherd Kosovo nicht in eine Oase friedlichen Zusammenlebens verwandeln kann.

32 Parteien und Bündnisse werden bis dahin um 120 Abgeordnetensitze kämpfen. Bei der letzten Parlamentswahl 2001 hatte die Partei von Kosovo-Präsident Ibrahim Rugova 45,6 Prozent erzielt und zusammen mit den Parteien der ehemaligen Guerillakämpfer Hashim Thaçi und Ramush Haradinaj die Regierung gebildet. Die ist zwar zutiefst zerstritten, gleich mehrere Notabeln aus der Rugova-Partei verloren bei Attentaten ihr Leben. In einem Punkt aber waren sich selbst Mitglieder, die sich auf undurchsichtigen Wegen von alten Kämpfern in offenbar gut verdienende Wirtschaftsmagnaten verwandelt haben, stets völlig einig: Das Kosovo muss unab-

KOCA SULEJMANOVIC / AFP

BAM / SIPA PRESS

Demonstration von Kosovo-Serben in Belgrad, brennendes Serben-Kloster in Prizren*: *„Soziale Explosion“*

* Links: gegen den Aufruf des Serbenpräsidenten Boris Tadić, sich an der Wahl im Kosovo zu beteiligen; rechts: am 17. März.

VALDRIN XHEMAJ / DPA

Albanerführer Thaçi, Rexhepe, Anhänger*: *Zukunft in Europa?*

hängig, also albanisch werden. Die 22 serbischen Volksvertreter gaben dem Parlament zwar multiethnische Legitimität, Einfluss hatten sie nicht.

Und daran wird sich auch kaum etwas ändern. Die Position der Serben wird sich allenfalls verschlechtern, weil sie von den meisten Politikern aus Belgrad zum Wahlboykott aufgerufen wurden und deshalb voraussichtlich weniger Delegierte als bisher in die Volksvertretung entsenden werden. Solange sie weiterhin von Albanern malträtiert werden, das haben viele Serben erkannt, wird die internationale Gemeinschaft zögern, das Kosovo endgültig den Albanern zu übergeben.

Und die setzen ihrerseits alles daran, Gespräche mit den Serben zu verhindern. Ministerpräsident Bajram Rexhepe und die ehemaligen UÇK-Gladiatoren Thaçi oder Haradinaj berauschen ihre Anhänger auf Wahlveranstaltungen mit dem Versprechen, das Kosovo werde schon bald unabhängig sein. Im Herbst 2005 sei es so weit, und eine Verfassung werde bereits geschrieben, erklärt der ehemalige Bodybuildingtrainer, Bewacher von Geldtransporten, Disco-Rausschmeißer und Kriegsheld Haradinaj im Dorf Junik auf einer Wahlversammlung. Auch eine eigene Armee stehe schon bereit, verkündet er – das 5000 Mann starke Kosovo-Schutzkorps, das sich vor allem aus ehemaligen UÇK-Kämpfern zusammensetzt. Es sollte eigentlich, so hatte sich jedenfalls die Uno das gedacht, als multiethnische Einsatztruppe Serben wie Albaner schützen.

Finster blickende junge Männer, das Kinn energisch vorgestreckt, lassen zu solchen Parolen die roten Fahnen mit dem albanischen Adler im Wind flattern, und die örtlichen islamischen Gemeindevorsteher sitzen in der ersten Reihe. Von einer Rückkehr der Serben in ihre Heimat ist auf solchen Veranstaltungen nicht die Rede, selbstverständlich auch nicht von dem Gerücht, der Redner Haradinaj könne jener „hohe albanische Politiker“ sein, welchen die Haager Chefanklägerin Carla Del Ponte noch in diesem Jahr vor das Uno-Tribunal stellen will. Die Juristin klagt darüber, dass sie für ihre Ermittlungen gegen frühere UÇK-Kämpfer nicht einmal bei den Uno-Verwaltern Unterstützung erhält.

Nur wenige Stimmen bedauern das Trauerspiel ethnischer Unversöhnlichkeit. Der Arzt Bujar Bukoshi („Ich würde die gesamte derzeitige Führung verhaften“) oder der Medienunternehmer und Multimillionär Veton Surroi treten zwar auch mit eigenen Parteien an, können aber nur in größeren Städten – und bei der internationalen Gemeinschaft – auf Wohlwollen hoffen. Doch 70 Prozent der albanischen Bevölkerung leben auf dem Lande.

Bukoshi und Surroi sehen die Hauptaufgabe für kosovarische Politiker in der Bekämpfung der Wirtschaftsmisere und einer Arbeitslosigkeit, die bereits sieben von zehn Kosovaren betrifft. Sie überleben vor allem dank der Geldüberweisungen aus dem Ausland oder durch Schwarzarbeit und Schmuggel. In spätestens einem halben Jahr, prophezeit Surroi, werde es nach einem harten Winter eine „soziale Explosion“ geben. Dann könnten auch die Büros der Uno-Verwaltung brennen.

Hinzu kommt die unaufhaltsam steigende Kriminalität. Kosovo sei das Zentrum des Drogenschmuggels, behauptet nicht nur der ehemalige Chef des Zollteams zur Schmuggelbekämpfung, Bedri Shabani. Mindestens das Doppelte des Kosovo-Haushalts gehe jährlich allein durch den Schmuggel von Zigaretten, Kaffee, Öl und Benzin verloren. Neue, hochmoderne Tankstellen entstehen überall im Land, an manchen Straßen buchstäblich alle 300 Meter eine.

Shabani behauptet, er habe ohne jeden Erfolg die Unmik jahrelang mit konkreten

* Bei der Beerdigung zweier albanischer Jungen, deren Tod die März-Unruhen ausgelöst hat.

Wie – Oli und Marc kommen
auch gleich?
Man wird doch
noch vergleichen dürfen.

Alle Freiheiten: T-Mobile, Vodafone, E-Plus.
debitel hat die Auswahl und für Sie das Passende.
Auch zum Vergleich.

debitel®
KOMMUNIKATION IST ALLES

BUTTER.

www.debitel.de • debitel Direct: 0180 - 5 833 444 (0,12 €/Minute im Netz der T-Com).
Hier gibt's debitel: debitel center, debitel Mobilfunk-Center, Flachsmann, DaimlerChrysler-Niederlassungen, -Vertragswerkstätten, -Vertragshändler, smart Center, PHOTO PORST, RINGFOTO, CHRIS KEIM COM, debitel plus C, debitel Technische Service-Center, METRO, Kaufhof, real,-, EP:ElectronicPartner, SP:ServicePartner, MediMax, profi electronic, select, bei allen debitel premium-Vertragspartnern, RUEFACH, Master's, BOSCH-Dienste, BMW, bei ausgewählten Vertriebspartnern der BMW-Group, Unielektro, tolering, Weltfunk sowie bei allen anderen debitel Vertriebspartnern.

Angaben über die Schmuggelrouten sowie über die Hintermänner informiert und darüber sogar seinen Job verloren. Zu Unrecht, befand jetzt ein Gericht. Zurück beim Zoll, begrüßt er seine Gäste mit einem bitteren „Willkommen in Kolumbien“.

Die meisten Albaner hoffen darauf, dass bei den Verhandlungen über den endgültigen Status der völkerrechtlich zu Serbien gehörenden Provinz die Amerikaner schon im nächsten Jahr die Unabhängigkeit des Kosovo durchsetzen. Die Begeisterung für die Schutzmacht, die 1999 den Nato-Einsatz gegen Jugoslawien anführte, ist noch immer ungebrochen. Sehr viel häufiger als etwa die EU-Flagge weht das amerikanische Sternenbanner neben der schwarzroten Albanerfahne. Am Bill-Clinton-Boulevard in der Hauptstadt Priština grüßt überlebensgroß der Ex-Präsident von einer Hauswand herab. Auf dem Dach des Victory-Hotels wird nachts eine Kopie der Freiheitsstatue angestrahlt.

Und selbst wenn die meisten Albaner „sehr wohl wissen, dass die Zukunft des Kosovo in Europa liegt“, wie der neue Unmik-Verwalter Sören Jessen-Petersen versichert, geht es ihnen zunächst einmal ausschließlich um den eigenen Staat. Der scheint ihnen seit den März-Unruhen näher gerückt, auch wenn sie sich jetzt gegen den Vorwurf verteidigen müssen, ihrerseits ethnische Minderheiten zu verfolgen.

Schon versprach der amerikanische Präsidentschaftskandidat John Kerry den Kosovo-Albanern die Selbstbestimmung; der ehemalige US-Vermittler Richard Holbrooke äußerte sich noch eindeutiger: Das Kosovo werde unabhängig sein – mit oder ohne die Zustimmung Serbiens. Aber auch in Deutschland scheinen solche Ansichten Freunde zu gewinnen. Vor der jüngsten Kosovo-Reise von Verteidigungsminister Struck hieß es bei Berliner Diplomaten, „dass eine Wiedereingliederung in Serbien keine Lösung sein kann“. Der ehemalige Kfor-Kommandeur Klaus Reinhardt befürchtet für diesen Fall einen neuen Krieg.

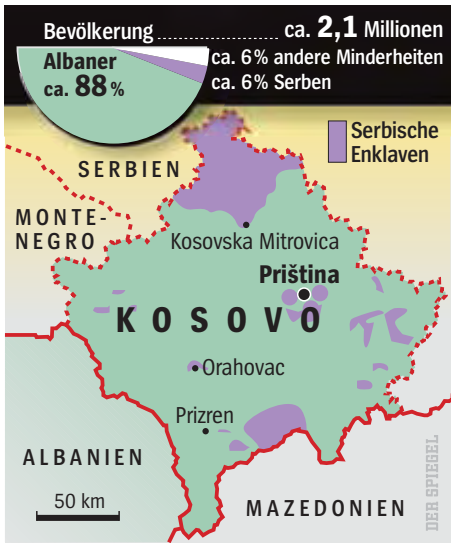
Für den neuen Kommandeur der deutschen Kfor-Truppen in Pristina, Oberst Erhard Bühler, wäre das eine Horrorvorstellung. Allen sei klar, sagt Bühler, dass man sich weitere Unruhen wie die vom März nicht mehr leisten könne. Damals waren bei den Ausschreitungen 19 Menschen getötet, über 900 verletzt und serbische Kirchen sowie Klöster zerstört worden.

Die 3300 Soldaten im deutschen Kontingent werden deshalb verstärkt für den „Einsatz gegen Demonstranten“ trainiert. Pfefferspray traf in diesen Tagen ein, Ausgangssperren für zehn Städte wurden für den „Ernstfall“ vorbereitet. 1200 Soldaten können dann innerhalb von 15 Minuten in Prizren sein.

Weitere Informationen unter
www.spiegel.de/dossiers
SPIEGEL ONLINE

MICHAEL KAPPELER / DDP

Deutsche Kfor-Soldaten in Prizren: *Pfefferspray eingetroffen*



Oberst Bühler hat keine Illusionen: „Die Lage ist unberechenbar, und da die ethnischen Konflikte nicht gelöst sind, ist auch das Unruhepotenzial nicht verschwunden. Die ehemalige UÇK hat noch riesige Waffenlager im Kosovo, alle Einsammelaktionen der Unmik waren ein Flop."

Die mangelnde Bewegungsfreiheit für die Serben lasten viele Kfor-Soldaten wie Uno-Verwalter allerdings nicht nur albanischer Bedrohung an. Auch serbische Nationalisten, allen voran der orthodoxe Bischof Artemije, richten sich in ihrer Opferrolle ein und rüsten die serbischen Enklaven zu Hochburgen eines militanten Nationalismus heran. In diesen von Nato-Stacheldraht gesicherten Zwergstaaten innerhalb des Kosovo, in denen weiterhin der Dinar an Stelle des Euro als Zahlungsmittel dient, wird die Ära des Despoten Slobodan Milošević gefeiert, als erwarte man täglich dessen glorreiche Rückkehr aus Den Haag.

Auf dem traditionellen Weinfest in Velika Hodza bei Orahovac wurde vergangene Woche nicht nur der berühmt-berüchtigte Amselfelder ausgeschenkt. Einträchtig riefen Kirchenfürsten, Musikgruppen oder Folkloretänzer zum Wahlboykott auf und versprachen, eines Tages werde Kosovo Polje, das historische Schlachtfeld der serbischen Niederlage gegen die Türken, wieder serbisch sein. Am Mittwoch demonstrierten 1000 Kosovo-Serben vor dem Amtssitz des serbischen Präsidenten Boris Tadić in Belgrad gegen dessen Aufruf zur Teilnahme an der Wahl. Bezahlt wurden die Busse aus der Haushaltskasse seines Gegenspielers, des Premiers Voijislav Koštunica, der den Boykott unterstützt.

Die Mehrheit der Serben innerhalb und außerhalb der umstrittenen Provinz könnte sich inzwischen wohl mit einer Teilung der Provinz abfinden. Serbiens Expremier Zoran Živković behauptet jedenfalls, er habe während seiner Amtszeit mit der internationalen Gemeinschaft darüber bereits geheime Gespräche geführt. Auch der ehemalige Außenminister Goran Svilanović warf der Belgrader Regierung vor, sie wisse längst, dass die verlorene Provinz nicht serbisch bleiben könne.

Sollte jedoch das ganze Kosovo eines Tages unabhängig – und damit albanisch – werden, dann wäre ein Exodus der verbliebenen knapp 90 000 Serben nicht mehr aufzuhalten. Auch Miloš Nedić aus Prizren, der bislang eisern auf die Rückkehr in sein erst noch aufzubauendes Haus setzt, reagiert auf die Vorstellung eines unabhängigen Kosovo mit Entsetzen: Ganz ausgeschlossen sei das, in einem solchen Staat könne er niemals leben. Vater German, sein geistlicher Beistand und Monarch des Klosters zum Heiligen Erzengel, nickt dazu beifällig.

RENATE FLOTTAU, HANS HOYNG

3x kein Grundpreis*

Siemens SL65
€ 99,–*
Preis ohne Freischaltung: € 599,–

In allen drei Netzen im günstigen debitel Vario-Tarif Extras frei wählen, z.B. 1.200 SMS frei!**

*Dieser Preis gilt nur in Verbindung mit der Freischaltung einer debitel card im D1-, Vodafone D2- und E-Plus-Netz mit einer Mindestvertragslaufzeit von 24 Monaten im debitel Vario-Tarif. Einmaliger Anschlusspreis 24,95 €, Monatspaketpreis 9,95 €, Minutenpreise Inland von 0,07 € bis 0,89 € (Auszug aus der debitel Preisliste). Dieses Angebot gilt nur bis zum 31.10.2004 bzw. solange der Vorrat reicht. debitel Start-Geschenk – Sie haben die Wahl: 3x Grundpreis sparen, 25 Euro Guthaben für Meine Bilder oder 12x 10 MMS frei.

**1.200 SMS frei: Bei Auswahl des Inklusiv-Budgets 50 Frei-SMS ergeben sich im Vertragszeitraum 1.200 Frei-SMS. Näheres erfahren Sie bei Ihrem debitel Händler.

debitel

„Robust gegen jedermann“

Der neue Uno-Verwalter Sören Jessen-Petersen, 59, über seinen Versuch, Serben und Albaner auf Verhandlungen über den endgültigen Status der Krisenprovinz einzuschwören

SPIEGEL: Die Ausschreitungen der Albaner gegen Serben im März waren für die Uno-Verwaltung des Kosovo ein schwerer Rückschlag. Sie sind jetzt gut zwei Monate im Amt, welche Konsequenzen haben Sie gezogen?

Jessen-Petersen: Wir hier in der Unmik wurden richtig wachgerüttelt. Bis dahin waren wir überzeugt, der Nato-Einsatz habe bereits die Menschenrechte im Kosovo sichergestellt, welche der albanischen Bevölkerungsmehrheit zuvor vorenthalten worden waren. Aber die Albaner dachten wohl, sie könnten nichts verkehrt machen. Unsere Reaktion auf die Unruhen nahm ihnen sehr schnell diese Illusion.

BORIS GRDANOSKI / AP

Unmik-Chef Jessen-Petersen *„Macht demonstrieren“*

SPIEGEL: Was hat sich seitdem verändert?

Jessen-Petersen: Wir haben völlig klargestellt, dass wir keine Gespräche über den endgültigen Status des Kosovo führen werden, solange ethnische Minderheiten mit Stacheldrahtzäunen und Eskorten der Kfor-Truppen geschützt werden müssen. Seither hat es nur noch einen einzigen Zwischenfall gegeben.

SPIEGEL: Dennoch scheint es, als ob die Vorgabe eines Ihrer Vorgänger, des ehemaligen deutschen Unmik-Chefs Michael Steiner, mittlerweile aufgeweicht wird. Er hatte gesagt, erst müssten rechtliche Standards des Zusammenlebens erreicht sein, dann könne der endgültige Status der Provinz geklärt werden, die ja völkerrechtlich noch zu Serbien gehört.

Jessen-Petersen: Hier wird gar nichts aufgeweicht. Wir werden Mitte 2005 Bilanz ziehen, ob zumindest in jenen Standardfragen Fortschritte erzielt wurden, die für ein multiethnisches Kosovo unverzichtbar sind: Rückkehr der Flüchtlinge, Sicherheit, Rechtssystem und funktionierende Institutionen. Erst danach können Gespräche beginnen. Später werden wir mit jenen Standards fortfahren, die für die EU-Integration wichtig sind.

SPIEGEL: Die Vorstellung, bis Mitte 2005 könne es wieder Bewegungsfreiheit für die Kosovo-Serben geben, ist doch weit von der Realität entfernt.

Jessen-Petersen: Die Lage muss sich in der Tat drastisch verbessern, auch wenn es hundertprozentige Sicherheit für die Serben wohl nie geben wird. Andererseits sind die Horrorgeschichten, die Belgrader Politiker oder die orthodoxe Kirche gern verbreiten und die im Übrigen den heutigen Realitäten widersprechen, auch für die im Kosovo lebenden Serben sehr kontraproduktiv. Darüber hinaus weiß Belgrad, dass sich Serbien nur in Europa integrieren kann, wenn die Kosovo-Frage gelöst wird.

SPIEGEL: Ihr Amtskollege, der Bosnien-Beauftragte Paddy Ashdown, entfernt einheimische Reformgegner gleich reihenweise aus ihren politischen Positionen.

Jessen-Petersen: Künftig werde auch ich diese Befugnisse haben. Wenn wir spüren, dass es Leute gibt, die etwa systematisch die Rückkehr von Flüchtlingen verhindern, werden wir sie erst warnen und danach ihren Rücktritt verlangen.

Kfor-Truppen in Mitrovica (im März): *„Die Lage*

SPIEGEL: Auch von populären Albanerführern wie etwa dem ehemaligen Guerillakämpfer Hashim Thaçi?

Jessen-Petersen: Auf die Frage nach konkreten Personen werde ich Ihnen nicht antworten. Aber Sie können sicher sein, dass wir künftig robustere Mechanismen anwenden werden, und zwar gegen jedermann. Es gibt sowohl innerhalb der serbischen Minderheit Politiker, die systematisch die Rückkehr der Serben blockieren, wie auch auf albanischer Seite. Beide wollen nicht, dass das Kosovo als multiethnische Gemeinschaft Erfolg hat. Ich bin autorisiert, dies künftig zu unterbinden.

SPIEGEL: Wann werden wir den ersten Fall solcher Sanktionen erleben?

Jessen-Petersen: Nicht mehr vor der Parlamentswahl am Samstag, das wäre nicht der rechte Augenblick. Es geht auch nicht nur darum, Muskeln oder Macht zu demonstrieren. Wir haben auch große Schritte in Richtung Selbstverwaltung einzelner Gemeinden hin zu einer Dezentralisierung unternommen und darauf ermutigende Reaktionen bekommen – auch von Thaçi.

SPIEGEL: Ist Dezentralisierung nicht ein erster Schritt zur Teilung des Kosovo in serbische und albanische Gebiete?

Falls Ihnen die Worte fehlen, wir könnten Ihnen „Muss“, „ich“ und „haben“ anbieten.

Mehr Informationen unter
0180/122 25 63 93 (zum Ortstarif)
oder www.loewe.de

AP

muss sich dramatisch verbessern“

Jessen-Petersen: Nein. Ist Deutschland etwa wegen der Dezentralisierung und Selbstverwaltung der Gemeinden geteilt?

SPIEGEL: Auch Serbien setzt Sie unter Druck. So hat zwar der Belgrader Präsident Boris Tadić die Kosovo-Serben aufgerufen, sich an der Wahl zu beteiligen. Aber er hat zahlreiche Bedingungen daran geknüpft. Unter anderem sollen die serbischen Enklaven künftig von serbischer Polizei geschützt werden.

Jessen-Petersen: Ich verstehe Tadić. Er musste diese Entscheidung gegen enormen Widerstand treffen, und ich habe kein Problem damit. Wir haben in der Kosovo-Polizei auch Serben. Wichtig ist allein die Teilnahme der Serben an den Wahlen, damit wir legitime Vertreter der serbischen Minderheit beim künftigen Dialog haben.

SPIEGEL: Die meisten Albaner wollen doch gar nicht mit den Serben reden. Sie sind nach dem 17. März mehr denn je überzeugt, dass Gewalt zum Erfolg führt. Die Welt befasst sich seither intensiver mit dem endgültigen Status des Kosovo.

Jessen-Petersen: Die Albaner haben keine Garantie, dass wir Mitte 2005 eine positive Entscheidung über den Beginn der Gespräche fällen werden. Aber die internationale Gemeinschaft ist sich mittlerweile einig, dass man den bisherigen Status quo nicht für immer aufrechterhalten kann. Ich habe, verglichen mit der undankbaren Aufgabe meiner Vorgänger, die eher dafür sorgen mussten, dass sich die Lage nicht verschlechterte, ein klar definiertes Ziel erhalten: Wir werden die Entwicklung bis zur Statusfrage führen. Denn solange die nicht gelöst ist, wird der gesamte Westbalkan nicht zur Ruhe kommen.

SPIEGEL: Die Albaner fordern kompromisslos Unabhängigkeit. Wo bleibt da noch Verhandlungsspielraum?

Jessen-Petersen: Es gibt keine Zweifel darüber, was die Albaner erwarten, und ich kann sie verstehen. Die Kosovo-Albaner, die seit langem hier leben, haben viel gesehen und erlebt. Dennoch: Meine Aufgabe besteht allein darin, die Beteiligten an einen Tisch zu bringen.

SPIEGEL: Auf dem Balkan werden Entscheidungen meist erst dann getroffen, wenn die Amerikaner eingreifen. Immer mehr US-Politiker plädieren mittlerweile für die Unabhängigkeit des Kosovo. Ist damit das Verhandlungsergebnis vorweggenommen?

Jessen-Petersen: Darauf nehme ich keine Rücksicht. Wenn es um die politischen Perspektiven geht, dann wissen die meisten Albaner sehr wohl, dass die Zukunft des Kosovo in Europa liegt. Auch in der Frage eines möglichen Nachfolgers für die Uno-Verwaltung wird man logischerweise nach Europa blicken müssen.

SPIEGEL: Als Sie hier eintrafen, schrieb eine Zeitung „Willkommen auf dem elektrischen Stuhl“. Was stimmt Sie eigentlich so optimistisch, dass Sie erfolgreicher sein werden als Ihre Vorgänger?

Jessen-Petersen: Dies ist in der Tat kein Job für jemanden, der auf Popularität aus ist. Als ich noch nichts von meiner Berufung in dieses Amt wusste, fragte ich den Albanerführer Thaçi, was er von einem neuen Unmik-Chef erwarte. Er antwortete: Dass er gar nicht erst kommt. Erwartungen an uns sind immens hoch. Aber wenn man daran glaubt, zumindest eine kleine Rolle für den Fortschritt in dieser Region spielen zu können, dann ist dieser Job eine Herausforderung, die man nicht ablehnen darf. Interview: Renate Flottau, Hans Hoyng

JUSTIN LANE / DPA

Kontrahenten Kerry, Bush in Tempe, Arizona*: *„Ich weiß es nicht“*

USA

Stunden der Schmähungen

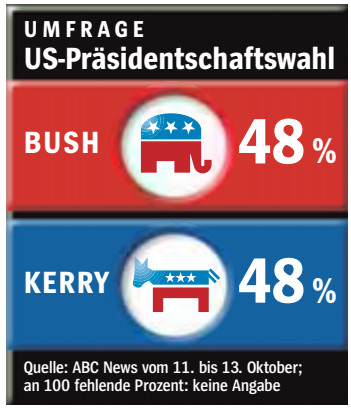
Auch Kerrys Erfolg in den Fernsehdebatten hat die Präsidentenwahl noch längst nicht entschieden.

Die letzten Wochen bis zur Wahl hatte sich Karl Rove, Chefstratege des Präsidenten, ganz anders vorgestellt. Der Sieg von George W. Bush sollte dieser Tage schon sicher, nur der Triumph noch Arbeit wert sein.

Die so genannten Swing-Staaten, traditionell wahlentscheidend in den USA, hätten nach Roves Planungen längst eine sichere Beute der Republikaner sein sollen. Und der Präsident sollte sich nur noch dort engagieren, wo er den Demokraten eine ihrer sicher geglaubten Hochburgen entreißen kann. Ein Erdrutschsieg also war das Ziel statt des hauchdünnen Vorsprungs von vor vier Jahren.

Doch jetzt sieht es so aus, als müssten Bush und sein Rove schon mit einem Déjà-vu der Wahl von 2000 zufrieden sein. Um den Plan vom großen Sieg jedenfalls ist es still geworden. Bush liegt mit seinem demokratischen Herausforderer John Kerry in den Umfragen gerade mal gleichauf. Nur noch zwei Wochen sind es bis zur Wahl, und es gibt keinen Favoriten. Der Präsident muss zittern.

Das gilt zwar für Kerry gleichermaßen, aber der darf dies schon als Erfolg betrachten. Abgeschlagen schien der Senator, Vergleiche mit dem glücklosen Michael Dukakis, der 1988 von Bushs Vater besiegt wurde, machten die Runde. Aber Kerry, von dem Freunde sagen, erst der Blick in den Abgrund wecke den Kämpfer in ihm, schaffte ein bemerkenswertes Comeback. Dreimal 90 Minuten mit dem Präsidenten, es waren die Fernsehduelle, die Kerry neuen Auftrieb gaben. Und Bush muss sich sogar aus dem eigenen Lager den Vorwurf gefallen lassen, daran selbst schuld zu sein.



Es war Kerrys starker und Bushs schwacher Auftritt in der ersten Runde, der den für Bush so günstigen Trend stoppte. Kerry wirkte so gar nicht wie der Mann ohne Überzeugungen, als den ihn die Republikaner geschmäht hatten. Gedrillt von seinen Beratern, schaffte es der Liebhaber des Relativsatzes sogar endlich einmal, knapp zu argumentieren: „Ich kann Amerika sicherer machen, als es Präsident Bush getan hat.“ Später freute sich Kerry vor Anhängern: „Ich kann Sätze mit weniger als 15 Wörtern sagen.“

Bush wollte zunächst nicht einsehen, dass erst seine Schwäche Kerry richtig glänzen ließ. „Sie haben irritiert gewirkt“, sagte ihm seine Beraterin Karen Hughes. Bush: „Ich war nicht irritiert.“ Hughes: „Doch.“ Die First Lady brachte es dem Gatten dann netter bei: „Du warst einfach nicht du selbst.“ In den späteren Debatten schlug der Präsident sich wacker. Aber der Schaden war schon angerichtet.

Vergangenen Mittwoch stritten Präsident und Herausforderer vorwiegend über die Innenpolitik. Bush nannte Kerry einen notorischen Steuererhöher, der Demokrat hantierte mit Zahlen und Plänen für eine bessere Zukunft. Selbst die Kerry wohlwollende „New York Times“ war genervt: Der Demokrat habe gewirkt wie ein Steward, der den Passagieren erklärt, wo die Notausgänge sind.

Eine Episode des Abends brachte Kerry bittere Vorwürfe von Lynne Cheney ein, der Frau von Bushs Vizepräsidenten Dick Cheney. Kerry fehle es an Charakter für das Amt, schimpfte sie. In dem Fernsehduell war auch die Ehe von Homosexuellen angesprochen worden. Bush befürwortet, wie die religiöse Rechte, einen Verfassungszusatz, der sie in allen Staaten der USA verbieten soll. Der Frage, ob denn homosexuelle Veranlagung nicht ausgewählt, sondern angeboren sei, wich Bush aus: „Ich weiß es nicht.“ Kerry empfahl Mary Cheney, Wahlkampfmanagerin ihres Vaters und bekennende Lesbierin, zu fragen. „Ein billiger und geschmackloser Trick“, wütete Mutter Lynne.

Eine Vorentscheidung brachte auch dieser letzte Disput nicht, und so suchen in beiden Lagern die Strategen nach einem Weg, im Kopf-an-Kopf-Rennen zu obsiegen. Nicht einmal im hart umkämpften Florida oder etwa Ohio (siehe Seite 86) wo die Wähler seit März 82 000 Wahlspots zu sehen bekamen, liegt einer der Kandidaten klar vorn. Die Parteien, die in der Endphase des Wahlkampfes üblicherweise Ressourcen auf unentschlossene Staaten konzentrieren können, müssen überall weiterkämpfen.

Anhand aller vorliegenden Umfragen in den einzelnen Staaten hat die „Los Angeles Times“ ausgerechnet, dass Bush der-

* Mit First Lady Laura Bush und Teresa Heinz Kerry sowie den Kerry-Töchtern Vanessa und Alexandra (r.).

zeit auf 167 und Kerry auf 153 Wahlmänner käme. Aber die große Mehrheit, 218 Stimmen, ist noch zu holen. Nur wie?

Nicht einmal die Bösartigkeiten lassen sich noch steigern. Kerry porträtiert Bush inzwischen als Freund des großen Geldes, des saudischen Königshauses und Mitverursacher des hohen Spritpreises. Michael Moore würde nicht viel weiter gehen. Dick Cheney lässt bei seinen Wahlkampfauftritten verbreiten, Saddam Hussein und Osama Bin Laden würden für Kerry stimmen. Die konservativen Eigner einer Gruppe von lokalen Fernsehsendern machten Kerry wegen seiner Kritik am Vietnam-Krieg in einer „Dokumentation“ zum Vaterlandsverräter. Titel: „Geraubte Ehre – Wunden, die nie verheilen“.

Wo Schmähungen und die Materialschlacht des teuersten US-Wahlkampfes der Geschichte allein die Entscheidung nicht erzwingen, ist das Zupacken von Freiwilligen willkommen. Jedes Wochenende werden sie mit Bussen in die Battleground-Staaten gekarrt. Stadt für Stadt, Block für Block, Haus für Haus arbeiten sie sich vor. Wer in den riesigen Datenbanken der Parteien als Unentschlossener geführt wird, sieht sich einem E-Mail-Bombardement ausgesetzt. Katholiken werden auf eine Website mit dem Bild Bushs beim Papst gelenkt. Freunden des Schießsports wird der Präsident mit Jagdgewehr angeboten. Aus der Erfahrung des Jahres 2000, als gerade mal 537 Stimmen in Florida Al Gore den Sieg kosteten, haben Republikaner wie Demokraten gelernt. Diesmal wird um jede Stimme gekämpft. Wer am 2. November in den Swing-Staaten nicht selbst zum Wahllokal fahren will, kann sich aussuchen, welche Partei ihn chauffiert.

Unklar ist, inwieweit die Weltlage das Wahlverhalten beeinflusst, vor allem Irak und der Terrorismus. Schlechte Nachrichten aus dem Zweistromland schaden Bush. Vize-Außenminister Richard Armitage verstieg sich zu der kühnen Mutmaßung, irakische Terroristen versuchten, die Wahl gegen Bush zu beeinflussen. „Heißt das, die arbeiten für Kerry?“, fragte ein Reporter.

Dass Bin Laden einen Anschlag plane, um die Wahl zu beeinflussen, verbreiten die Geheimdienste seit Monaten. Um sich nicht noch einmal dem Vorwurf auszusetzen, einen möglichen Terroranschlag nicht vorausgesehen zu haben, lanciert die Branche selbst bizarrste Szenarien.

Seit die CIA einer Gruppe Kongressabgeordneter den Worst Case vortrug – einen Angriff al-Qaidas in Washington mit Massenvernichtungswaffen –, steht ein Büro auf dem Kapitolshügel leer. Senator Mark Dayton, Demokrat aus Minnesota, reagierte so verschreckt, dass er alle Mitarbeiter nach Hause schickte und vor Besuchen in der Hauptstadt warnte. An der Tür hängt ein Zettel: „Auf Grund von Geheimdienstinformationen geschlossen.“

GEORG MASCOLO

BOTSCHAFTEN

Löcher gestopft

Die Bundesregierung will mit einer drastischen Verschärfung der Vergabepraxis den Missbrauch von Besuchervisa verhindern.

Der Besuch aus Berlin war hochrangig, doch diesmal ging es in den deutschen Auslandsvertretungen in Moskau und Kiew nicht um des Kanzlers Freundschaft zu Wladimir Putin oder um die ungelöste Tschetschenien-Frage. Joschka Fischers Staatssekretär Jürgen Chrobog kam Ende Juli als Botschafter in eigener Sache. Er habe, so lautete die offizielle Sprachregelung, den Mitarbeitern an einem der schwersten Arbeitsplätze der Welt Mut machen wollen.

Doch der außerplanmäßige Besuch des Spitzen-Diplomaten, mit 32 Jahren Dienstzeit einer der erfahrensten Beamten der Bundesregierung, sollte helfen, eine Reform vorzubereiten. Mit ihr wollen die Diplomaten eines ihrer drängendsten Probleme lösen: die umstrittene Einreisepolitik. In den nächsten Wochen erhalten weltweit alle deutschen Botschaften und Konsulate eine Order, mit der etliche Sicherheitslöcher im Kontrollnetz geschlossen werden sollen.

Im Auftrag von Fischer ist Chrobog dabei, die Visapolitik der Bundesrepublik von Grund auf neu zu justieren. Künftig will die Bundesregierung wesentlich restriktiver entscheiden, wer nach Deutschland reisen darf. Dafür soll der nach dem früheren Staatsminister Ludger Volmer benannte „Volmer-Erlass“ vom März 2000, der eine liberale Einreisepolitik festschrieb und bislang nicht grundlegend verändert wurde, durch einen „Chrobog-Erlass“ ersetzt werden.

Die neue Leitlinie mit „klaren Kriterien“ (Chrobog) revidiert vor allem Volmers Maxime „in dubio pro libertate“ – im Zweifel für die Freiheit. „Wenn künftig Zweifel bestehen, dass der Antragsteller nach seinem Besuch in Deutschland wieder zurückkehren möchte“, sagt Chrobog kategorisch, „wird ein Visum nicht erteilt.“

Die mit Fischer persönlich abgestimmte Direktive markiert einen Paradigmenwechsel rot-grüner Ausländerpolitik. Volmer verstand sein Papier als „Signal“, mit dem sich die Grünen von der Kohl-Politik abgrenzen wollten, die Ausländer vor allem als eines betrachtete: als Problem. „Wir wollen zeigen, dass die Bundesrepublik Deutschland ein offenes und ausländerfreundliches Land ist.“

Doch seit dem 11. September 2001 und einer Reihe von Pannen dämmert Fischers Beamten, welche Sprengkraft eine freizügige Einreisepolitik bei jährlich rund drei Millionen Visumanträgen beinhalten kann:

- Die Islamisten Mohammed A. und Sofiane F. erhielten von den Vertretungen in Dschidda und Algier trotz Bedenken des Bundeskriminalamts Visa; beide gelten als Qaida-Sympathisanten.
- In Kiew hatten dubiose Reiseunternehmen mit gefälschten Einladungen mehrere tausend Ukrainer nach Deutschland geschleust. Einer der Drahtzieher wurde Anfang des Jahres zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, 16 Botschaftsangehörige wurden entlassen.
- Gegen mehrere Botschaftsangehörige in Tirana ermittelt die Staatsanwaltschaft Berlin wegen Korruptionsverdachts. Die Mitarbeiter sollen mehrere hundert Visa gegen die Zahlung von je rund 500 Dollar verkauft haben; zwei Diplomaten wurden abberufen, Disziplinarverfahren eingeleitet.

Der neue Erlass soll solche Pannen verhindern. Um dem Kurswechsel Nachdruck zu verleihen, hat Chrobog kürzlich mit den Leitern der 15 wichtigsten Außenstellen persönlich telefoniert. Und beim obligatorischen Jahresmeeting der Diplomaten Anfang September versammelte er die Chefs der Botschaften und Konsulate an den neuralgischen Punkten zu einer gesonderten Aussprache, um sie auf die Neuerungen einzustimmen.

STEPHANIE PILICK / DPA

Kontrahenten Schily, Fischer
„Der Otto ist, wie er ist“

Um auch der Basis möglichst wenig Interpretationsspielraum zu lassen, erhalten die Konsularbeamten vor Ort demnächst noch ein dickes Visum-Handbuch mit ganz konkreten Handlungsanweisungen. Zudem soll die so genannte Einlader-Datei genutzt werden, deren Aufbau und Einsatz mit dem neuen Zuwanderungsgesetz vereinbart wurde. Mit ihrer Hilfe wollen die Ministerialen jene Personen und Firmen herausfiltern, die bereits Hunderte Einladungen ausgesprochen haben – meist ein Indiz

IGOR GOROVENKO / ASSIGN-PHOTO.COM

Warteschlange vor der Konsularabteilung der Deutschen Botschaft in Kiew: *„Nicht unter den Druck mafioser Organisationen geraten“*

für einen späteren Missbrauch des Besuchervisums.

Den Tricks der Klientel, die Vorschriften auszuhebeln, soll mit einer geänderten Personalpolitik begegnet werden. Bislang galt die Konsularabteilung hausintern als unattraktiver Posten für junge und unerfahrene Referenten des Höheren Dienstes. Nun möchten die Ministerialen altgedientes Personal „mit der nötigen Menschenkenntnis“ an die Abteilungsspitze setzen – auch zur Kontrolle der eigenen Leute.

Neben den Diplomaten dürfen weltweit auch knapp 900 so genannte Ortskräfte Einreisevermerke erteilen. Mancher von ihnen, fürchtet man im Fischer-Ministerium, könne in instabilen Regionen „unter den Druck mafioser Organisationen geraten“. Chrobog hat deshalb eine ständige Rotation angeordnet, die dafür sorgen soll, dass kein Antragsteller zweimal mit demselben Sachbearbeiter zu tun hat.

Der Kurswechsel, den das Auswärtige Amt seit Monaten vorbereitet, ist auch so etwas wie die Antwort auf einen zornigen Brief jenes Mannes, der für sich in Anspruch nimmt, die Gefährdungslage der Nation als Einziger richtig beurteilen zu können: Innenminister Otto Schily (SPD). Er hielt die liberale Einreisepraxis des Auswärtigen Amtes in Zeiten internationaler Terrorgefahr für fahrlässig, ja sogar für ein Sicherheitsrisiko. Deshalb ließ er seine Beamten alle Versäumnisse penibel erfassen – und forderte den „sehr geehrten Herrn Kollegen“ Fischer im August auf mitzuteilen, „welche Maßnahmen Sie ergreifen werden, um den erkannten Missständen abzuhelfen“.

Dass Schily nach der Radikalreform Ruhe gibt, erwarten selbst Optimisten im Auswärtigen Amt nicht. Nur zu deutlich hat der Law-and-Order-Mann seinen einstigen Parteifreund Fischer in jüngster Zeit spüren lassen, dass er sich nur dem Kanzler persönlich verpflichtet fühlt. Immer häufiger hat sich Schily, der Fischer „seit 25 Jahren in einer Hass-Liebe verbunden“ ist (ein Ministerialer), zuletzt in den Wirkungskreis des Vizekanzlers eingemischt. So verfolgte er unbeeindruckt von allen Grünen-Protesten seinen Vorschlag weiter, Flüchtlingszentren in Nordafrika einzurichten – eigentlich kein originäres Arbeitsfeld eines Innenministers.

Es sei, stöhnt ein Spitzen-Sozi, ein regelrechtes „Fernduell“ entbrannt um die Frage, wer der bessere Außenminister sei. Dabei kämen, klagen Diplomaten, aus dem Innenministerium zunehmend „unflätige Töne“, mit denen umzugehen Fischer ersichtlich schwer fällt. Mehr als einmal stöhnte er in den vergangenen Wochen ratlos: „Der Otto ist halt, wie er ist.“

In der Bundesregierung gilt deshalb längst als offenes Geheimnis, wen Schily für fähiger als Fischer hält, die Konsularabteilungen zu führen: sich selbst.

Ralf Beste, Holger Stark

Aus Liebe zum Automobil

SPANIEN

Kampf um die Seelen

Die sozialistische Regierung will die Zivilgesellschaft durchsetzen. Dagegen läuft die katholische Kirche Sturm.

Das Hochamt zum Höhepunkt des Jakobsjahrs zelebrierten in der Kathedrale von Santiago de Compostela 32 Priester, unter ihnen 8 Erzbischöfe, im feierlichen Ornat. Der König, die Königin – das Haar, wie es die Tradition verlangt, durch eine mit dem Kamm hochgesteckte schwarze Spitzenmantilla verhüllt – sowie der sozialistische Regierungschef José Luís Rodríguez Zapatero lauschten der Predigt.

„Es ist nicht möglich, Spanien zu verstehen und dem Land zu dienen, ohne die christlichen Wurzeln zu berücksichtigen“, verkündete der Erzbischof von Santiago. Deshalb müsse sich die katholische Kirche „zur Rettung der Seelen“ mit moralischen Urteilen „auch in Angelegenheiten der politischen Ordnung“ einmischen.

Die Donnerworte von der galicischen Kanzel waren nur der Auftakt zu einem erbitterten Kampf um die Seelen der 43 Millionen Spanier, den die Kirche gegen die seit April amtierende linke Regierung aufgenommen hat. Denn Zapatero hatte schon im Wahlkampf „mehr Sport, weniger Religion“ versprochen. Der Jurist und Enkel eines unter Diktator Francisco Franco hingerichteten Republikaners strebt an, den Verfassungsauftrag zu erfüllen und die Trennung von Staat und Kirche zu vollziehen.

Deshalb setzte die Erziehungsministerin eine Bildungsreform der konservativen Vorgänger für zwei Jahre außer Kraft. Ab sofort ist die Teilnahme am Religionsunterricht freiwillig und unbenotet – eigentlich sollte das Fach Religion, ersatzweise „Religiöse Fakten“, bis zum Abitur obligatorisch sein und für die Versetzung zählen. Nach dem Entwurf der Sozialisten aber soll das Fach Bürgerkunde eingeführt werden, um den spanischen Schülern beizubringen, wie ihre Demokratie funktioniert. Gegen diese „Ideologie des Staates“ wettern die Kirchenoberen.

Die spanische Bischofskonferenz forderte die Katholiken auf, gegen die „Attentate auf die Religionsfreiheit“ und den „laizistischen Fundamentalismus“ auf die Straße zu gehen. Demnächst sollen sie massenhaft in die Hauptstadt strömen, wo ein Kongress katholischer Basisorganisationen stattfindet, die fünf Millionen Mitglieder haben.

Die Kirche ist entschlossen, der Regierung einen heißen Herbst zu bereiten. Denn sie will nicht einsehen, dass die Ära jahrhundertelanger Vormacht, die nochmals einen Höhepunkt im Nationalkatholizismus der Franco-Diktatur fand, nun zu Ende sein soll. Der Ministerpräsident – von einigen Erzkatholiken schon als Freimaurer verdächtigt, obwohl er einst eine Jesuitenschule im heimatlichen León besuchte – hat sich unverzüglich an die Reform der Gesellschaft gemacht.

Anfang Oktober nahm der Kongress sein erstes Gesetz, das Gewalt gegen Frauen unter Strafe stellt, einstimmig an. Hardliner, die behauptet hatten, der Schutz für Misshandelte fördere Frauenhändlerringe oder Scheinehen und die sexuelle Befreiung der Frauen provoziere die Männer, blieben ungehört.

Dann legte die Regierung einen Gesetzentwurf vor, der Homosexuellen gestattet, zu heiraten und Kinder zu adoptieren. Im Land, das bis nach Francos Tod 1975 die Zurschaustellung gleichgeschlechtlicher Neigungen noch mit Gefängnis bestrafte, soll „die jahrhundertelange Diskriminierung“ enden, verkündete Zapatero. 66 Prozent der Spanier akzeptieren die Homo-Ehe, nur etwas mehr als ein Viertel der Befragten lehnt das Recht auf Adoption ab.

Premier Zapatero, Königspaar Juan Carlos und

Die Kirchenoberen sehen in der Gleichstellung homosexueller Lebensgemeinschaften mit der Ehe höchste Gefahr für die Gesellschaft. Die Institution der Beziehung von Frau und Mann sei wichtiger als der Staat selbst, so der Sprecher der Bischofskonferenz, Juan Antonio Camino.

FRÜHBÖRSE

EINSCHALTEN – INFORMIERT SEIN

Frühbörse
Montag – Freitag 07:00 Uhr

Die Morgensendung „Frühbörse" bereitet die Zuschauer optimal auf den Handelstag vor. Hier erfahren sie, was die deutschen Märkte bewegen wird und was die Finanzprofis zu den Themen des Tages sagen.

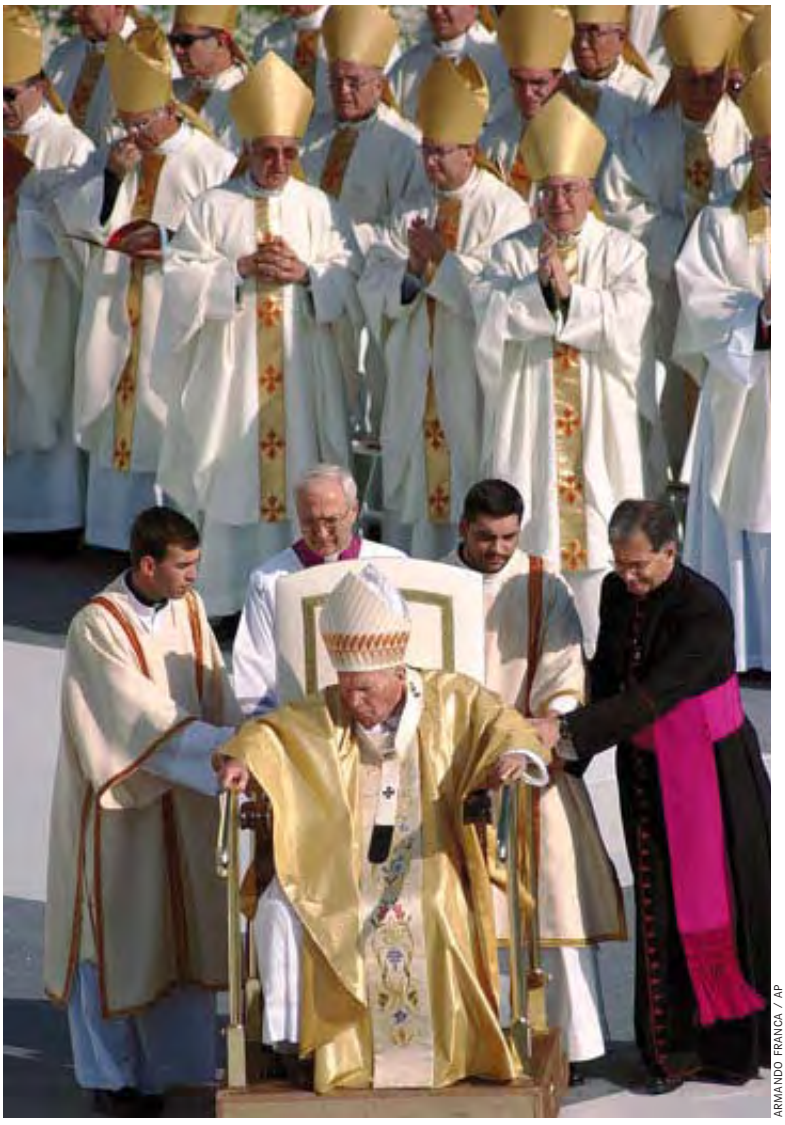
Frühbörse – Ein Muss für jeden, der in der Wirtschaft die Nase vorn haben will!

WATCH. WHEREVER YOU ARE.

Empfangbar über Kabel und Satellit
www.bloomberg.com

Bloomberg TELEVISION

MIGUEL RIOPA / AFP



ARMANDO FRANCA / AP

Sofia, Papst Johannes Paul II.*: *Der Staat finanziert die Katholiken mit 3,6 Milliarden Euro*

„Falschgeld“ und „Virus“ nennt er die Homo-Ehe. Der Papst half aus dem Vatikan mit einem dringenden Aufruf zur Fruchtbarkeit. Dabei wirkt die Aufregung merkwürdig, da die katholische Kirche zivil geschlossene Heiraten ohnehin nicht anerkennt.

Der Regierungschef mahnte denn auch seine schwarzberockten Gegenspieler zur Mäßigung. Er respektiere die Kirche, aber für seine Reformen, etwa die anstehende Erleichterung der Scheidung und der Abtreibung, habe die Mehrzahl der Spanier bei den Parlamentswahlen gestimmt. Jüngste Umfragen bestätigen breite Unterstützung für alle Modernisierungsprojekte.

Denn die Spanier haben sich im vergangenen Vierteljahrhundert so grundsätzlich gewandelt wie kaum eine andere Gesellschaft, stellten Forscher bei einer Vergleichsstudie in 81 Ländern fest. Das blieb auch für ihren Glauben nicht folgenlos. Zwar bezeichnen sich noch über 80 Prozent als Katholiken, aber zwei Drittel praktizieren ihre Religion nicht, und nur noch 5 Prozent der Jugendlichen sind bereit, der kirchlichen Sexualmoral zu folgen. Liberale Theologen beklagen daher, die Träger der kirchlichen Macht hätten sich als unfähig zur Anpassung an die modernen Zeiten erwiesen.

So muss die Kirche, über die Jahrhunderte an pompöse Zurschaustellung ihres Reichtums gewöhnt, künftig auch um ihre Pfründen fürchten. Nur noch knapp ein Drittel der Katholiken ist bereit, ein halbes Prozent der Einkommensteuer dem katholischen Säckel statt konfessionslosen sozialen Organisationen zu widmen. Gerade 78 Millionen Euro kommen so zusammen.

Aber noch zahlt der Staat, wie 1979 in einem Vertrag mit dem Vatikan verabredet, kräftig dazu: Nicht weniger als 3,6 Milliarden Euro jährlich fließen in die katholischen Kassen, darunter die Gehälter für die Kirchenhierarchie und 30 000 Priester, dazu Hunderte Militär-, Gefängnis- und Krankenhauspfarrer, 20 000 Religionslehrer, 64 000 Nonnen und Mönche sowie 13 000 Missionare.

Doch erstmals sieht der Haushalt für 2005 auch drei Millionen Euro für die 1,2 Millionen Protestanten, eine Million Muslime und 40 000 Juden vor. Für die Zukunft planen die Sozialisten womöglich das Ende des katholischen Finanzparadieses.

Schon 1987 hatten die Bischöfe dem damaligen sozialistischen Regierungschef Felipe González hoch und heilig versprochen, sie würden sich binnen dreier Jahre mit Hilfe der Kirchensteuer selbst finanzieren. Das will sein Nachfolger Zapatero jetzt durchpauken.

HELENE ZUBER

* Auf der Plaza Colón in Madrid am 4. Mai 2003.

ALEXANDER ZEMLIANICHENKO / AP

Präsident Putin: *„Die autoritäre Herrschaftsform entledigt sich der letzten demokratischen Hürden“*

RUSSLAND

„Klima der Angst“

Mehr Macht in weniger Händen – Putins Reformpaket soll die Rolle des Zentrums weiter stärken. Die Opposition spricht von Stalinismus und Verfassungsbruch.

Die Goldkette mit den zaristischen Doppeladlern und den Sankt-Georgs-Kreuzen in Medaillonform ist das Signum höchster Macht in Russland.

Als Walerij Sorkin sie am 7. Mai 2004 im Kreml dem wiedergewählten Präsidenten aushändigt, antwortet Wladimir Putin mit einem 33 Worte umfassenden Eid. Er gelobt, „die Verfassung der Russischen Föderation zu achten und zu schützen“.

Fünf Monate später nun soll derselbe Walerij Sorkin, Oberster Verfassungsrichter Russlands, darüber befinden, ob der Präsident noch zu seinem Wort steht. Auf Sorkins Schreibtisch liegt ein Brief, in dem 19 Politiker unter Federführung des liberalen Duma-Abgeordneten Wladimir Ryschkow Alarm schlagen.

Sie werfen Putin vor, dass das von ihm im September eingebrachte Gesetzespaket zur Reform des politischen Systems „eindeutig die Verfassung“ breche und mit den Prinzipien „eines demokratischen, föderalen Landes, das auf dem Boden der Gesetze regiert wird“, unvereinbar sei. Sorkin möge tätig werden.

Der weithin respektierte, ranghöchste Jurist des Landes hat schon einmal, am 21. September 1993, einem Präsidenten Verfassungsbruch attestiert – als Boris Jelzin per Erlass den ihm nicht genehmen, von Nationalkommunisten dominierten Obersten Sowjet auflösen ließ. Sein Einspruch kostete Sorkin damals den Posten.

Jelzin setzte danach Panzer ein, um sein Ziel zu erreichen, und nahm dabei den Tod von mindestens 125 Menschen in Kauf – ein Vorgang, der von vielen bis heute als eigentlicher Sündenfall der jungen russischen Demokratie gewertet wird. Dass der Westen den Verfassungsbrecher Jelzin in der Folge noch mehr als sechs Jahre lang als Garanten für Demokratie und Marktwirtschaft hofierte, entsetzte die liberalen Geister im Land.

Walerij Sorkin ist inzwischen wieder Oberster Verfassungsrichter, nur die Wellen in Russland schlagen heute nicht mehr so hoch. 75 Prozent der Befragten wissen neuesten Umfragen zufolge über Putins aktuellen Vorstoß zur Zentralisierung der Macht nichts oder nur wenig.

ANATOLY ZHDANOV / DPA

Retter mit verletztem Kind in Beslan
Als Alibi missbraucht

Dabei sind die nun unter dem Rubrum des Anti-Terror-Kampfes und unter dem Schock der Tragödie von Beslan verkündeten, in Wahrheit aber von langer Hand vorbereiteten Veränderungen einschneidend. Schon am Freitag kommender Woche wird die Staatsduma erstmals erörtern, ob Gouverneure und Präsidenten der 89 russischen Verwaltungsgebiete künftig nicht mehr vom Volk gewählt, sondern vom Präsidenten ernannt werden sollen – ein Vorgehen, das Putin selbst noch am 19. Dezember 2002 als verfassungsfeindlich abgelehnt hatte.

Auch sollen Abgeordnete nicht mehr mit Direktmandaten in die Duma einziehen können, angestrebt wird ein reines Verhältniswahlrecht – bemerkenswert in einem Land, in dem es kaum gewachsene Parteien gibt. „Die autoritäre Herrschaftsform entledigt sich der letzten demokratischen Hürden“, resümiert ein Abgeordneter von der Duma-Fraktion „Rodina“.

Die Elitenforscherin Olga Kryschtanowskaja, der im Putin-Lager das Rollenfach der Kassandra zugeschrieben wird, skizziert bereits die angestrebte Umwandlung der Russischen Föderation in eine parlamentarische Republik mit Zentralstaatscharakter und schwachem Präsidenten. Der im Gegenzug gestärkte Premier könnte dann ab 2008, nach zwei Amtszeiten als Staatsoberhaupt, Putin heißen.

Denkbar ist auch eine Verfassungsänderung, die Putin eine dritte Amtszeit im Präsidentenamt ermöglicht – wie sie Weißrusslands Präsident Alexander Lukaschenko am Sonntag per Referendum anstrebte und der ukrainische Gesinnungsgenosse Leonid Kutschma Gerüchten zufolge durch spätere Annullierung der am 31. Oktober anstehenden Wahl zu erzwingen gedenkt.

Spätestens im November 2006 müsste das nötige Procedere in Russland in Gang

List Taschenbücher

IM KINO

Die farbenprächtige Verfilmung des Bestsellers von Tracy Chevalier

€ [D] 8,– · ISBN 3-548-60434-X

Das große Kino-Ereignis »Der Untergang« über die letzten Tage des Dritten Reiches

€ [D] 8,– · ISBN 3-548-60480-3

www.list-taschenbuch.de

SERGEI CHIRIKOV / AFP

Provinz-Gouverneure im Kreml: *Rückkehr zu sowjetischen Verhältnissen*

kommen. Die Zweidrittelmehrheit in der Duma für eine Verlängerung der Amtszeit garantiert schon jetzt die vom Kreml erfundene Partei Einiges Russland. Auch die erforderliche Dreiviertelmehrheit im Föderationsrat ist so gut wie sicher – das zur Jelzin-Zeit noch rebellische Oberhaus wird inzwischen vom Kreml mit Liebedienern beschickt.

Bliebe die Aufgabe, zwei Drittel der Provinzen zur Zustimmung zu bewegen – das gelingt leichter mit Gouverneuren, die vom Kreml ernannt und von Regionalparlamenten nur noch bestätigt werden. Bisher seien nur 17 von 89 Föderationssubjekten Russlands unter der Kontrolle der Kreml-Partei, klagte vor kurzem Putins Verwaltungsvize Wladislaw Surkow. Der Duma-Vorsitzende und oberste Kreml-Vasall Boris Gryslow allerdings meldet, Offizielle aus allen Regionen stünden inzwischen Schlange, um Parteimitglied zu werden.

Den Unvereinbarkeitsbeschluss zwischen Regierungs- und Parteiämtern kassierte die Duma mit den Stimmen der Kreml-Partei vergangene Woche in drei Lesungen an einem einzigen Tag. Mehr Zeit, so Gryslow, sei nicht nötig gewesen: Vorschläge der Opposition seien ohnehin chancenlos.

Das böse Wort von der Rückkehr zu sowjetischen Verhältnissen in Regierung, Parlament und Medien ist unter den Oppositionellen Gemeingut. Garri Kasparow, Ex-Schach-Weltmeister und Vorsitzender des „Komitees 2008“, das sich als liberale Speerspitze für die Zeit nach Putin positioniert, spricht von stalinistischen Tendenzen. Und davon, dass sich der Westen, der ein Land mit „Marionettenparlament und ohne unabhängige Medien“ durch Investitionen adele, mitschuldig mache.

Die Bürger zeigen sich von all dem wenig erschüttert, denn, wie der Russland-Kenner Astolphe de Custine schon im 19. Jahrhundert befand: „Der als Arzt verkleidete Tyrann hat ihnen eingeredet, die Gesundheit sei nicht der natürliche Zustand des zivilisierten Menschen“, und: „Je größer die Gefahr, desto gewaltsamer müsse das Heilmittel sein.“

Längst steuert der Kreml beide Kammern der Volksvertretung, die elektronischen Medien und durch seine sieben Bevollmächtigten zum Teil auch die Regionen. Widerspenstige Gouverneure allerdings, die sich örtlichen Loyalitäten – das heißt zumeist: Oligarchen – mehr verpflichtet fühlen als dem Kreml, gibt es noch. Ihnen gilt nun der Kampf.

Auch die Justiz, schon jetzt auf Kreml-Kurs durch die vom Präsidenten ernannten Obersten Richter, soll noch enger an die Leine. Ende September hat der Föderationsrat den Entwurf eines Gesetzes eingebracht, das den Präsidenten ermächtigen soll, Richter künftig nach Belieben einzusetzen und auszutauschen.

Das für Ernennungen, auch für höchstrichterliche, zuständige Kollegium wird nach den vorliegenden Plänen schon bald je zur Hälfte vom Präsidenten und vom ihm ergebenen Oberhaus beschickt. Es wäre dies der letzte Nagel zum Sarg der russischen Justiz, sagen die wegen Unbotmäßigkeit bereits ausgesonderten, renommierten Moskauer Stadtrichter Olga Kudeschkina und Sergej Paschin.

Selektive Rechtsprechung wie im Fall Jukos könnte dann zum Regelfall werden. Der Vorzeigekonzern im zweitwichtigsten Öl-Förderland der Welt, von der Justiz seit fast anderthalb Jahren mit beispielloser Hartnäckigkeit und Einseitigkeit wegen Steuervergehen verfolgt, steht inzwischen dicht vor dem Ruin – mindestens acht Milliarden Dollar Nachforderungen sind fällig.

Die Aktien-Indizes rasen im Gefolge der Jukos-Affäre in den Keller, Wirtschaftsminister German Gref prophezeit zwölf Milliarden Dollar Kapitalflucht für das Jahr 2004. Selbst Putins Berater Andrej Illarionow, kaum zu glauben, rüffelt das neue „Klima der Angst“ und verkündet außerdem, dass trotz aller Anstrengungen der Kampf gegen Russlands Hauptübel gescheitert sei: „Die Korruption ist verwurzelter geworden und in neue Sphären vorgedrungen.“

Deren Bekämpfung aber war ein tragender Pfeiler in Putins Politikgebäude. Ausgerechnet durch die Verteilung von noch mehr Macht auf noch weniger Köpfe sollen nun Gesetzestreue und Verantwortungsgefühl befördert werden.

Selbst Kritiker warnen davor, dass Putin, Sklave einer Entourage aus machthungrigen Veteranen der bewaffneten Organe, bald gestützt werden müsse, um nicht unter der Last der Befugnisse zusammenzubrechen, die er an sich gerissen hat.

Der straffe Staat, der nun entsteht, ist Sprengstoff für die Erben. WALTER MAYR

Schlafmohnanbau in Badakhshan: *„Starke Hände aus Kabul steuern die Drogenkuriere“*

AFGHANISTAN

Zahnlos in Faizabad

Zwischen bitterer Armut im Land und der Macht der reichen Drogenbarone lavieren die deutschen Soldaten der Isaf-Truppe in der Bergprovinz Badakhshan. Die Drahtzieher im Hintergrund lauern auf einen Fehler der ausländischen Militärs.

Das Blut auf Mohammed Husseins Gesicht ist zu dunklen Klümpchen geronnen. Sein Kopfverband hat sich rot gefärbt. Über der Stirn klafft ein fünf Zentimeter breites Loch.

Hussein liegt reglos auf der Trage, nur manchmal öffnet er kurz die Augen. Sein traditioneller Anzug, die grünen Perahan wa Tonban, ist beschmutzt von der Erde des Feldes und dem brutalen Kampf mit seinem Nachbarn Mohammed Aziz.

Es riecht nach medizinischem Alkohol und altem Schweiß in der Notaufnahme des Zentralkrankenhauses der Provinz Badakhshan, eines afghanischen Landstrichs, der im Norden an Tadschikistan und an seinem östlichen Rand an China grenzt.

Hussein, 20, ist Landarbeiter. Wie alle hier baut er Schlafmohn an, wie auch Mohammed Aziz, der ihm seine Schaufel in den Kopf gerammt hat. Das war heute Morgen um sieben Uhr.

Die Bergprovinz Badakhshan ist eine der ärmsten Regionen der Welt. Es gibt keine Elektrizität, keine Kanalisation, keine Straßen, und die Menschen hier töten aus zwei Gründen: Sie verteidigen Macht und Ehre oder ihr blankes Leben.

Hussein kämpfte an diesem Morgen um das Wenige, das ihm und seiner zwölfköpfigen Familie das Auskommen sichert. Er war an der Reihe, das Wasser der einzigen Quelle im Dorf Halkajar, 50 Kilometer westlich der Provinzhauptstadt Faizabad, abzuschöpfen, um das ausgetrocknete Feld seiner Sippe zu wässern, sagt er. Es sind vier Jerib, knapp ein Hektar, auf dem er im Sommer den Mohn und im Herbst Mais und Melonen erntet. Doch auch Aziz, der Nachbar, benötigt das wertvolle Wasser für seinen Acker. Für beide ist es nicht genug.

Ein 100 000-Dollar-Jeep, Marke Toyota, mit verdunkelten Scheiben schiebt sich hupend durch Shahr-e-Kona, die staubige Basarstraße von Faizabad. Zwei Landrover mit schwarzen Fenstern folgen. Es sind die Wagen der Heroin-Mafia von Badakhshan. Polizisten mit Kalaschnikows am Straßenrand lassen die Kolonne passieren. „Starke Hände aus Kabul steuern diese Wagen, und niemand hält sie auf“, flüstert der Geldwechsler Haroun Gholam, 24. Gholam tauscht in seinem kleinen Bretterverschlag auf dem Basar täglich um die 4000 US-Dollar in Afghani, Drogen-Dollar.

Ein paar hundert Meter weiter, auf der anderen Seite des Kowkcheh-Flusses, haben die deutschen Soldaten ihr Lager aufgeschlagen, mitten im eng bebauten Neustadt-Viertel der 100 000-Einwohner-Stadt Faizabad. 111 Militärs sollen hier im Norden für die Zentralregierung von Staatspräsident Hamid Karzai Flagge zeigen.

Kürzlich war der deutsche Verteidigungsminister Peter Struck hier mit großer Medien-Entourage. Er betonte, wie wichtig es sei, dass deutsche Isaf-Friedenssoldaten „Stabilität“ und „Sicherheit“ in die Provinz bringen. Ganz verstanden haben es die Bundeswehr-Männer trotzdem nicht, was sie hier als Soldaten eigentlich sollen: Entwicklungshilfe in Uniform? Patrouillen fahren, ohne ein Mandat in Konflikte auch einzugreifen? Was sie leisten, könnte gut auch das Technische Hilfswerk erledigen.

Anders als in Kabul nach dem Krieg gibt es hier in Faizabad kein Sicherheitsvakuum. Die afghanischen Milizen werden von einem machtbewussten General kommandiert. Und der Polizeichef, der vor 30 Jahren in Kabul von deutschen Polizisten trainiert wurde, beklagt zwar den miserablen Ausbildungsstand seiner Offiziere, glaubt aber eher, die deutschen Soldaten

R. MARO / VERSION: ROBERT KNOTH / LAIF (O.)

Verletzter Landarbeiter Hussein: *Rache gegen Nachbarn*

vor feindlichen Angriffen schützen zu müssen als umgekehrt.

Warum also Soldaten schicken, die am Ende gerade deshalb zum Ziel werden könnten, weil sie Soldaten sind? Erst kürzlich traf eine Rakete das Stabsgebäude des deutschen Wiederaufbauteams im 125 Kilometer entfernten Kunduz. Ein junger Oberfeldwebel wurde lebensgefährlich verletzt, vier weitere Soldaten leicht.

General Mohammed Nazir, 46, sitzt unter Platanen auf seinem Kasernengelände. Mit seinem Fünftagebart und dem feinen Lächeln sieht er aus wie der Vorstadt-Stenz einer deutschen TV-Serie. Es heißt, er habe vier Frauen und drei Konkubinen.

Nazir ist der Herrscher von Faizabad. Er kontrolliert den alten Basar, eine der Hauptlebensadern der Provinz, vor allem aber große Teile des Drogenmarkts. Die Opiumbauern bezahlen an ihn Steuern, die Schmuggler Wegezoll. Dafür finanziert der Militärchef das Gehalt seiner mehreren hundert Soldaten, die vom Staat 20 Dollar im Monat erhalten, aus seiner Privatschatulle. Das Netzwerk des Tadschiken reicht hinauf bis zum mächtigen Verteidigungsminister Mohammed Fahim in Kabul.

Die Deutschen seien hier willkommen, sagt Nazir, sie wollten schließlich helfen. Nur „Fehler“ dürften sie keine machen.

Aber was ist ein Fehler in Faizabad?

Die für die Drogenbekämpfung zuständigen Briten planen, kommendes Jahr die Mohnfelder der Opiumbauern in Badakhshan massenhaft niederzubrennen. Der Anbau von Schlafmohn ist meist die einzige Lebensgrundlage der Menschen hier. Um nicht selbst in die Schusslinie zu geraten, wird das britische Verteidigungsministerium für die Vernichtung der Felder voraussichtlich Söldnerfirmen beauftragen wie den privaten US-Sicherheitsdienst DynCorp. Und wie werden die Bauern reagieren? Wird sich ihre Wut über den Verlust der Ernte nicht auch gegen die uniformierten Deutschen richten, die ihre Schulen aufbauen und Wasserleitungen reparieren? Nazir zeigt ein Lächeln, das man als schadenfroh bezeichnen kann: „Sie werden wohl nicht groß unterscheiden zwischen den Armeen, Fremder ist Fremder.“

Die britische Krankenschwester Joyce Sawdon arbeitet für die christliche Hilfsorganisation „Shelter for life“. Sie weiß genau, was geschieht, wenn jemand einen „Fehler“ macht.

Sawdon war gerade von einem Krankenbesuch gekommen, als sie auf der Straße in einen Mob von über tausend aufgebrachten Bürgern geriet. Die Afghanen protestierten gegen die Agha-Khan-Stiftung, eine internationale Hilfsorganisation des gleichnamigen Mäzens und geistigen Oberhaupts der Ismailiten, die einen aufgeklärten Islam vertreten und den konservativen Mullahs schon deshalb ein Dorn im Auge sind. Das Gerücht, vier afghanische Mitarbeiterinnen der Agha-Khan-Stif-

Einladung ins Ruhrgebiet

Als ein Signal für den Aufbruch des Ruhrgebiets weist das Harenberg City-Center in die Zukunft. Mit 70 Metern ist es nicht nur das höchste Haus in Dortmund, sondern auch erste Adresse für zukunftsorientierte Unternehmen, die im HCC – direkt neben dem Hauptbahnhof – ihren Sitz haben.

Die Beletage über den Dächern der Stadt ist ein weithin bekannter Treffpunkt. Hier finden Kongresse, Tagungen und Seminare, aber auch Präsentationen und festliche Ereignisse statt.

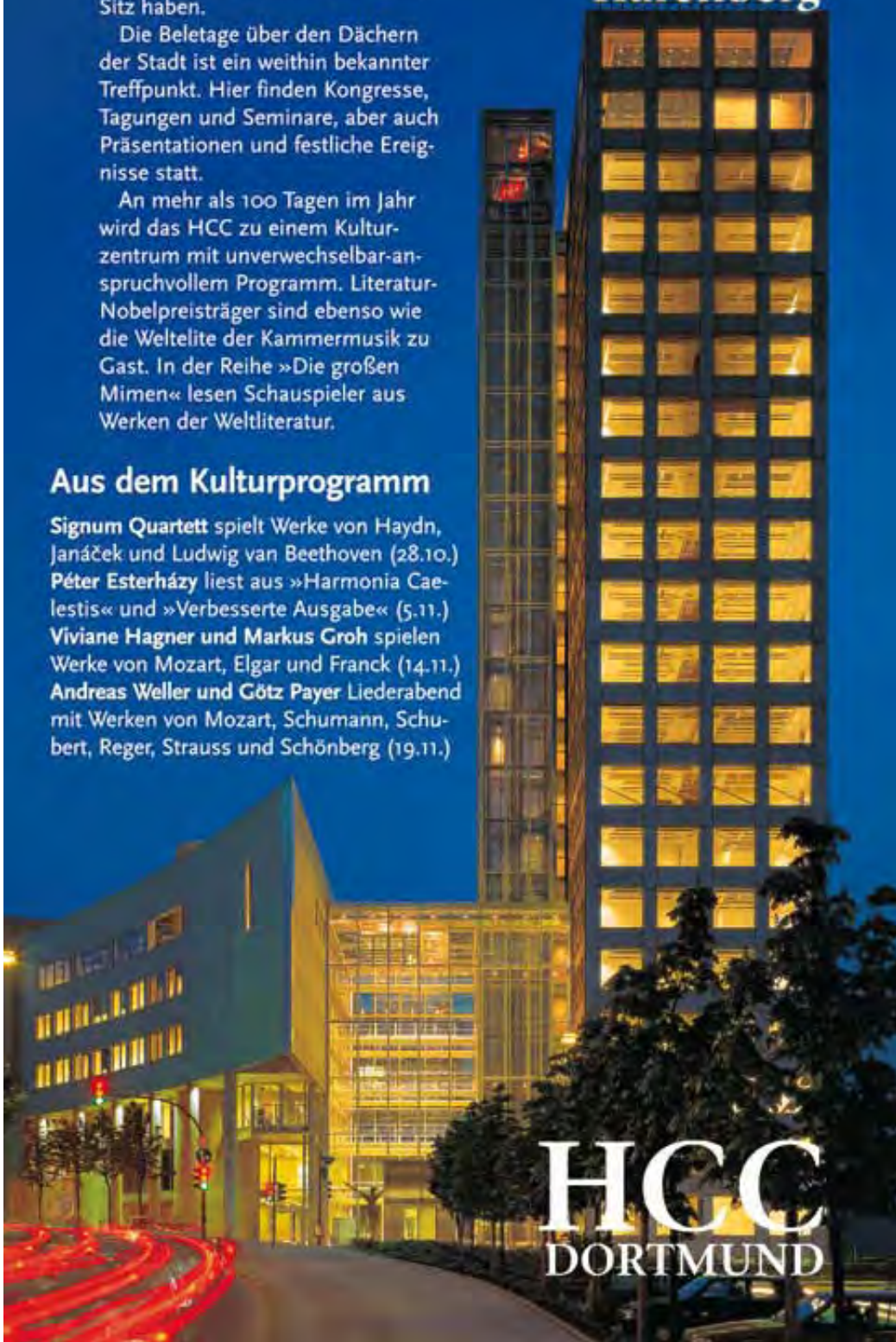
An mehr als 100 Tagen im Jahr wird das HCC zu einem Kulturzentrum mit unverwechselbar-anspruchvollem Programm. Literatur-Nobelpreisträger sind ebenso wie die Weltelite der Kammermusik zu Gast. In der Reihe »Die großen Mimen« lesen Schauspieler aus Werken der Weltliteratur.

Aus dem Kulturprogramm

Signum Quartett spielt Werke von Haydn, Janáček und Ludwig van Beethoven (28.10.)
Péter Esterházy liest aus »Harmonia Caelestis« und »Verbesserte Ausgabe« (5.11.)
Viviane Hagner und Markus Groh spielen Werke von Mozart, Elgar und Franck (14.11.)
Andreas Weller und Götz Payer Liederabend mit Werken von Mozart, Schumann, Schubert, Reger, Strauss und Schönberg (19.11.)

Wir senden Ihnen gern mehr Informationen. Rufen Sie uns an (0231/9056-104), senden Sie uns ein Fax (0231/9056-112) oder besuchen Sie uns im Internet.
www.hcc-dortmund.de

Harenberg



R. MARO / VERSION

Bundeswehrpatrouille in Faizabad: *Entwicklungshilfe in Uniform als Experiment*

tung seien nach Dienstschluss von einem Kollegen durch vergiftete Trauben betäubt und mindestens eine von ihnen vergewaltigt worden, hatte die Massen auf die Straße getrieben. Die Afghanen schlugen wahllos auf Ausländer und deren Mitarbeiter ein. „Sie warfen Steine auf uns, zertrümmerten unsere Autoscheiben, wir entkamen mit knapper Not“, sagt Sawdon.

Die Familie des Vorbeters Mohammed Kharib, 70, stellt seit Generationen den Mullah der Ghiassi-Moschee. Die Steinigung hält Kharib für die einzige angemessene Strafe für Ehebrecher. Und gern berichtet er, dass sie unweit des deutschen Lagers, zuletzt vor zwei Jahren, einen Mann wegen Mordes aufgehängt haben.

Es war unter anderen Kharib, der die Gläubigen beim Freitagsgebet aufstachelte, den „Ehrverlust“ der Schwestern in der ausländischen Hilfsorganisation zu sühnen: „Die Leute mussten handeln“, sagt er. Auch die Ankunft der deutschen Soldaten betrachtet der Mullah mit Argusaugen und warnt sie, „unsere Kultur und Religion zu respektieren“. Das heißt hier zu Lande, sich von den Frauen fern zu halten und sich nicht einzumischen in die Strukturen der Macht, wozu auch der Prediger zählt.

R. MARO / VERSION

General Nazir
Wegezoll von Schmugglern

Im deutschen Camp fühlt sich der Ex-Starfighter-Pilot Herr Stadelmann, 61, ganz besonders wichtig. Der braun gebrannte Bayer wurde vor kurzem pensioniert und sucht in Auslandseinsätzen eine neue Herausforderung. Heute rollt der ergraute Reserveoffizier mit zwei Patrouillen-Jeeps und einem Sanitätsfahrzeug südöstlich Richtung Baharak. Er will Schuldirektoren nach ihren Nöten fragen.

Auf dem Weg denkt Stadelmann an früher, als ihm die amerikanischen Besatzer in den fünfziger Jahren zu Hause Schokolade und Kaugummi zusteckten und er in diesen GIs seine Zukunft sah, weil sie einen Plan hatten für Deutschland. Heute ist Stadelmann auf der anderen Seite, „kein Besatzer“, aber auch er hat einen Plan – den Wiederaufbau Afghanistans.

Der Malik wird geholt, der Bürgermeister von Payan Shar. Er sagt, es gebe Dringlicheres als Schulbücher. Das Dorf habe kein Trinkwasser und im Umkreis von fünf Tagesmärschen gebe es keinen Arzt. Stadelmann nickt, nimmt auf, will nichts versprechen und verabschiedet sich höflich.

Die Erwartungen der Menschen in Badakhshan sind hoch. Sie wollen endlich Straßen, Brunnen und Elektrizität, wie sie dies in den Teestuben sehen, wo ab und an einer der wenigen durch Generatoren betriebenen Fernseher läuft.

Doch was lässt sich in kurzer Frist erreichen in einer Provinz von der Größe Dänemarks mit karstigen Gipfeln, die höher als 6000 Meter in den Himmel ragen? Die Bundeswehr rüstet derzeit das Krankenhaus in Faizabad mit Medikamenten und medizinischem Kleingerät auf. Bislang gibt es nicht einmal einen Röntgenapparat, um den lebensgefährlichen Schädelbruch des jungen Opiumbauern Hussein zu untersuchen. Oder auch nur ein Mittel gegen den unerträglichen Schmerz in seinem Kopf.

Die Wiederaufbauteams in Afghanistan sind ein Experiment. Ressorts, die daheim eher ungern zusammenwirken, sollen unter dem Schutzschild der Soldaten die Region entwickeln: Der Außenamtsvertreter Michael Hasenau, 42, aus Berlin schmiedet von hier aus einen „Krisenplan“, der Vertreter des Entwicklungshilfeministeriums kümmert sich um die Finanzierung der Hilfsprojekte, und das Innenministerium bildet die Polizei aus. Ob dies bald sichtbare Ergebnisse hervorbringt, davon wird abhängen, wie die Menschen hier über die Fremden aus „Jermania“ denken.

General Mohammed Nazir spaziert nervös unter den Platanen auf und ab, sein Satellitentelefon stets griffbereit. Er tuschelt mit einem Kurier, der ihn eiligst sprechen musste. Geht es um einen Drogentransport, der kurzfristig durch sein Revier geschleust wird? Um eine der versteckten Heroinküchen? Gar um den verhassten Rivalen, Kommandeur Abdul Jabar Mussadeq, aus dem benachbarten Städtchen Argu, der einen der größten Drogenumschlagplätze Afghanistans beherrscht?

Der Krieg machte Nazir zu einem gefürchteten und wohlhabenden Mann, viele seiner Geschäftsfreunde wurden reich. Sie wohnen hier in Faizabad in Luxusvillen mit Klimaanlagen, Satellitenschüsseln und fließend Wasser. Doch der General weiß, dass sich die Zeiten für ihn und die Seinen bald ändern könnten: Staatspräsident Hamid Karzai hat damit begonnen, den Einfluss der Kriegsherren in den Provinzen systematisch zu zerschlagen. Den früheren Gouverneur von Badakhshan und auch den Polizeichef, zwei großkalibrige Drogenbarone, drängte er bereits aus dem Amt. Die Isaf-Soldaten, deren kleine Teams bald das ganze Land überziehen sollen, sind Vorboten des Machtanspruchs der Zentralregierung.

Jeder weiß, dass die kleinen Trupps im Fall einer Machtprobe zahnlos sind, sie könnten sich gerade mal selbst verteidigen. Doch die ständigen Patrouillen verändern das Klima in der Stadt und der näheren Umgebung. Sie wirken wie ein Versprechen, dass hier irgendwann einmal nicht mehr die Gesetze weniger Despoten herrschen könnten, sondern wirkliche Rechtsstaatlichkeit, sollte es die internationale Staatengemeinschaft ernst meinen mit ihrem langfristigen Engagement. Immerhin taugte das kleine deutsche Camp mit seinen Wohncontainern und den grauen Satellitenanlagen bereits als „Safe house“ für Verfolgte. Auch die Krankenschwester Sawdon rettete sich auf der Flucht vor dem wütenden Mob hierher.

Hussein liegt noch am Abend auf seinem schmutzigen Laken im Hospital. Er denkt an die reifen Melonen in Halkajar, die dringend geerntet werden müssten, und an Rache gegen Mohammed Aziz.

Irgendjemand kommt und reinigt die Wunde. Er legt Hussein einen frischen Verband an.

An eine bessere Zeit, an Wohlstand gar und an Gerechtigkeit, will Hussein nicht glauben. Ganze Generationen in Halkajar hofften auf die falschen Versprechungen von Besatzern, Warlords und Zentralregierungen. Doch geändert hat sich nie etwas. Was zählt ist nur das Heute und das Morgen.

SUSANNE KOELBL

CHINA (II): Er wurde jahrhundertelang verehrt, dann von Mao Zedong verfemt, jetzt als moralische Instanz wiederentdeckt: Doch eignen sich die über 2500 Jahre alten Lehren des Meisters Konfuzius wirklich, um aufsässige Jugendliche zu disziplinieren, KP-Kader von der Korruption abzubringen? Liefern sie Rezepte für Chinas Triumph bei der Globalisierung?

Das Herz des Drachen

Vielleicht ist es der schönste Friedhof der Welt, auf jeden Fall aber: eine Hymne auf das Leben. Pistazienbäume und Pyramidenpappeln rauschen im Wind, Zikaden zirpen entlang verwunschenen Zypressenhainen, Frösche quaken aus einem nahen Teich.

Überall entlang den geharkten Wegen – und vor allem jenseits davon im mannshohen, wild wuchernden Gras – wachen steinerne Tiere über verwitterte Grabstelen. Majestätische Löwen, mit gefletschten Zähnen, Feinden auflauernd; elegante Panter, auf dem Sprung gegen potenzielle Störenfriede der ewigen Ruhe; grimmige Greifvögel, zupackend wie vom Himmel herabgesandte Racheengel. Eine sieben Kilometer lange Mauer umgibt den Märchenwald-Friedhof, drei Meter hoch, fünf Meter dick. Er umfasst 200 Hektar Land, 100 000 Bäume und an die 100 000 Gräber. Damit ist die Nekropole größer als das Wohngebiet der nahen Kleinstadt, zu der sie gehört. Das gibt die Rollenverteilung korrekt wieder – die Toten zählen mindestens so viel wie die Lebenden, hier in Qufu in der chinesischen Provinz Shandong, etwa auf halbem Wege zwischen Peking und Shanghai.

Das Grab der Gräber auf diesem Gottesacker wird von überlebensgroßen steinernen Kaiserboten eingerahmt, aber es ist ein schlichter Hügel, mit einer Allerweltsstele und der in Gelb gemeißelten Aufschrift: „Hier ruht Meister Kong“; dann nur noch die Lebensdaten, nach unserer Zeitrechnung 551 bis 479 vor Christus.

Wahrscheinlich wäre selbst das dem Mann, den wir im Westen Konfuzius nennen und der hier in Qufu geboren wurde und auch starb, noch zu viel der Ehrerbietung und des Jenseits-Betonten gewesen. Der Weise hielt es mehr mit den praktischen Dingen des Alltags, den idealen Regeln für die Gemeinschaft. „Wir wissen so wenig über unser Leben auf Erden, dass es kaum Sinn macht, uns darüber den Kopf zu zerbrechen, was nach unserem Tod kommt“, sagte er laut Überlieferung seiner Jünger (er hinterließ nach Meinung vieler Experten nichts Schriftliches). „Also lasst uns überlegen, wie wir unser diesseitiges Dasein optimal gestalten.“

Die Lehren des Konfuzius haben China so stark geprägt wie die Botschaft von Jesus Christus die westliche Welt – sieht man seine gegenwärtige Renaissance, dann kommt man zu dem Ergebnis: vielleicht noch stärker. Was haben sie den Philosophen angebetet, verfemt und ausgenutzt in der chinesischen Geschichte, zum Gott gemacht oder auch zum Teufel – die KP unter Mao Zedong brandmarkte ihn nach ihrem Sieg 1949 als Reaktionär schlechthin. Derzeit aber gilt Konfuzius wieder als eine der großen historischen Figuren, die der KP als moralischer Kompass dienen, und ein bisschen ist er auch ihr Polit-Guru.

Ein Leben, das ein großes Nachbeben ausgelöst hat – voller großer Tragödien und kleiner Triumphe.

Sein Vater ist gestorben, als er drei Jahre alt war; Konfuzius soll aus einer „wilden Vereinigung“, einer illegitimen Beziehung, hervorgegangen sein. Auf Rosen gebettet war die Familie aus einem niederen Adelsgeschlecht jedenfalls nicht. Sie lebte in einer besonders düsteren, durch kriegerische Wirren geprägten Epoche. Auch im Klein-

AKG (L.); IMAGINE CHINA (R.)

Konfuzius-Holzschnitt, Konfuzius-Tempel mit KP-Funktionären in Qufu: *„Das Vertrauen der Bevölkerung ist unverzichtbar“*

Morgenappell an einer staatlichen Grundschule in Peking: *„Unterrichtet sie, macht sie wohlhabend“*

ULLSTEIN BILDERDIENST

staat Lu, in dem Qufu damals lag, tobten interne Machtkämpfe, bei Auseinandersetzungen mit anderen Staaten wateten die Herrscher geradezu in Blut. Die Bildungs- sowie Aufstiegschancen der Normalsterblichen waren wenig ausgeprägt.

Der Kampf gegen „Dongluan“, gegen das Chaos, wurde für den jungen Philosophen zur Herzensangelegenheit. Er erkannte, dass nur die Stabilisierung der politischen und sozialen Verhältnisse eine Chance bot, das Volk friedlich zu einigen. Er stellte den Menschen in den Vordergrund seiner Lehren, pries Tugenden wie Menschlichkeit und Rechtschaffenheit – den moralischen Imperativ beim Herrscher wie beim Volk. Er war ein Revolutionär, der etwas Neues schuf, aber dabei die „guten“ Traditionen, die „Riten“, bewahren wollte.

Wie soll man denn solche Menschenmengen in den Griff bekommen, wurde er nach einem Text der „Gesammelten Worte“ („Lunyu“) einmal auf einem besonders gut besuchten Markt gefragt. „Macht sie wohlhabend“, antwortete Meister Kong. „Und unterrichtet sie.“ Ein anderes Mal, gleichfalls eingekeilt in einer Masse, beantwortete er die Frage nach der Kontrolle der Untertanen durch die Regierenden: „Die ist nur möglich mit genügend Soldaten, genügend Getreide, Vertrauen des Volkes.“

Was denn am ehesten verzichtbar sei? „Zuerst das Militär.“ Und dann? „Vielleicht auch das Getreide – aber niemals das Vertrauen der Bevölkerung.“

Populär machte ihn seine Lehre nicht. Der Weise zog von Ort zu Ort, bot sich als Lehrer oder Regierungsberater an, meist ohne zu reüssieren. Nur einmal soll er es zwischenzeitlich in Lu zum Justizminister gebracht haben – ein Posten, den er wieder verlor. Anschließend wanderte er erfolglos durch die Lande. Aber Konfuzius gelang es, wohl mehr als 3000 Schüler um sich zu scharen, die seine Gedanken weitertrugen und der Legende nach drei Jahre an seinem Grab Wacht hielten.

Qufu im brütend heißen Sommer 2004. 40 Mädchen und Jungs auf dem Hof der zentralen Volksschule, bunte Kleider und Jeans, nachgemachte Ray-Ban-Sonnenbrillen, imitierte Nikes. Schnell weg mit den Pepsi-Colas, es ist Zeit für den Morgenappell. Ein Spruch des Großen Vorsitzenden Mao aus dem roten Buch? Etwas von Marx, Engels, Lenin? Nein, wie jeden Morgen werden die „Gesammelten Worte“ aufgeschlagen, Konfuzius muss geehrt werden. Heute Kapitel zwei, Abschnitt elf. Wir rezitieren: „Wer Altes bewahrt und zugleich neues Wissen zu gewinnen vermag, der kann den Menschen Lehrer und Vorbild sein.“

Drei Millionen Besucher kommen jetzt jährlich in die Stadt Qufu, fast alle sind chinesische Touristen, die dem Meister im restaurierten Konfuzius-Tempel ihre Verehrung zeigen wollen. Sie pilgern an den Ort, wo er einst seine Jünger versammelt haben soll und heute der Aprikosen-Altar steht, auch zu einem nahen Brunnen mit einer historisch höchst zweifelhaften Inschrift: „Hier labte sich Konfuzius!“ Die Andächtigen besuchen anschließend das Konfuzius-Herrenhaus mit seinen 463 Zimmern und Granatapfel-Gärten, wo die Nachfahren des Weisen („die Erste Familie unter dem Himmel“) seit jetzt fast tausend Jahren Wohnrecht genießen. Wo jahrhundertelang sogar Chinas Kaiser ihre Höflichkeitsbesuche abstatteten.

Manche Touristen schlemmen bei einem der teuer georderten Konfuzius-Bankette – 48 Gerichte, einschließlich Mandarin-Fisch. Viele machen Fotos vor der vergoldeten

MICHAEL WOLF / LAIF

Reinigung einer Mao-Statue in Chengdu: *Auf der Suche nach den „wahren Leitlinien“ der Partei*

Statue des Meisters am antiken Queli-Weg. Und fast jeder nimmt sich von einem der zahlreichen Andenkenstände einen Kong-Kalender, einen Kong-Wecker oder einen Kong-Schnaps mit, „gebrannt nach Familientradition, von den Nachkommen“.

In Peking lassen die Stadtoberen derzeit ein neues Walhalla bauen, mit Statuen der 40 größten Chinesen aller Zeiten. Qin Shihuangdi wird vertreten sein, der 221 vor Christus als erster Kaiser das große Reich vereinte, ein Massenmörder, der von der Unsterblichkeit träumte und den der zynische Revolutionär Mao Zedong – selbstverständlich „gesetzt“ für die Ruhmeshalle – bewunderte wie kaum einen anderen Politiker. Der geniale Militärstratege Sun Tzu, eine frühchinesische Mischung aus Clausewitz und Machiavelli, gehört zu den abgebildeten Großen, er hat das Standardwerk „Die Kunst des Krieges“ geschrieben. Und vor zwei Jahrzehnten noch undenkbar: Der „reaktionäre“ Konfuzius ist auch dabei.

Überall im Land werden mit höchster Genehmigung teure Privatschulen gegründet wie in Xiwengzhuang, 70 Kilometer nördlich der Hauptstadt, wo die Lehren der Klassiker im Mittelpunkt stehen, vor allem die des Meister Kong. Die KP fördert in Qufu eine Konfuzius-Akademie, die regelmäßig Tagungen zum Leben des großen Denkers abhält. Die Regierung sehe in vielen Lehren des Moralisten „die wahren Leitlinien für ihre Arbeit“, hat sie erst vor einigen Monaten über die staatliche Nachrichtenagentur Xinhua verlauten lassen.

毛泽东

(Mao Zedong)

„Die Revolution ist keine Abendgesellschaft, kein literarisches Kunstwerk, kein Gemälde und keine Stickerei; die Revolution ist ein Akt der Gewalt, bei der eine Klasse die andere stürzt“

„Das ist schön, denn Moral und Aufrichtigkeit sind durchaus auch wertvolle Güter für die Partei“, meint mit einem kaum erkennbaren Anflug von Ironie Kong Fanjin, 79, Professor der Shandong-Universität. „Ich bin ein Konfuzius-Nachfahre, ein Ur-Ur-Enkel, 77. Generation“, sagt er stolz. Kennt er denn alle aus dem Konfuzius-Clan? Da muss der Professor lachen. „Nicht einmal annähernd. Schon in Qufu behauptet ja jeder Zweite, mit dem Meister verwandt zu sein, womöglich stimmt das sogar, um wie viele Ecken auch immer. Viele Kongs sind auch mehr oder minder gezwungen in die Welt hinausgezogen.“

Kong Xianglin ist als Museumsdirektor von Qufu mit einem Mammutprojekt betraut worden, das reiche Konfuzius-Nachfahren aus Hongkong und Taiwan finanzieren und das volksrepublikanische Behörden wohlwollend begleiten. Er soll für eine Neuauflage des Stammbaums sorgen. Die letzte Zählung der Kongs aus dem Jahr 1937 registrierte in 140 Bänden 650 000 Namen, nur Männer. Jetzt sind auch Frauen gefragt, das Geschlecht, dem Konfuzius wenig zutraute. „Unser Beitrag zur Gleichberechtigung“, meint der Ahnenforscher aus Qufu – und schätzt, es könnten, durch Computerdateien gestützt, über vier Millionen Eintragungen werden. Das wären dann mehr Kongs als Iren oder Neuseeländer.

Die wahre Geschichte von Konfuzius und seinen Erben bleibt vielen verborgen, denn um den Weisen auf ein KP-Podest zu stellen, muss gelogen und zurechtgebogen werden, was das Zeug hält.

Schon die ersten Kaiser des geeinten China verfolgten die Konfuzianer entweder blutig oder bedienten sich höchst selektiv am Gedankengut des Weisen. Alles, was ihrer strikt autoritären Herrschaft nutzte, wurde in den Vordergrund gestellt – besonders, dass der Untertan dem Herrscher zu gehorchen habe, der Sohn dem Vater. Dass sich der Kaiser das Vertrauen seines Volkes verdienen musste und nie verlieren durfte, dass Waffen weniger wichtig waren als Getreide fürs Volk, das fiel bei den mit harter Hand Regierenden oft unter den Tisch. Konfuzius blieb mehr als zwei Jahrtausende lang auf seinen staatstragenden, hierarchiebetonten Konservatismus reduziert.

Mit einer Ausnahme: Die Kaiser nahmen sich sein Erziehungs- und Bildungsideal zu Herzen. Ab der ersten Beamtenprüfung zum „Xiucai“ bot sich zumindest theoretisch selbst dem Sohn eines Hand-

Der Held mit dem Hammer

Haier wird zum ersten Weltkonzern Chinas – sein Manager Zhang Ruimin liebt knallharte Methoden.

Wer in der ehemaligen deutschen Kolonie Qingdao, 500 Kilometer südöstlich von Peking, das Elektronikunternehmen Haier sucht, fährt die sechsspurige „Haier-Straße“ entlang, die zum „Haier-Industriepark“ führt. Einer Festung gleich, von vier dicken roten Säulen getragen, erhebt sich die Konzernzentrale über die Ansammlung grau gepinselter Fabrikgebäude. Schon am Eingang verkünden Spruchbänder, was Chinas Vorzeigefirma antreibt: „Respekt für die Arbeit, Mühen für die Nation“.

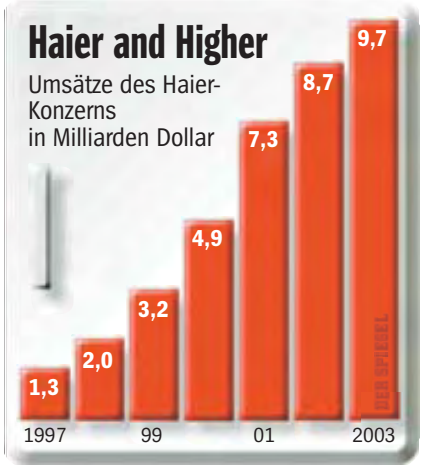
Fast eine halbe Million Besucher pilgern jährlich zum Konzern. Bevor sie durch die Ausstellung mit all den Kühlschränken, Waschmaschinen, Computern und Handys geschleust werden, müssen sie die Halle mit den Auszeichnungen bewundern. Dutzende Ehrungen hängen hier fein sauber gerahmt. Das US-Wirtschaftsmagazin „Fortune“ kürte Firmenboss Zhang Ruimin zu einem der 25 mächtigsten Manager außerhalb der USA. Die deutsche Stiftung Warentest verlieh Haiers Kühlschränken ihr Gütesiegel. Eine Widmung ragt an besonders prominenter Stelle hervor, sie stammt von Premier Wen Jiabao: „Ich bin fest davon überzeugt: Unter den kreativen Weltmarken wird Haier in der Avantgarde mitmarschieren können.“

Der Chef des Unternehmens wurde in das ZK der KP berufen. Doch gemessen am Mythos, der ihn umgibt, wirkt Zhang Ruimin, 55, bescheiden und nicht wie der gefürchtete Boss von 30 000 Mitarbeitern. Er trägt die gleiche Uniform wie sein Personal: kurzärmeliges blaues Hemd, gepunkteter Haier-Schlips, dunkle Hose. Zhang hat geschafft, was nun Unternehmer im Reich der Mitte zur Nachahmung beflügelt: Fast aus dem Nichts schuf er ein Imperium. Bei Kühlschränken und Waschmaschinen ist Haier der viertgrößte Hersteller weltweit – nach Whirlpool, Electrolux und Bosch-Siemens. Doch das reicht Zhang nicht: Er will letztlich Platz eins erklimmen und unter die 500 größten Firmen der Welt aufsteigen.

Im Jahr 1984 übernahm der ehrgeizige Angestellte der Stadtverwaltung die Leitung der fast bankrotten Fabrik. Als Erstes – so überliefert es der Firmenmythos – riss er seine Arbeiter unsanft aus dem Schlendrian. Mit einem Vorschlaghammer zertrümmerte er einen defekten Kühlschrank und befahl, mit weiteren 75 fehlerhaften Geräten ebenso zu verfahren. Damit begründete Zhang einen Führungsstil, der an Umerziehungspraktiken der Kulturrevolution erinnert: Arbeiter, die den Anforderungen nicht genügten, mussten sich auf rote Fußabdrücke stellen und öffentlich ihre Fehler beichten. Jedes Jahr erhöht Zhang angeblich die Gehälter für die erfolgreichsten zehn Prozent seiner Manager, die zehn Prozent der Unfähigsten werden gefeuert.

Den Vormarsch Richtung Weltmarke schaffte Haier mit einer Lizenz des deutschen Kühlschrankherstellers Liebherr. Die Chinesen drangen vor allem in Nischen vor, die große Konkurrenten links liegen ließen: In den USA eroberte Haier rund die Hälfte des Marktes für Mini-Kühlschränke, in Europa ein Zehntel des Marktes für Klimaanlagen. Inzwischen ist Haier im Ausland mit 13 eigenen Fabriken vertreten, seine Waren verkauft es in 183 Ländern.

„Zou Chuqu“ – zu Deutsch: „Lasst uns ausschwärmen“ – heißt die Devise der KP-Bosse. Den Chinesen blieb auch kaum anderes übrig. Seit Aufnahme in die Welthandelsorganisation 2001 müssen Industrie-Pioniere wie Haier ihre einstigen Heimvorteile – billige Lohnkosten, ein riesiger Binnenmarkt – mit technologisch meist überlegenen ausländischen Konkurrenten teilen. Die Überseemärkte werden für Chinas Firmen daher immer wichtiger, um ihre Fabriken auszulasten: Von insgesamt sechs Millionen Kühlschränken verkauft Haier die Hälfte im Ausland.



CLARO CORTES IV / REUTERS

Zhang, Firmenmaskottchen in Qingdao
„Lasst uns ausschwärmen“

Am Broadway in New York erwarb Zhang als Sitz seiner Amerika-Zentrale ein prestigeträchtiges Bankgebäude – passend zu dem Firmenslogan: „Haier and Higher“. Das Geschäftsvolumen der Firma wuchs um durchschnittlich 70 Prozent pro Jahr auf 9,7 Milliarden Dollar. „China braucht eine berühmte globale Marke“, erläutert Zhang seine patriotische Vision. Selbst in den Pharmasektor investierte der Unternehmer, bisher ohne Erfolg, wie er einräumt. Die teure Expansion, ermöglicht durch großzügig sprudelnde Kredite staatlicher Banken, würden westliche Aktionäre ihren Konzernherren kaum durchgehen lassen.

Haier gönnt sich keine Atempause – ähnlich wie der unermüdliche Zhang: Er habe noch keinen Tag Urlaub gehabt, erzählt er. „Doch das reicht nicht“, sagt der Held mit dem Hammer. „Andere müssen mitziehen. Wir müssen das Bewusstsein unserer Leute verändern.“

WIELAND WAGNER

werkers oder Bauern die Chance, durch Fleiß und Begabung zum hohen Beamten am Hof aufzusteigen. Es war auch in diesem Punkt Eigennutz, der die Herrscher antrieb: Sie bestimmten die imperialen Lehrpläne, sie kontrollierten das Gedankengut, sie verschafften sich Zugriff auf die besten Köpfe des Landes. So glaubten sie, am besten Kontinuität garantieren, ihre Herrschaft perpetuieren zu können. Und wie immer man ihre Regierungsleistung beurteilt: Sie sicherten – dank des autoritären Übervaters – die Staatseinheit, verhinderten das Chaos.

Mao Zedong übernahm nach dem Sieg der Revolution 1949 zunächst Teile der konfuzianischen Bildungstradition, obwohl er den Weisen sonst zum verabscheuungswürdigen Reaktionär herabwürdigte. Lehrer galten in den ersten Jahren der Volksrepublik trotz aller Hymnen auf das Proletariat immer noch als angesehene „Arbeiter des Geistes“. Allerdings ersetzte inhaltlich der „wissenschaftliche“ Marxismus-Leninismus den Konfuzianismus, die Hochschulen kamen an die Kandare parteitreuer KP-Mandarine.

Als sich der von seinen immer neuen, immer fürchterlicheren Fehlschlägen geschwächte Große Vorsitzende einer ernst zu nehmenden innerparteilichen Opposition gegenübersah, fachte er noch einmal das Revolutionsfieber im ganzen Land an. Mit Hilfe der von seiner Frau geführten Viererbande startete Mao 1966 die Kulturrevolution. Lehrer wurden zu Freiwild, alle Formen von Elitedenken suspekt; Chinas Vergangenheit sollte ausradiert werden, auch und gerade in Qufu. Banden junger Rotgardisten stürmten den Tempel und zerstörten Statuen. Sie schändeten das Konfuzius-Grab. Weil es zu schwierig war, den Hügel nach seinen Gebeinen umzugraben, holten sie den Leichnam eines frisch bestatteten Familienmitglieds aus dem Grab, hängten ihn an einen Baum und peitschten ihn mit ihren Gürteln aus.

„Nachts schlichen einige mutige Nachbarn aus Qufu auf den Friedhof, retteten wenigstens einige der Steintafeln meiner Ahnen“, schreibt die Nachfahrin Kong Demao in ihren Lebenserinnerungen. Sie war rechtzeitig nach Taiwan geflohen.

Nicht ganz so gut erging es Kong Deyong. Er hatte sich im Bürgerkrieg den Kommunisten angeschlossen, glaubte an die Revolution, unterrichtete nach Maos Sieg für einen Hungerlohn am Pekinger Musikkonservatorium. Doch auch einen „bekehrten“ Konfuzius-Nachfahren ließen die Rotgardisten nicht in Ruhe: Sie folterten den Mann, bespuckten ihn, verbannten ihn 13 Jahre lang zur Zwangsarbeit aufs Land. Kaum wurden die Zeiten besser, wich Deyong nach Hongkong aus.

Sie hätten nicht gedacht, dass sie noch einmal nach Qufu zurückkommen würden, die alte Dame, der alte Herr, beide aus der 77. Nachfolgegeneration. Doch 1984, fünf

Jahre nach Deng Xiaopings ersten revolutionären Schritten der Wirtschaftsliberalisierung, brach auch das Konfuzius-Tauwetter aus. Zunächst noch sehr zaghaft wurden die „richtigen“ und „falschen“ Lehren des Weisen diskutiert. Es folgten die ersten Einladungen zu Familientreffen in Qufu, die Restaurierung des Herrenhauses und des Tempels.

In diese Tage fällt nun das wohl endgültige Kong-Comeback: Ende September veranstaltete die KP in Qufu anlässlich des 2555. Konfuzius-Geburtstags erstmals eine offizielle Zeremonie. Regierungsvertreter verneigten sich vor dem Altar des Philosophen, legten Blumen nieder und priesen ihn als „zentrale kulturelle Größe Chinas“. Warum gerade jetzt? Warum die Wiederaufnahme in den Kreis der ideologischen Leitbilder?

„Konfuzius ist bei den Regierenden immer dann besonders gefragt, wenn sie Stabilität und Harmonie suchen, leider auch besonders, wenn sie von Fehlern ablenken und das Denken gleichschalten wollen“, sagt sehr nachdenklich – und bitte nicht namentlich zitieren – ein junger Herr Kong aus der 79. Generation. Der größte Fehler ist seiner Meinung nach die „Aufgabe des konfuzianischen Bildungsideals in der heutigen Volksrepublik“. 15 000 Yuan (1500 Euro) koste beispielsweise die hoch gelobte Konfuzius-Schule bei Peking jährlich: „Wer von uns normal Sterblichen kann das seinen Kindern ermöglichen?“

Ausgerechnet jene Reform- und Öffnungspolitik, die Chinas Wirtschaftsboom schafft, ist auch verantwortlich für die krasse Fehlentwicklung im Erziehungswesen, das die KP immer noch „Hauptpfeiler unserer Politik“ nennt. Seit 1997 müssen fast alle Studenten Gebühren bezahlen. „Wer kein Geld zum Unterricht mitbringt, wird gleich nach Hause geschickt“, erzählten verzweifelte Eltern der Ethik-Professorin Xiao Xuehui in Chengdu, die Monatsgebühren für bessere Schulen erreichten oft die Höhe eines Arbeitergehalts.

Zu einer fatalen „Industrialisierung der Erziehung, die zunehmend zu einem Festbankett der Reichen wird“, führt dieser materialistische Ansatz nach Meinung der Professorin. Wohlhabende Eltern kaufen ihre Kleinen in Eliteschulen ein, korrigieren oftmals auch Prüfungsergebnisse mit „Spenden“ an die Schulleitung. Nur mit den besten Noten von einer sehr guten Schule aber kommt man an die Prestige-Universitäten von Peking oder Shanghai. Die Volksrepublik setzt bei der zukünftigen Entwicklung auf Eliten – noch krasser als etwa die USA. Eliten sollen auch die neuen einheimischen Weltfirmen führen, die Peking mit allen Mitteln propagiert und fördert, Meilensteine auf dem Weg zur Wirtschafts-Nummer eins – zum Beispiel Haier (siehe Seite 162).

Während also Meister Kongs Gedanken zum Recht auf Bildung still und heimlich von denen da oben verraten werden, stellt die Partei seine Aufforderungen zum moralischen und sozialen Wohlverhalten an die da unten in den Mittelpunkt. Es geht vor allem um Ideale für die Jugend. Denn da läuft gerade vieles aus dem Ruder.

R. TOMKINS / GAMMA / STUDIO X

Rotgardisten, Opfer in Peking (1967): *Verhöhnte Intellektuelle*

367 Millionen Chinesen sind unter 18 Jahre alt. Sie gelten als das Rückgrat jeder zukünftigen Entwicklung, als die Erbauer eines erfolgreichen chinesischen Sozialismus – oder dessen Totengräber. „Etwa 20 Prozent unserer Grund- und Mittelschüler leiden unter Problemen wie Aufsässigkeit oder exzessivem Trinken, Teenager-Schwangerschaften und Selbstmorde nehmen überhand – ein brennendes Problem für unsere Parteiführung“, schreibt im Juni in seltener Offenheit die „Shanghai Daily“. Als Gegenmaßnahmen propagiert die Partei in einem Papier Konfuzianisches: „moralische Integrität, Disziplin und exzellente Manieren“. Sie kämpft dabei einen Zweifrontenkrieg, gegen die Hoffnungslosigkeit der vom System Enttäuschten wie gegen die Apathie oder Politikerverachtung der aufstrebenden jungen Elite.

Als eine der Ursachen dafür haben die Parteiverantwortlichen das Internet ausgemacht, dessen „Fortschrittlichkeit“ bei der Wissensvermittlung sie andererseits nicht leugnen können. So versucht nach wie vor ein Heer von Parteizensoren, politisch und moralisch unerwünschte Seiten auszublenden. Sisyphos goes Hightech, und sein Kampf ist aussichtslos: Immer wieder umgehen die gewitzten Computer-Wunderkinder die Hindernisse und rollen die Steine aus dem Weg. Drei Viertel aller Studenten nutzen das Internet zum Lernen. 61 Prozent der im September 2003 befragten Jugendlichen in Peking gaben an, sogar schon einmal streng verbotene pornografische Websites betrachtet zu haben.

GREG BAKER / AP

Rock-Konzert in Peking: *Kampf den Hooligans*

Die geistige Umweltverschmutzung lauert nach Parteimeinung aber nicht nur im Internet: Sie turnt auch auf den Plätzen Pekings und Shanghais herum, und zwar im wahrsten Sinn des Wortes – in Gestalt der Sekte Falun Gong.

Als die Gemeinschaft 1992 von einem obskuren kleinen Regierungsangestellten namens Li Hongzhi gegründet wurde, nahm kein Offizieller sie sonderlich ernst. Sollten die Menschen doch ihrem „Erleuchteten“ bei Qigong-Ritualen und Meditationen im privaten Rahmen folgen. Das änderte sich 1999 schlagartig, als Falun Gong mitten in Peking eine Demonstration mit gut 10 000 disziplinierten Anhängern organisierte und die Anerkennung als Organisation for-

MARTIN SASSE / LAIF

Computertraining an einer privaten Eliteschule in Shanghai: *Wer kein Geld hat, wird heimgeschickt*

derte. Die KP-Oberen waren wie vor den Kopf gestoßen; sie hatten von dem hohen Organisationsgrad der Gruppe keine Ahnung gehabt, sahen sie nun als Geheimbund und als reale Bedrohung. Falun Gong wurde verboten. Seine geschätzten 10 Millionen Anhänger in China – oder sind es schon 30, gar 50 Millionen? – können sich, wenn überhaupt, nur im Untergrund treffen.

Gerade weil sich ihr Gründer „Meister Li“ auf chinesische Traditionen beruft und damit, zumindest der Form nach, an „Meister Kong“ gemahnt, gerade weil er – ähnlich wie die KP – einen absoluten Führungsanspruch predigt („Wer nicht für uns ist, wird in die Hölle verbannt“), müssen gegen ihn klassische chinesische Werte aktiviert werden: Konfuzianismus, Patriotismus, Nationalismus. Es ist etwas Besonderes, ein Chinese zu sein, heißt die täglich von oben verbreitete, von oben in alle Köpfe hineingehämmerte Botschaft; unsere chinesische Zivilisation ist 5000 Jahre alt, die mit dem höchsten Anspruch auf Nationalstolz – so etwas fällt auf durchaus fruchtbaren Boden.

Hunderte chinesische Archäologen haben sich auf die Suche nach „Orakelknochen“ begeben, um Chinas historische Sonderstellung zu beweisen. Die beschrifteten Kultobjekte erzählen von Kriegen und Naturkatastrophen, sie berichten von Zahnschmerzen der Herrscher wie von grausamen Menschen- und Tieropfern. Sie sind mal präzise, mal banal, mal poetisch: „Am Nachmittag erschien aus dem Norden ein Regenbogen und trank im Gelben Fluss“, heißt es auf einem der Knochen.

Bisher geht Chinas Geschichte nach Erkenntnissen von Experten auf die Shang am Uferlauf des Gelben Flusses zurück, etwa 1600 Jahre vor Christus. Alles andere ist Spekulation. Womöglich gab es im Neolithikum tatsächlich ein geheimnisvolles Ur-Volk der Xia in der heutigen Provinz Henan. Vielleicht liegen der Ursprung Chinas und das wahre Herz des Drachen aber auch am Yangtze. Es finden sich sogar Beispiele dafür, dass die Regionen damals untereinander Güter austauschten: Es würde den KP-Bossen in ihrer Rekordsucht – und bei ihrem Glauben an die ewig währende Überlegenheit des chinesischen Geschäftssinns – sehr gut passen.

Die Politiker wollen nichts dem Zufall überlassen, alles durch Kampagnen steuern, die Fäden in ihren Hinterzimmern von Zhongnanhai in der Hand behalten, in diesem immer noch abgeschotteten und ummauerten Regierungsviertel – der heutigen Verbotenen Stadt. Genauso, wie sie nun gerade die Rehabilitierung eines Eunuchen, Kaisergünstlings und Meister-Admirals generalstabsmäßig planen. Neben Konfuzius-Revival also noch eine andere Wiederauferstehung: Die Parteikader propagieren mit Jubelfilmen, Artikeln und sogar Pressekonferenzen die Größe des Zheng He (1371 bis 1435).

Fast hundert Jahre vor Kolumbus hat der Ming-Kaiser Zhu Di seinen kastrierten Vertrauten Zheng He mit einem Verband von Schiffen auf die Weltmeere geschickt, der größer und mächtiger war als alle Flotten Europas zusammen.

Was hätte der seetüchtige Genuese, was hätte noch weit später jeder teesüchtige Kapitän Ihrer britischen Majestät gestaunt, wäre ihm Anfang des 15. Jahrhunderts die „Schatzflotte“ des chinesischen Admirals begegnet! Bis zu 135 Meter lang, neun Masten hoch war das Leitschiff mit seinen roten Seidensegeln, 317 Boote fassten bis zu 28 000 Mann Besatzung. Die Armada schaffte es bis nach Sumatra und Ceylon, an die Küsten Ostafrikas und zum Persischen Golf. Manche Wissenschaftler glauben sogar, Zheng hätte Amerika erreicht. Dem Seefahrer aus dem Reich der Mitte lag bei seinen sieben Expeditionen die Welt zu Füßen – doch er bekam kein Zeichen aus der Heimat, sie auch zu erobern und mit Militärstützpunkten abzusichern.

Der kaiserliche „Sohn des Himmels“ wollte das nicht, er begnügte sich mit Ehrerbietungen und Tributen, mit Gold und Gewürzen und mit Geschenken wie diesen erstaunlichen Giraffen aus Afrika. Er mochte Handel treiben „mit den Rändern der Welt“ und überall China wohlgesinnte Herrscher an der Macht wissen, aber er war nicht interessiert an der Weltherrschaft – vielleicht schien ihm sein Land als Maß aller Dinge, vielleicht ahnte er auch weitsichtig, dass Kolonien und eine Überdehnung der Ressourcen selbst Großmächte zu sehr strapazieren können.

Nach dem Tod des Admirals entschieden sich die kaiserlichen Nachfolger für die Selbstisolation und für die Dominanz der Landwirtschaft über den Handel. Die stolze Flotte wurde zerstört. Im Jahr 1500 bedrohte der Hof jeden mit dem Tod, der ein Schiff mit mehr als zwei Masten baute. Die Abkapselung und Arroganz gegenüber Fortschritten in der Welt „dort draußen“ führte später zum Niedergang, zur Demütigung durch die ehrgeizigen Männer aus

(Konfuzius)

„Lernen ohne zu denken ist nutzlos. Denken ohne zu lernen ist gefährlich.“

dem Westen, die nun die Meere der Welt, ihre Handelsrouten und modernen Techniken zu beherrschen lernten.

Der geniale Seefahrer Zheng He soll jetzt nach dem Willen der Partei als weltoffener Handelspartner und Friedensfürst gefeiert werden. „Die Essenz seiner Reisen nach Westen liegt nicht in der Stärke der chinesischen Marine, sondern in Chinas Beharren auf friedlicher Diplomatie, als es eine Großmacht war“, sagt Vizeverkehrsminister Xu Zuyuan im Juli bei einer Pressekonferenz in Peking. Für seine staunenden und stolzen Landsleute ist der Sohn einer muslimischen Familie zum Herrn der Ozeane aufgestiegen, ein neuer Beweis für bahnbrechenden chinesischen Einfallsreichtum. Ein Grund mehr, patriotische Feuer zu entfachen.

WU CHANGQING / IMAGINE CHINA

Zheng-He-Statue in Nanjing
Admiral der „Schatzflotte“

Für die asiatischen Anrainer und den Westen soll der Wiederentdeckte eine angebliche historische Konstante belegen – seht her, China verfolgt nur friedliche Absichten gegenüber seinen nahen und fernen Nachbarn. Auch und gerade jetzt, da es wieder eine Großmacht ist.

Beruhigung tut Not, denn die Volksrepublik rüstet unübersehbar und bedrohlich auf. Dieses Jahr steigt der Militäretat um fast zwölf Prozent – das sind die offiziellen Zahlen, wahrscheinlich ist der Zuwachs deutlich höher. Besonders die Marine wird stetig und schnell modernisiert. „Chinas langfristiges Ziel ist es, die USA als Führungsmacht im Pazifik herauszufordern“, sagt Benjamin Reilly, Dozent an der Australischen Universität in Canberra. „Es ist keinesfalls ausgemacht, dass Ozeanien ein amerikanisches Gewässer bleibt.“

Und gegen Taiwan richten sich regelrechte Kriegsvorbereitungen. Rund 600 abschussbereite Raketen sind schon gegen die Insel in Stellung gebracht, die sich als eigenständige Republik versteht, aber in den Augen der Partei eine „abtrünnige Provinz“ darstellt.

Sollte Taiwans im März wiedergewählter Präsident Chen Shui-bian tatsächlich konkrete Schritte in Richtung staatliche Unabhängigkeit einleiten, will Peking militärisch eingreifen. Das könnte mit elektronischer Kriegführung geschehen, etwa durch das Lahmlegen von Taipehs Stromversorgung. Oder durch eine Seeblockade der Insel: 85 Prozent der taiwanischen Güter verlassen die Insel per Schiff, sagt David Shambaugh, amerikanischer China-Kenner und ehemaliger Berater des Nationalen Sicherheitsrats in Washington, zum SPIEGEL. „Noch nie in den letzten 25 Jahren habe ich unter Politikern und Militärs in China so viel ernste Sorge gespürt wie in diesen Tagen. Sie bereiten sich auf den Ernstfall vor.“

Nachdem Hongkong 1997 zurück ins Mutterland geholt wurde, hatte sich bei rauschenden Feiern überall im Land eine nationale Euphorie ausgebreitet. Die große Mehrheit der Chinesen empfand die zurückgewonnene Souveränität über die Kronkolonie als gerecht und befreiend. Ein Land, zwei Systeme hieß die Formel, die Deng Xiaoping in den Verhandlungen mit Margaret Thatcher gefunden hatte – Hongkong sollte als Sonderverwaltungsregion weit gehende Autonomie erhalten.

Peking hat diese Hongkong-Vereinbarung immer als Modell für Taiwan betrachtet, mischt sich aber ständig in die Belange der britischen Ex-Kolonie ein. In Hongkong demonstrieren, zuletzt Anfang Juli, Hunderttausende für demokratische

Warum Sie jetzt Ihren Ertragswinkel steigern sollten.

Für Ihre finanzielle Zukunft zählt jeder Schritt. Sie können jetzt mit uns Ihren Ertragswinkel steigern und so gezielt für das Alter erfolgreicher zu machen. Sprechen Sie mit uns über Ihre Finanz-

weiterblättern und hoffen, dass Sie Ihren Lebensstandard sich einzureden, dass man im Alter sowieso nicht mehr

KIN CHEUNG / REUTERS

Parade der Volksbefreiungsarmee in Peking: *„Das ideologische Vakuum auffüllen“*

Reformen – Freiheiten, die sich die Menschen auf Taiwan schon genommen haben. Und Freiheiten, die zum Horror der Partei auch „Separatisten“ im buddhistischen Tibet und im muslimischen Xinjiang beanspruchen, den zwei riesigen Grenzregionen der Volksrepublik, in denen die Han-Chinesen (insgesamt im Land: 92 Prozent) keine ethnische Mehrheit stellen.

Mag die militärische „Rückeroberung“ der Insel wegen der amerikanischen Sicherheitsgarantien und des hochmodernen taiwanischen Waffenarsenals auch höchst problematisch sein, populär wäre sie wohl, zumindest unter den Festland-Chinesen. Eine „patriotische Pflicht“ nennt die Wiedervereinigung auch ein sonst weltoffener Akademiker an der Peking-Universität: „Ich würde den Krieg mit viel Geld unterstützen.“ Zahlreiche chinesische Intellektuelle sehen die Insel als einen potenziellen „riesigen Flugzeugträger“ der USA und Japans vor Chinas Küste – diesen beiden Staaten und Vietnam misstrauen sie wie so viele ihrer Landsleute besonders.

Mit Vietnam (wie mit Malaysia, Taiwan und den Philippinen) streitet sich China um die Spratly-Inseln, in deren Umgebung Erdöl vermutet wird; mit Japan gibt es einen Disput um die Diaoyu-Eilande, winzig und unbewohnt. Und die USA sind der große Konkurrent auf Augenhöhe, der dem Reich der Mitte – trotz des Siegeszugs von McDonald’s, MTV und Macintosh bis in die letzten Winkel Hunans und Henans – seltsam fremd und feindlich bleibt. Als die US-Streitkräfte vor fünf Jahren im Kosovo-Krieg, wohl versehentlich, die chinesische Botschaft von Belgrad bombardierten, ermutigten wahrscheinlich Offizielle die ersten Demonstrationen. Nach drei Tagen mussten KP-Bosse die populären Proteste niederhalten.

Viele Chinesen empfinden die Reaktion ihrer Regierung auf den „Weltpolizisten USA“ als viel zu schwach, sagt Zhang Xiaobo, einer der beiden Autoren des chauvinistischen Bestsellers „China kann Nein sagen“. Die Militärzeitschrift „Nationale Verteidigung“ klingt ähnlich. Man müsse „ideologische Gleichgültigkeit“ bekämpfen und deshalb „energisch den Geist des Nationalismus fördern“. Und so heißt es auch im Lehrbuch der Mittelschüler: „Nationaler Geist ist der Kern unserer Vita-

vorsorgen. Gemeinsam mit Ihnen entwickeln wir persönliche Lösungen, um Sie finanziell
und Vermögensplanung: Jetzt 01818 - 100 35* anrufen und einen Beratungstermin vereinbaren.

auch im Alter halten können. Wenn ja, haben Sie Glück. Wenn nicht, hilft es vielleicht,
so viel braucht.

*Die Telefongebühren betragen 9,9 Cent pro Minute (Deutsche Telekom-Tarif).

Leistung aus Leidenschaft. Deutsche Bank

lität, unserer Schöpfungskraft und des Zusammenhalts.“

Dabei setzen Pekings Regierende auf einen Trick: Nationalismus, erklären sie, sei nicht nur Liebe zum Land, sondern gleichzeitig auch zum Staat – und den repräsentiere einzig und allein die Partei. Die KP verschafft sich so die neue Legitimation, nach der sie dringend gesucht hat, seitdem sie kommunistische Ideale über Bord warf und gegen eine knallharte, nichtsoziale Marktwirtschaft eintauschte. Eine „patriotische Erziehungskampagne“ soll nach dem Willen des ZK übers Land schwappen, den Philosophen Konfuzius sowie den Admiral Zheng He vereinnahmen und auf diese Weise „das ideologische Vakuum auffüllen“ („Volkszeitung“).

Patriotische Appelle an die Übersee-Chinesen dürfen da nicht fehlen. Parteipatriarch Deng hatte schon 1986 an das Nationalgefühl der Abermillionen Blutsbrüder

Hongkong-Milliardär Li
„In seidenen Roben nach Hause“

von Vancouver bis Vanuatu appelliert, „die Liebe zu unserem Land nicht zu verlieren“ und „dabei zu helfen, es zu entwickeln“. Tatsächlich ist diese Gemeinschaft aller ethnischer Han ein fast mystischer Bund, ohne den die Volksrepublik bei weitem noch nicht ihren derzeitigen Entwicklungsstand erreicht hätte. Denn reiche Russen mögen Fußballclubs in England kaufen und ihr Geld auf Mittelmeerinseln verjubeln, reiche Inder ihre Millionen wahllos in die besten Anlagemöglichkeiten der Welt stecken – Chinesen, die es geschafft haben, investieren bevorzugt in der Heimat.

„Wir sind alle Söhne des Gelben Kaisers“, heißt weltweit der Erkennungsgruß all derer, die es aus finanzieller Not oder einfach aus Ehrgeiz in die große Welt gezogen hat.

Viele wohnen immer noch in den „Chinatowns“, deren berühmteste in San Francisco, New York und London liegen. Ein Überbau aus Industrieverbänden, Schulstiftungen, Vereinen zur Kult- und Ahnenpflege stärkt den von Peking geförderten Zusammenhalt; rund 60 Millionen Menschen umfasst dieses „Offshore-China“ mit seinem einflussreichen Netzwerk. Und jenseits des größten gemeinsamen Nenners vom rassischen Zusammenhalt wird durch

IHR RECHT IM ALLTAG
ARAG
MACHT STARK.
Folge 18
?
Beim Chef in bester Erinnerung bleiben?
Korrekturen im Arbeitszeugnis.
!
ARAG Experten weisen auf ein Urteil des Landesgerichts Hamm hin, wonach ein Arbeitgeber nicht dazu verpflichtet ist, ein Zeugnis, das er einem ausscheidenden Mitarbeiter schreibt, nach mehr als 15 Monaten auf den verspäteten Wunsch des damaligen Mitarbeiters noch einmal zu korrigieren. Er kann zu Recht davon ausgehen, dass sich derjenige, der ein Zeugnis erhält, zeitnah wegen eventueller Korrekturen meldet. Nach mehr als 15 Monaten ist einem Arbeitgeber nicht mehr zuzumuten, ein angemessenes und wahres Zeugnis über den ehemaligen Mitarbeiter abzulegen, da die Erinnerung und damit das Beurteilungsvermögen im Laufe der Zeit nachlassen. (LAG Hamm, AZ: 3 Sa 248/02)
i
Am besten beraten sind Sie mit dem Rechtsschutz der ARAG.
Infos unter: 0211 - 98 90 14 36
oder www.ARAG.de

gemeinsame Herkunft aus derselben Provinz (häufig Fujian), aus Clanzugehörigkeit und Dialekt ein enges Geflecht von persönlichen Beziehungen geknüpft.

Die Overseas Chinese haben durch ihren Geschäftssinn und unbändigen Fleiß in den asiatischen Tigerstaaten, aber häufig auch in den USA, reüssiert; „Herren des Pazifik“ nennt sie der Autor Sterling Seagrave. Anfang der neunziger Jahre hatten sie ein Vermögen von 450 Milliarden Dollar angehäuft, weit mehr, als damals ihre zurückgebliebenen Brüder erwirtschafteten. Aus diesem Kapital stammt heute die entscheidende Anschubfinanzierung für den großen Boom. Und aus den Gewinnen chinesischer Unternehmer in Hongkong und Taiwan.

Sicher spielt beim großzügigen Transfer in die alte Heimat auch Opportunismus eine Rolle: Einer wie Li Ka-shing, 76, Tycoon in Hongkong und derzeit mit einem Privatbesitz von geschätzten 12,4 Milliarden Dollar reichster aller Chinesen, hat jede Menge Geschäftsinteressen in Peking und muss sich mit den Machthabern gut stellen. Aber darüber hinaus ist ihm die Förderung der Heimat auch ein wirkliches Bedürfnis. Chinesen überall auf der Welt betrachten ihren Aufenthalt jenseits Festland-Chinas als temporär, träumen davon, „in seidenen Roben nach Hause zu gehen“, wie es im Volksmund heißt.

Milliardär Li hat nahe seinem südchinesischen Heimatort Chaozhou eine Universität, Krankenhäuser und ein Altenheim gespendet. Über der Stadt liegt auf einem Hügel mit Sicht über das Meer der Grabplatz seiner Ahnen, der selbstverständlich auch seiner sein wird. „Fallende Blätter kehren zu ihren Wurzeln zurück“, zitierte der Chinese und Weltbürger gegenüber dem SPIEGEL ein altes Sprichwort. Konfuzianisch geprägt seien die Bindung an das Heimatland, die Treue gegenüber seinem Heimatort – alles eine Erweiterung seiner Pflichten als Sohn gegenüber dem Vater.

Ist der Konfuzianismus auch das Geheimnis der chinesischen Geschäftstüchtigkeit? Hat ausgerechnet der Philosoph, der die Händler den untersten Stufen der Gesellschaft zurechnete, die Leitlinien für das Big Business gezeichnet? Diese Fragen will „Supermann Li“, wie ihn die Weltpresse getauft hat, nicht beantworten. Sie sind dem Unternehmer, der zurückgezogen und bescheiden lebt, viel zu privat.

Westliche Wissenschaftler, die Konfuzius als Quelle ökonomischer Weisheit entdeckt haben, glauben, dass der dramatische wirtschaftliche Aufstieg von Staaten wie Japan, Südkorea oder Singapur wesentlich durch die Bereitschaft zur Unterordnung und die Arbeitsethik zu erklären ist. Sie fordern ähnliche „konfuzianische Tugenden“ auch in den USA und Europa – und setzen das oft mit dem Abbau von Arbeitnehmerrechten gleich. Der Philo-

soph ist nicht nur zu einem Leitbild der Pekinger KP, sondern auch zum Guru von amerikanischen Freie-Markt-Wirtschaftsfundamentalisten geworden.

Peter Nolan, Sinologe und Management-Professor an der Cambridge University, hält das für einen großen Irrtum. Konfuzius hat seiner Meinung nach zwar das materielle Wohlergehen des Volkes propagiert und Reichtum keineswegs verteufelt, aber mehr noch die soziale Verantwortung der Mächtigen in den Vordergrund gestellt: Der Markt kann nicht alles regeln. Viel wichtiger sei dem Philosophen der Ausgleich zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten gewesen, meint der Cambridge-Professor aus den „Gesammelten Worten“ herauslesen zu können; damit sei er ein Vorläufer von Adam Smith, der genauso als kaltherziger Wirtschaftsliberaler missverstanden werde.

Konfuzius: In Wahrheit ein Guru gegen die Managergier und Politikerselbstbedienung?

Für Frauen und Männer aus dem chinesischen Mittelstand sind das alles theoretische Fragen. Sie mögen durch den Konfuzianismus ihrer Erziehung geprägt sein, den Weisen und seine Lehren als Chinesen „im Blut haben“ – viel wichtiger ist, sich im Alltag gegen die Konkurrenz durchzusetzen und die staatlichen Einschränkungen zu umgehen.

So eine wie Wang Jingyi, 41, Produzentin ganz besonderer Büstenhalter aus Tianjin, schafft das. Die kämpferische Dame mit dem wallenden Haar denkt nach ihren Erfolgen an der Heimat-Busen-Front schon weiter: Sie will „den deutschen Markt erobern“.

Wang erinnert sich an eine Jugend der Entbehrungen: Maisbrei gab es zum Frühstück, Mittag, Abendessen; etwas anderes konnten sich ihre Eltern, beide Arbeiter, nicht leisten. Sie gehört zur „verlorenen Generation“ der Jugendlichen, die im Chaos der Kulturrevolution wichtige Schuljahre verloren. Sie versuchte, sich das fürs Geschäftsleben wichtige Wissen selbst anzueignen – und griff 1993 mit ihrem Vater und Bruder gemeinsam zu, als der Staat eine seiner Fabriken mit Privatinitiativen auf Vordermann bringen wollte. Erst waren sie nur Manager im Auftrag der Partei, doch 1998 konnten sie dann „die rote Mütze abwerfen“, wie Frau Wang sagt, und den Betrieb als Eigentümer übernehmen.

Sie spezialisierten sich. Die „Tianjin-Lide-Handelsgesellschaft für medizinische Geräte“ produzierte zwar weiter Decken, Socken und Unterwäsche, aber mit einem besonderen Pfiff. In das eigens entwickelte atmungsintensive Gewebe sind kleine Magneten und knopfgroße Jadesteine eingenäht, welche die körpereigene Energie zum Pulsieren bringen sollen. Diese seltsame Kombination beruht nach Frau Wangs Aussagen „auf den Prinzipien der traditionellen chinesischen Medizin“.

Die Chinesen begeisterten sich für die Kleidung, die gegen Kreislaufstörungen, Menstruationsbeschwerden und Impotenz gleichermaßen wirken soll. Im Industriepark der Stadt nähen inzwischen 50 Mitarbeiterinnen in einer eigens gebauten Halle an der Wunder-Unterwäsche; vor der Halle parkt ein blauer Jaguar, der neue Stolz der Unternehmerin, die in China mit ihren Produkten pro Jahr über zehn Millionen Euro umsetzt. Sie ist überzeugt, dass Deutschland „für uns der richtige Standort ist“, weil die Deutschen „sehr an chinesischer Heilkunst interessiert sind“.

Noch ist der große Sprung ins Ausland nicht geschafft. Bei einer ersten Reise nach Frankfurt fand Wang Jingyi keinen Partner, der ihre Ware vertreiben könnte. Dass ihre magnetbewehrten Unterhosen und Büstenhalter in Deutschland extra getestet und zugelassen werden müssen, wie ihr ein Kollege prophezeit hat, mag sie nicht glauben. Staat und Behörden, die bleiben ihrer Meinung nach beim Business am besten außen vor. Sie will bald wieder eine Reise nach Deutschland starten, diesmal besser vorbereitet und mit einem ganzen Musterkoffer voller Bras.

Die Volksrepublik China am Scheideweg zwischen Manchester-Kapitalismus und sanftem Konfuzianismus: ein letzter Test, diesmal in Qufu, der Konfuzius-Stadt. Wie halten es die Konfuzius-Urenkel, die den Schnaps „nach Originalrezepten der Familie“ herstellen und an die Millionen Touristen vertreiben, mit den Regeln der Marktwirtschaft?

QI XIAOLONG / IMAGINE CHINA (L.); QI XIAOLONG / IMAGINE CHINA (R.)

Unternehmerin Wang in ihrem Büro in Tianjin, Kleiderfabrik: *„Die rote Mütze abwerfen, den deutschen Markt erobern“*

Wo Kong draufsteht, muss nicht unbedingt Kong drin sein, ergeben die Recherchen. Der hochprozentige „Confucius Family Spirit“ wirbt zwar mit dem Namen auch einiger persönlich genannter Nachfahren, aber die Firma befindet sich im Staatsbesitz. Die Partei kontrolliert und kassiert.

Sie tut eben alles, um den Geist in der Flasche, in ihrer Flasche, zu halten. Nicht ganz im Sinne des Weisen, der einst gesagt hat: „Reichtum und Ansehen – das wünschen sich die Menschen. Kann man jedoch nicht auf anständige Weise dazu gelangen, dann soll man sich weder um das eine noch um das andere bemühen.“

ERICH FOLLATH, ALEXANDER JUNG, ANDREAS LORENZ, STEFAN SIMONS, WIELAND WAGNER

IM NÄCHSTEN HEFT

Die Verzweifelten im Rostgürtel – Der gute Mensch von Sichuan – Go West: Chinas Traum von einem „neuen Chicago“ – „Blade Runner“ oder Die Zukunftsstadt im Perlflussdelta – Eine Vision für China und für die ganze Welt

DIGITALE KUNST

Picasso per Mausklick

Dass Computer besser Schach spielen als der Ex-Weltmeister Garri Kasparow, ist bekannt. Aber jetzt können die Rechner sogar Picasso nicht nur kopieren, sondern ganz neue Meisterwerke im Stile des spanischen Malers schaffen. Informatiker der britischen Universität Bath haben eine Software entwickelt, die aus normalen Fotos kubistische Kunstwerke macht. Peter Hall und John Collomosse haben ihren Computern dafür einen „ästhetischen Sinn“ antrainiert. Das Programm erkennt körperspezifische Merkmale wie Nase, Mund oder Augen. Es wählt einzelne Teile aus und setzt sie an einer beliebig anderen Stelle des Bildes wieder ein. So entstehen völlig verschobene Werke, die Picassos kubistischen Figuren vom Anfang des 20. Jahrhunderts erstaunlich ähnlich sehen. Das Prinzip funktioniert auch bei Videos. Allerdings verwenden die Wissenschaftler ihre Technik hier dazu, Realbilder in Zeichentrickfilme umzuwandeln. Vor allem kann mit Hilfe dieser neuen Zufallstechnik aber jeder aus seinem Gesicht ein Kunstwerk in der Manier von Picasso machen.

Computerbild

JENS ROETZSCH

Opernhaus in Ulan Bator

MUSIK

Mozart für die Mongolei

Vor zwei Jahren sind die letzten einheimischen Klavierstimmer verstorben, die Streicher legen ihren Bogen aus der Hand, wenn das Handy klingelt, es mangelt an Glühbirnen, und der Mann vom Bühnenlicht-Computer hat alle Passwörter mit in den Tod genommen. Selten ist eine „Don Giovanni“-Inszenierung nervenaufreibender gewesen als die in Ulan Bator, der mongolischen Hauptstadt – sie ist ein Geschenk der Republik Österreich an die Mongolei und soll am 21. Oktober herauskommen. Der Regisseur Paul Flieder ist inzwischen bei der 50. musikalischen Probe: „Präzision ist hier ein Fremdwort. Bei Puccini dürfen die Einsätze auch mal in die Hose gehen. Bei Mozart nicht.“ Beeindruckt hat den Wiener die Geduld der Musiker: „Keiner schaut auf die Uhr. Wenn’s sein muss, fiedeln sie eine Passage auch 50-mal.“ Wahrscheinlich kommt Österreichs Bundeskanzler Wolfgang Schüssel zur Premiere. Wenn alles gut geht.

LITERATUR

Schweigen der Männer

Jorge schwimmt aufs Meer hinaus, immer tiefer hinein in „sich selbst überschattendes Blau“. Thomas verzweifelt an seinem „sich selbst lähmenden Perfektionismus“. Christian folgt als Journalist einem „in sich selbst verbissenen Ehrgeiz“.
Drei Männer, drei Generationen – und alle drei sind gefangen in sich selbst. Jorge in seiner Härte gegen sich und andere. Sein Sohn Thomas in seinem Scheitern als Akademiker und Ehemann. Der Enkel Christian in seinem Wunsch, alles anders zu machen als sein Vater. Was sie verbindet und zugleich trennt, ist das von Generation zu Generation weitergegebene Schweigen über die stumme Brutalität des Großvaters.

In seinem Roman „Houwelandt“ erzählt John von Düffel, 37, wie sich diese Familie aus lauter Vereinzelten allmählich ihrer Geschichte stellt. Treibende Kraft ist die Großmutter Esther. Entschlossen, die Houwelandts zum 80. Geburtstag ihres Mannes noch einmal zu versammeln, zerrt sie Großvater, Sohn und Enkel aus ihrem Inseldasein – und löst damit eine Kette von Ereignissen aus, die sie schon bald nicht mehr kontrollieren kann.
Düffel gelingt es in seinem ebenso klugen wie packenden Roman, das Schweigen hörbar zu machen – mit einer präzisen, rhythmischen und anschaulichen Sprache. Es zeigt sich, dass dieses Schweigen der Houwelandts nicht etwas zudeckt, sondern Ursprung aller Misshandlungen und Missverständnisse ist.

John von Düffel: „Houwelandt“. DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln; 316 Seiten; 19,90 Euro.

AUSSTELLUNGEN

Ehren-Brite Raffael

Wer als englischer Aristokrat des frühen 19. Jahrhunderts etwas auf sich hielt, der hatte ein Werk des Renaissancemeisters Raffael an der Wand hängen. Lästig war es nur, den Andrang aller möglichen Kunstliebhaber abzuwehren. Der Marquis von Stafford zum Beispiel gewährte den Zutritt zu seiner Londoner Sammlung nur jenen, die ihm standesgemäß erschienen und garantieren konnten, mit einer Kutsche vorzufahren, sollte das Wetter „nass oder schmutzig“ sein. Wenn die Londoner National Gallery in dieser Woche eine große Schau über Raffael eröffnet, dürften die Besucherschlangen – zur Freude der Veranstalter – lang sein. Über 70 Werke des Malers werden ausgestellt, die vorwiegend aus den frühen Jahren seiner beachtlichen Karriere stammen. Eindrucksvoll ist etwa das – angebliche – Selbstporträt des Künstlers aus dem Besitz der Uffizien in Florenz; auch wenn einige Forscher es für eine Kopie halten, die Raffael-begeisterten Spezialisten in London beharren darauf, es sei ein Original aus dem Jahr 1506. Gezeigt wird natürlich auch die „Nelkenmadonna“, die schon seit langem in der National Gallery hängt, doch erst im Februar von ihr endgültig erworben wurde. Der vorherige Eigentümer, der Herzog von Northumberland, hatte das Bild wegen eines finanziellen Engpasses nach Los Angeles ans Getty-Museum verkaufen wollen – das mochte man im Königreich nicht zulassen, verbot die Ausfuhr und zahlte den Herzog aus. Der Künstler mag aus Italien stammen, als Ikone ist er auf der Insel längst als Ehren-Brite eingemeindet.

AKG

Raffael-Selbstporträt (1506)

THE NATIONAL GALLERY, LONDON

Raffael-Gemälde „Nelkenmadonna“ (um 1508)

Kino in Kürze

„7 Zwerge – Männer allein im Wald“ macht aus Grimms Märchen eine überdrehte Klamotte und setzt die erstaunliche Drift des deutschen Kinos zur Männergemeinschaft („(T)Raumschiff Surprise“, „Sommersturm“, „Männer wie wir“) fort. Unter Anleitung von Otto Waalkes und der Regie Sven Unterwaldts darf die deutsche Komiker-Prominenz von Mirco Nontschew bis Rüdiger Hoffmann ihre Nasen ins Bild halten, um Lust-, Kraft- oder Kochzwerge zu spielen. Die Spielfreude der Akteure, darunter Mavie Hörbiger als verirrtes Rotkäppchen, entschädigt in diesem albernen, aber überraschend liebevollen Film für manche eher mittelgute Witze.

UIP

Hörbiger in „7 Zwerge“

„Die Bourne Verschwörung“ schickt seinen Titelhelden, einen von Matt Damon gespielten ehemaligen CIA-Killer, ins Krisengebiet Europa, wo an jeder Ecke Tod und Verderben lauern. In Berlin und Moskau stößt der Spion, der in die Kälte kommt, auf den letzten Rost des Eisernen Vorhangs. Das raffinierte Drehbuch von Tony Gilroy, das auf einer Romanvorlage von Robert Ludlum basiert, die temporeiche Inszenierung des britischen Regisseurs Paul Greengrass und das konzentrierte Spiel des Darsteller-Ensembles von Franka Potente bis Joan Allen machen aus diesem Fortsetzungsfilm des Erfolgswerks „Die Bourne Identität“ einen originellen und spannenden Spionage-Thriller.

POP

„Mit Feuer und Drogen“

Brian Wilson, 62, ehemaliger Songschreiber der Beach Boys, über die Neuaufnahme des legendären Albums „Smile“

SPIEGEL: Mr. Wilson, Sie haben vor 38 Jahren an dem Album „Smile“ gearbeitet. Obwohl es nie auf den Markt kam, gilt es als Meisterwerk. Jetzt haben Sie es neu eingespielt. Was ging damals schief?
Wilson: Mein Plan war damals, radikal neue und gewagte Popmusik zu schaffen, wie sie noch nie zu hören war. Ich war tief beeindruckt von der Beatles-Platte „Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band“ und wollte sie unbedingt übertreffen. Das Resultat war dann allerdings so abgehoben, dass die Aufnahmen seitdem im Panzerschrank der Plattenfirma unter Verschluss liegen. Nun habe ich es einfach noch einmal versucht.
SPIEGEL: Waren Ihre alten Bandkumpane von den Beach Boys beteiligt?
Wilson: Nein, wir haben schon lange nichts mehr miteinander zu tun. Ich wollte sie auch nicht dabeihaben. Meine neue junge Band ist so viel besser.
SPIEGEL: Es kursieren viele schöne Legenden um die Aufnahme-Sessions von damals. Zum Beispiel, dass die Studiomusiker während der Arbeit Feuerwehrhelme tragen oder Gemüse kauen mussten. Was ist da dran?
Wilson: Alles ist wahr. Paul McCartney, der mich besuchen kam, hat damals auch eine Stange Sellerie verspeist. Sein Schmatzen ist auf den Originalaufnahmen zu hören. Aber die Feuerwehrhelme waren nur Spielzeugversionen. Dazu brannte während der Sessions ein großes Feuer in der Mitte des Studios.

DETLEV SCHILKE

Wilson

SPIEGEL: Wozu dieses Theater?
Wilson: Diese ungewöhnlichen Situationen sollten alle Anwesenden motivieren, etwas absolut Außergewöhnliches zu schaffen. Ich glaube, dass uns das gelungen ist.
SPIEGEL: Haben Ihnen Drogen auf die Sprünge geholfen?
Wilson: Sehr viele böse Drogen wie Marihuana, LSD und so weiter. Dieselben Lieder nun ohne Drogen ganz neu einzuspielen war ein enorm beglückendes Erlebnis. Ohne Drogen wäre diese Platte schon vor 38 Jahren erschienen.

SPEKTAKEL

Jungkrimineller Held

Mitten rein ins reale Ghetto-Leben drängt es die Theatermacher der Münchner Kammerspiele mit ihrem jüngsten Projekt „Bunnyhill“. Im neuen Kammerspiel-Theaterbau, fast unmittelbar an Münchens schicker Maximilianstraße, wird für zwei Monate ein politisch-künstlerisches „Staats“-Gebilde ausgerufen, das die Welt des Problemviertels Hasenbergl im Münchner Norden spiegeln soll. Zur Uraufführung des ersten „Bunnyhill“-Spektakels „Ein Junge, der nicht Mehmet heißt“ tritt am kommenden Freitag eine wilde Truppe aus neun echten Straßenkids und fünf Schauspielern an. Der Theaterabend, zu dem es keine Textvorlage gibt, behandelt den Fall des jungkriminellen Münchner Serientäters, der 1998 unter dem Namen Mehmet republikweit für Aufsehen sorgte – ein Gericht schob den Halbwüchsigen damals in die Türkei zu Verwandten ab, obwohl seine Eltern in München lebten. Im Theater treten gleich mehrere Mehmets auf. Die Bühnenprofis sollen mit den Jugendlichen Szenen aus deren Leben improvisieren. „Ich bin ein bayerisches Arschloch und habe ein Herz für den Ramadan“, sagt etwa einer der jungen türkischstämmigen Mitspieler. Aus der „Bunnyhill“-Welt, für deren „Mehmet“-Stück der Regisseur Peter Kastenmüller, der Bühnenbildner Michael Graessner und der Dramaturg Björn Bicker schon seit einem Jahr arbeiten, hält eine „Botschaft“ Verbindung zum wirklichen Hasenbergl.

ANDREAS POHLMANN

Probe zu „Mehmet“-Stück

SPIEGEL ONLINE

Partnersuche mal anders!

Über 700.000 seriöse Singles

Suchen auch Sie den richtigen Partner zum Lieben und Leben?

Mit dem wissenschaftlichen PARSHIP-Test finden Sie anhand Ihres Persönlichkeitsprofils den richtigen Partner unter Tausenden.

Lernen Sie PARSHIP.de jetzt unverbindlich kennen und machen Sie den kostenlosen Online-Persönlichkeitstest unter

www.spiegel.de/partnersuche

Online-Partnersuche PARSHIP.de In Kooperation mit

KINO

Das grausame Glück der Liebe

Der Regisseur François Ozon gilt seit Filmen wie „8 Frauen“ und „Swimming Pool“ zu Recht als junger Zauberkünstler des französischen Kinos. Nun zeigt er in seinem neuen Werk „5 x 2“ auf verblüffende, bewegende Weise die Szenen einer Ehe. *Von Urs Jenny*

ZUMA PRESS / ACTION PRESS

Filmemacher Ozon bei Dreharbeiten
Faible für Barbie-Puppen

Das Tolle an diesem Film ist – das erklärt einem jeder, schon bevor man selbst ins Kino kommt –, dass er rückwärts läuft. „Verstehst du, wie ich das meine?“

Diese Szenen einer Ehe beginnen vor dem Scheidungsrichter und gehen dann Schritt um Schritt rückwärts über die Geburt des gemeinsamen Kindes und die Hochzeit bis zu dem Tag, sechs oder sieben Jahre zuvor, wo er und sie einander an einem Mittelmeerstrand im goldenen Abendlicht zum ersten Mal näher gekommen sind.

Man könnte, wenn man ihn dann gesehen hat, genauer sagen: Das Tolle an diesem Film ist, dass er seinen Rückwärtsgang vollkommen plausibel und sinnfällig macht. Seine Erzählbewegung bringt einen paradoxerweise dazu, dass man hinterher, in der Nacht draußen vor dem Kino, die Geschichte im Kopf noch einmal ablaufen lässt, nun in der Gegenrichtung, also in der realen Chronologie, und – wie bei einem Krimi, der eine Untat zu ihrem Ursprung zurückverfolgt – mit der Frage zu spielen beginnt: War diese Beziehung, diese Liebe zwischen Marion und Gilles von Anfang an zum Scheitern verurteilt?

Wo war die Sollbruchstelle? Oder ab wann ist es schief gelaufen? Keine Schuldfrage. Keine Psychologie. Nur der Nor-

PROKINO

„5 x 2“-Stars Bruni-Tedeschi, Freiss: *„Eigentlich ein optimistischer Film“*

malfall zweier Menschen, die sich selbst nicht verstehen; nur eine unüberwindbare Fremdheit, als ihr Glück sich erschöpft hat. Ist „Scheitern“ nicht längst ein viel zu pathetisches Wort, wo doch dieser Scheidungsfall durchaus in der westeuropäisch-großstädtisch-bürgerlichen Norm liegt, ein Vater-Mutter-Kind-Malheur ganz und gar im statistischen Durchschnitt?

Aber nein, es steht einem ja – draußen in der Dunkelheit vor dem Kino – kein statistisches Mittelwertkonstrukt noch so nah vor Augen, sondern diese eine und einzigartige, bewegende Geschichte von Marion und Gilles, die Geschichte eines Paars mit Jauchzern und Seufzern und Tränen, wie sie in der Unmittelbarkeit ihres Pulsschlags so kein anderer als eben François Ozon hätte erzählen können.

Da ist Stéphane Freiss als Gilles, in dessen zergrübelten Zügen noch der TV-Schönling zu ahnen ist, der er einmal war: Er ist der Verlierer, von Anfang an, und er muss als Erstes das Abstoßendste hinter sich bringen, das der Film der Figur zumutet – dass er nämlich seine Frau nach der Scheidung in ein Hotelzimmer lockt und sie dort, weil ihr nach keinem zärtlichen Abschied zu Mute ist, vergewaltigt –, und Stéphane Freiss schafft es danach doch, von Szene zu Szene so viel Liebenswürdigkeit zu gewinnen, dass die riesige Hoffnung einleuchtet, die Marion in ihn setzt.

Marion: Das ist die schöne Valeria Bruni-Tedeschi, die stets einen Zug von mediterraner Melancholie um ihre Mandelaugen und ihren Mandelmund hat. Sie ist, bevor sie mit Ozon „5 x 2“ zu drehen begann, als Autorin, Regisseurin und Darstellerin in ihrer autobiografischen Filmphantasie „Eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr …“ höchst originell den eigenen Befangenheiten und Lebenszweifeln zu Leibe gerückt, gewissermaßen als trotziges Kind und mit gesenktem Kopf.

Ozon dann, so sagt sie selbst, habe sich von ihr für seinen Film vor allem eines gewünscht: dass sie schön sein wolle, blonder als sonst, und dass sie den Kopf auch mal zurückwerfe und strahle vor Glück. Sie tut mehr als das. Aus der Zartheit und Schutzlosigkeit, mit der sie diese Glücksbedürftige spielt, diese Marion, die sich vom Leben nicht kleinkriegen lässt, entsteht eine Frauenfigur von ganz eigenem Reichtum, eigener Intimität: Sie hat so viel Präsenz, dass sie kein Geheimnis braucht.

François Ozon, dieser verflucht gut aussehende und inzwischen auch fast schon 37-jährige Goldjunge, ist das Sonntagskind des französischen Kinos: frühe Erfolge, viel Eigensinn, doch kein Flop und kein Absturz in einer keineswegs konformistischen Karriere, acht Spielfilme in acht Jahren („Ach“, sagt er, „das ist nicht einmal halb so viel wie Fassbinder“) und seit dem Kunststück, für „8 Frauen“ eine gute Hand voll kapriziöser Diven mit stählernem Charme gebändigt zu haben, von Finanziers umworben.

Doch weil er selbst als Student lange in der Rue de la Fidélité gewohnt hat, bleibt er der dort residierenden kleinen Produktionsfirma „Fidélité“ treu, auch mit seinem neunten, in diesem Sommer schon abgedrehten Film „Le temps qui reste“, einem Melodram mit jener Diva, für die im Kreis der „8 Frauen“ kein Platz mehr war, Jeanne Moreau.

Als Kind, sagt Ozon, also bevor er die Zauber- und Manipulationsmacht des Films entdeckte, habe er am liebsten mit Barbie-Puppen gespielt. Mag sein, dass ihn das zum Regisseur starker Frauen prädestiniert hat. Als Regisseur ist er ein Virtuose, der immer weniger davon hält, mit Virtuosität aufzutrumpfen. „Ich liebe die Klarheit, die Einfachheit der Klassiker.“

Natürlich hat er die Pariser Filmhochschule absolviert (wo natürlich Eric Rohmer sein Lieblingslehrer war) und nennt doch als stärksten künstlerischen Einfluss die Amateurfilme seines Vaters, Super-8-Streifen von Familienfesten oder exotischen Reisen (unvergesslich für ihn, „wie unbekümmert indische Kinder im Ganges baden, während die Kadaver von Kühen oder Flusspferden an ihnen vorbeitreiben“). Daraus habe er gelernt, sagt Ozon, dass ein Minimum an technischen Mitteln genüge, wenn der Blick auf die Dinge stimmt, und habe also alsbald mit der väterlichen Super-8-Ausrüstung die eigene Produktion begonnen.

Etwa 30 Kurzspielfilme soll er mit Verwandten und Freunden gedreht haben, bevor es an der Filmhochschule zu den professionelleren Kunststücken kam, mit denen er rasch auf Festivals auffiel (ein Quartett dieser frivolen Etüden ist als DVD unter dem Titel „X 2000“ erschienen).

Von früh an sind Ozon-Filme Familienfilme – und handeln etwa vom Mord an einem Übervatertyrannen.

Ozon-Filme sind von früh an Paarfilme, Vater-Mutter-Kind-Filme, Familienfilme. In zweien seiner frühen kleinen Werke ließ er einen Sohn seine Eltern umbringen (beim ersten Mal, noch im Elternhaus, haben Ozons eigene Eltern mit guter Miene zum bösen Spiel die Opfer dargestellt), und auch in den Kinofilmen „Sitcom“ und „8 Frauen“ steht im dramatischen Zentrum der Mord an einer tyrannischen Übervaterfigur.

In „5 x 2“ sind die beiden markantesten Nebencharaktere Marions Eltern, dargestellt von den Alt-Stars Françoise Fabian und Michael Lonsdale: In einer brillanten

CINETEXT (L.); JEAN CLAUDE MOIREAU (R.)

Ozon-Erfolge „8 Frauen“, „Swimming Pool“*: *Mit stählernem Charme bändigte der Regisseur eine Hand voll kapriziöser Diven*

* Links: Ludivine Sagnier, Virginie Ledoyen, Catherine Deneuve, Danielle Darrieux, Isabelle Huppert, Firmine Richard, Emmanuelle Béart; rechts: Ludivine Sagnier.

PROKINO

Partyszene aus „5 x 2“: *Ein Kampf mit Jauchzern, Seufzern und Tränen*

Kurzszene führen sie eine ausgewachsene strindbergsche Ehehölle vor, doch ein Kapitel später wiegen sie sich als zärtliches Pärchen im Tanz.

Was man sich am allerwenigsten vorstellen kann, wenn man sich draußen in der Kälte nach dem Kino die fünf in sich gerundeten (und auch stilistisch differenzierten) Kapitel von „5 x 2“ noch einmal rückwärts und also vorwärts zu vergegenwärtigen versucht, das ist Ozons Überzeugung, dass er sie nicht anders als in dieser Reihenfolge hätte realisieren können.

Im Gespräch setzt er sein entwaffnendstes Strahlen auf, um plausibel zu machen, dass es für ihn selbst beim Schreiben des Drehbuchs wie für die Schauspieler zum Beginn ihrer Arbeit zwingend war, mit dem Schluss anzufangen und sich also der intimen Grausamkeit und dem Horror der Trennungsszene auszuliefern, ohne vorher schauspielerisch die Liebe durchlebt zu haben. „Ich konnte ihnen nicht sagen, wie ihre Geschichte begonnen hat, weil es mir selbst noch nicht klar war. Ich glaube aber auch nicht, dass es Schauspielern hilft, wenn sie immer die ganze Biografie einer Figur spielen wollen. Vor der Kamera gilt nur die Gegenwart, nur der Augenblick.“

„Wir neigen dazu, Paare, die glücklich sind, einfach für blind zu halten.“

Auf die Idee einer rückläufigen Erzählung, sagt Ozon, habe ihn ein früher Fernsehfilm von Jane Campion gebracht („Two Friends“), und Harold Pinters Theaterstück „Betrogen“ habe ihn in seinem Vorhaben bestätigt. Doch er hatte, genau genommen, nur die halbe Geschichte geschrieben, als er zu drehen begann, und von den Darstellern erwartete er, dass sie sich auf ein Vabanquespiel mit offenem Anfang einließen.

Valeria Bruni-Tedeschi war dazu bereit; prominentere männliche Stars nicht, weil ihnen (wie Ozon meint) schon das halbe Drehbuch verriet, dass sie als Verlierer durchs Ziel gehen würden.

Als die ersten drei Teilstücke gedreht waren, unterbrach er die Arbeit für fünf Monate, um sich über den Fortgang klar zu werden. Und als die Arbeit dann weiterging, wurde kurz auch an einer sechsten Episode herumexperimentiert, die einen Moment sexueller Euphorie darstellen sollte, was aber ins Pornografische missriet und verworfen wurde.

Es braucht alles in allem wohl Ozons Selbstgewissheit und Nervenstärke, um bei einer so bewusst offenen, suchenden und dem Augenblicksglück vertrauenden Produktionsweise das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren: Am Ende, nach einer rigorosen Verknappungs- und Vereinfachungsprozedur am Schneidetisch, steht „5 x 2“ als ein Kunstprodukt von bestechender Geradlinigkeit, Lakonik und Eleganz da.

Ozon versteht sich als Geschichtenerzähler; irgendwelche Grundsätzlichkeiten zum aktuellen Stand der Geschlechterkonfrontation hat er nicht mitzuteilen. „Wir neigen dazu, Paare, die glücklich sind, einfach für blind zu halten“, sagt er; dass aber der Mann der Verlierer ist, gesellschaftsgeschichtlich gesehen, hält er für längst entschieden.

Zur schönen Paradoxie von „5 x 2“ gehört, dass der Film von Szene zu Szene heiterer, bunter, lebendiger wird. „Finden Sie nicht, dass es eigentlich ein optimistischer Film ist?“, fragt der Regisseur.

Eigentlich schon, nur hat Ozon ihn mit Zwischenaktmusiken garniert, lauter Liebesschnulzen aus der ewigen italienischen Hitparade, die seine Glücksverheißung inbrünstig verhöhnen. ◆

REISEN DURCH DIE PROVINZEN DES DEUTSCHEN GEISTES.

mit Zeichnungen von Dieter Hanitzsch
256 Seiten | € 19,– [D] | Auch als Hörbuch erhältlich!
www.blessing-verlag.de

Dieter Hildebrandt war in den vergangenen Jahren zur Freude seiner Fans ein eifriger Vorleser seiner Texte. Seine Touren waren Tours d´Horizon, und die Schilderungen dieser Fahrten sind gespickt mit satirischen Aperçus und politischen Betrachtungen. Sie zeigen den großen Kabarettisten erneut als kritischen und witzigen Erzähler.

KARL BLESSING VERLAG
Bücher für neugierige Leser

SÄNGER

„Ich schieße den Apfel ab“

Der Sänger Tom Waits, 54, über das Liederschreiben mit seiner Frau Kathleen Brennan, seine Furcht vor politischen Gruppenzwängen und die amerikakritischen Songs seines neuen Albums

THOMAS ENGSTROM / GETTY IMAGES

Musiker Waits: *„Die USA fahren mit Vollgas in die Sackgasse“*

SPIEGEL: Mr. Waits, eine Ballade Ihres neuen Albums „Real Gone“ erzählt von einem 21-jährigen US-Soldaten, der offenbar im Irak kämpft und von Heimweh und Zweifeln an seiner Mission aufgezehrt wird. In einem anderen Lied bezeichnen Sie die US-Fahne als „Lumpen“. Verstehen Sie sich neuerdings als politischer Aktivist?

Waits: Nein. Ich mache Songs. Ich bin niemandes Sprecher. Ich arbeite für niemanden außer für mich selbst. Ich bin nicht so naiv zu glauben, dass man mit Songs Präsidentschaftswahlen entscheiden kann. Songs gegen den Krieg richten so viel aus wie das Werfen von Erdnüssen gegen angreifende Gorillas.

SPIEGEL: Immerhin ist die Soldatenballade auch auf einer Anti-Bush-CD, für die auch R.E.M. und David Byrne Songs beigesteuert haben.

Waits: Ich wurde gefragt, ob ich ein Lied habe, das zur aktuellen Situation passt. Natürlich lese ich Zeitungen. Dies sind Furcht erregende Zeiten. Es sieht so aus, als würden die USA mit Vollgas in die Sackgasse fahren.

SPIEGEL: Warum treten Sie nicht wie Bruce Springsteen, R.E.M. oder die Dixie Chicks bei Pro-Kerry-Konzerten auf?

Waits: Ich bin für so etwas zu exzentrisch. Ich schließe mich niemals Gruppen an. Ich bin Künstler geworden, weil es nie eine Gruppe gab, in die ich hineingepasst hätte.

SPIEGEL: Viele Musiker werden sanfter mit den Jahren. Sie haben vor über 30 Jahren mit Hollywood-Geigen im Hintergrund angefangen und scheinen mit jedem Album roher zu werden. Wie kommt das?

Waits: Ich lebe von hinten nach vorn. Als ich jung war, wollte ich ein hinkender alter Mann sein mit Trenchcoat, Hut und Stock. Und ich habe Alte-Männer-Musik gehört – nicht das Zeug von meinen Freunden, sondern die Platten ihrer Väter. Aber jetzt habe ich drei Kinder, und ob ich will oder nicht: Ich höre den ganzen Tag deren Musik.

Unser Haus ist voll von HipHop und Rap, und das beeinflusst zwangsläufig auch meine Songs. Ich bin mittlerweile so was wie der alte Mann, der im roten Sportwagen herumkurvt und sich zwanghaft jugendlich gibt.

SPIEGEL: Sie haben jetzt sogar auf das Klavier verzichtet, das bisher Ihr Markenzeichen war. Warum?

Waits: Ungehobelte Musik für Tage und Nächte unter freiem Himmel, das ist die Idee für dieses Album. Klaviere stehen drinnen. Ich habe es vorsichtshalber mit ins Studio genommen, aber es hat einfach nicht gepasst. Niemand spielt draußen Klavier.

SPIEGEL: Wie schon zuvor haben Sie alle Songs zusammen mit Ihrer Frau Kathleen Brennan geschrieben. Wie arbeiten Sie miteinander?

Waits: Musik ist immer Gemeinschaftsarbeit, mal mehr, mal weniger. Meistens balanciert sie den Apfel auf dem Kopf, damit ich ihn abschießen kann. Sie ist auf jeden Fall die Mutigere von uns. Es ist ihre Welt, von der die meisten Songs erzählen – ich lebe nur darin. Sie schubst mich in neue Abenteuer, sie mischt dies mit dem, und dann gibt’s eine Explosion.

SPIEGEL: Sie beide scheinen zwei Arten von Songtexten zu schreiben – manche erzählen eine klare Geschichte, die anderen häufen Worte aufeinander, deren Bedeutung sich nicht erschließt.

Waits: Das sind mir die liebsten. Stille ist Musik. Worte sind Musik. Der Klang von einem Wort neben dem anderen ist Musik. Solche Texte sind wie Rätsel oder Mysterien. Es ist immer aufregend, verwirrt zu werden. Was bedeutet „A-wop-bop-a-loo-bop“? Es ist nicht nur Rebellion, die die Musik voranbringt, sondern manchmal sind es auch einfache Verständnisfehler.

SPIEGEL: Sie haben fast 20 Alben veröffentlicht – und hatten noch nie einen richtigen Hit. Wie wichtig ist Ihnen öffentliche Wertschätzung?

Waits: Ich bin nicht selbstquälerisch. Ich sehe das Publikum aus der Perspektive eines Geschäftsmanns. Für mich wachsen diese Lieder am Straßengraben wie Beeren. Ich sammle sie ein und verkaufe sie mit einem dicken Aufschlag. Ich habe eine Hassliebe zum Publikum. Die Leute wollen dich bewundern und dann umbringen. Sie wollen dich kochen und aufessen. Und am allerliebsten wollen sie deiner gedenken – selbst wenn du noch am Leben bist.

SPIEGEL: Ist das der Grund, weshalb Sie dieses Jahr nur acht Konzerte in Europa geben und lediglich eines in den USA?

Waits: Ja, das Publikum ist wie ein wildes Tier. Es ist das Beste, wenn es nicht zu gut gefüttert wird. Und außerdem: Lange Tourneen, der ganze Stress mit Hotels und fremden Menschen, machen mich nur noch mürrischer. Und ich bin auch so schon oft sehr finster gelaunt.

Waits-CD
„Ungehobelte Musik“

INTERVIEW: MARCO EVERS

HAUPTSTADT

Nur für Macher

In Berlin soll ein neuer, eher bizarrer Luxusclub entstehen: Der umtriebige Architekt Hans Kollhoff will der „längsten Bar der Welt“ ein barockes Flair verpassen.

Der Baumeister möchte feiern und tanzen, aber nicht in der Discothek und auch nicht auf dem Opernball – und weil er das erträumte Ambiente einfach nicht finden kann, hat sich Hans Kollhoff, 58, einfach selbst einen Nachtclub in Berlin entworfen: Noch allerdings steht „Goya“ nur auf den Bauplänen und auf dem Papier der Aktiengesellschaft, die den „Hauptstadtclub mit internationaler Ausstrahlung“ finanzieren soll.

„Wer zeichnet, wird Mitglied“, so lautet das Konzept des Berliner Gastronomen und Goya-Hauptinitiators Peter Glückstein, 53: Er verkauft „Aktien“, wirbt dafür mit einer Anzeigenkampagne und will das Projekt finanzieren. Mit Goya soll ihm gelingen, so hofft er, woran alle anderen Clubs in Berlin bisher scheiterten: glamourös und wirtschaftlich zugleich erfolgreich zu sein.

Dazu hat er den gleichgesinnten Kollhoff engagiert. Hans Kollhoff, der Retro-Spezialist, der gern im Geiste Karl Friedrich Schinkels baut, beginnt in diesen Tagen mit der Sanierung des Metropol-Hauses am Nollendorfplatz in Berlin-Schöneberg. Hinter der Jugendstilfassade des Metropol gastierten schon diverse Kabaretts, Discotheken, Konzertveranstalter, irgendwann auch mal ein Kino. Zwischendurch feierte in dem schwarz lackierten Foyer der Fetischclub „Kit-Kat“ am Wochenende die Liebe zu Lack, Leder und nackter Haut.

Mit all dem ist Schluss. Spätestens Ende 2005 soll das Goya einziehen und dann der Magnet für alle „Macher und Entscheider“ dieser Republik sein, ein Ort, an dem sich die 30- bis 50-Jährigen wohl fühlen: So verheißt es der Wertpapier-Verkaufsprospekt.

Und weil einmal 2600 Quadratmeter nicht nur mit Luxus, sondern auch mit Leben gefüllt werden wollen, dürfen neben echten „Goyanern“ (Werbedeutsch für die Goya-Aktionäre) zu eigens ausgewiesenen Zeiten auch noch Rentner und Studenten hinein und am Sonntagnachmittag sogar die Kleinsten zur Kinderdisco. „Hauptsache nicht die Gesichtslosen“, sagt Glückstein, der Vorstandschef und Betreiber des ganzen Goya-Tamtams. Der Mann, dem die nahe gelegene Bar am Lützowplatz gehört, denkt in Superlativen und verspricht allen fast alles: etwa einen „Mega-Club“ und die „längste Bar der Welt“ – darunter geht nichts. Überhaupt sind sie ein ungleiches Paar, der exotische Bauherr und sein Stararchitekt – der bevorzugt einen maßvolleren Stil.

Bei einem Gang durch das bereits verwaiste, düstere Metropol fühlt sich Kollhoff jedenfalls sichtlich unwohl. Die Wände sind mit Szenen aus altägyptischer Vorzeit bemalt. Ein amerikanischer Bühnenbildner hat nach dem letzten Umbau 1997 eine Art Tempelanlage mit Sphinxen hinterlassen.

Kollhoff, der konservative Ästhet, wendet den Blick ab und spricht über eine hellere Zukunft mit vielen Kronleuchtern und mit Kerzenschein. Ihm schwebt eine „beschwingte Konfiguration des Grundrisses“ vor, „nichts Monumentales, eher etwas, das den Tanz vorwegnimmt“. Vom Foyer sollen beidseitig geschwungene Steintreppen in einen elliptischen Hauptraum führen, eine fürstliche Oase unter einer hohen Stuckdecke. In diesem Oval will Glückstein jeden Donnerstag, Freitag und Samstag Menüs für bis zu 400 Personen ausrichten. Um 21.30 Uhr werden die Tische vom Parkett geräumt, und die Szene verwandelt sich – so plant man – in eine Disco. Gäste können diese Metamorphose vom Dinieren zum enthemmten Herumgehüpfe an diversen Bars in den zwei Balkonetagen beobachten. „Das Raumgefühl wird was Barockes ausstrahlen“, sagt Kollhoff. Immerhin hat er in Berlin schon den Diplomatischen Club im Auswärtigen Amt und die Newton Bar am Gendarmenmarkt gestaltet.

Er sowie alle übrigen Goya-Miteigentümer sollen in der „Aktionärslounge“ der obersten Etage ungestört feiern können – durchaus zum eigenen Vorteil: Ob und wie viel Dividende ausgeschüttet wird, ist letztlich auch eine Frage des eigenen Alkoholkonsums; das spornt eventuell an.

Etwa 800 Aktionäre haben angeblich bisher das Vollpaket zu 3960 Euro gezeichnet. Beteiligen kann man sich schon mit einem Betrag von 1003 Euro, dann aber ohne lebenslang freien Eintritt. 2000 Aktionäre wollen die Goya-Macher gewinnen beziehungsweise zehn Millionen Euro eintreiben. Sechs Millionen verschlingt allein Kollhoffs Umbau – ob die große Party also wirklich steigt, ist noch nicht gewiss.

Helfen sollen Werbesprüche wie der des Fernsehkommissars Jupp Schatz alias Uwe Fellensiek: „Das ist eine Wahnsinnssache für Berlin, für Deutschland und für mich persönlich.“ Der Maler Markus Lüpertz bekennt: „Ich habe Freunde, die schon Goya-Aktionäre sind. Das vermittelt mir so eine Art von Zugehörigkeitsgefühl.“

In der Hauptstadt wollen eben viele Menschen vor allem das eine: nicht allein sein.

TINA HÜTTL

NORBERT MICHALKE / IMAGES.DE

IMAGO

Architekt Kollhoff, Metropol: *„Mega-Club“ im hauptstädtischen Partyleben*

Entwurf für den Goya-Club: *Dinieren für die Dividende*

AUTOREN

Der Balzac vom Prenzlberg

Fünfzehn Jahre nach der deutschen Revolution schildert Thomas Brussigs Roman „Wie es leuchtet“ die Wende als großes Gesellschaftstableau. *Von Matthias Matussek*

Irgendwas ist da wohl schief gelaufen in diesen Dezembertagen 1989 im Ost-Berliner Palasthotel. Man hatte mich in der Juniorsuite 6101 einquartiert, und der Nachtportier brachte mir in den folgenden Wochen und Monaten die SPIEGEL-Faxe aus Hamburg aufs Zimmer.

Der Portier trug blank gewienerte Schuhe, schwarze Hosen, ein widerliches braunes Hemd, braune Weste. Ich war meistens im Bademantel und brüllte ins Telefon, das nur sporadisch Verbindungen zuließ. Ich beachtete ihn nicht. Er beobachtete mich. Er hieß Thomas Brussig.

Jetzt, gerade mal 15 Jahre später, kommt Brussig in seinem neuen Roman auf diesen jungen, doch eigentlich sympathischen Reporter zu sprechen. Er schildert ihn als Größenwahnsinnigen, angeekelt Rasenden, als einen, der sich ständig ereifert und sich für den „GröRaz“, den „absolut Größten Reporter aller Zeiten“, hält.

Schade eigentlich, denkt man sich. Müssen solche Verzeichnungen sein, gerade jetzt, zum Fest der Einheit, der deutsch-deutschen Liebe?

Der Typ, Leo Lattke sein Name, ist ein Kotzbrocken. „Sein Mund mit den schiefgehängten Lippen, stete Anschnauzbereitschaft signalisierend.“ So geht das weiter. Seitenlang.

Gut, dazwischen sind durchaus treffende Beobachtungen eingestreut wie: „Er war ein Mann von geradezu beleidigender Schönheit.“ Insgesamt jedoch fällt Brussigs Urteil vernichtend aus, zunächst.

Es ist merkwürdig, sich als Horrorfigur in einem Roman zu begegnen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, darauf zu reagieren:

UTE MAHLER / OSTKREUZ

Schriftsteller Brussig: *Zauber des Komischen und des Sentimentalen*

Die erste wäre der Verriss, irgendwas Fieses über schlampige Konstruktionen und so weiter. Das ist in diesem Fall leider nicht möglich, da es sich um einen herausragend komponierten Roman handelt.

Die zweite Variante ist natürlich die, gnadenlos zurückzuschreiben, ein weiteres Mal über jene Tage in Zimmer 6101 – und diesmal den Nachtportier nicht vergessen.

Also, Brussig, zieh dich warm an, in 15 Jahren bist du fällig!

In der Zwischenzeit darf gejubelt werden: Brussig, dem Wunderknaben vom Prenzlauer Berg, ist der Deutschlandroman gelungen, auf den man seit jenen Tagen gewartet hat.

Er nimmt sich die Wendegesellschaft Berlins vor wie Balzac einst in seinen „Verlorenen Illusionen“ die Salons und die Demimonde von Paris, figurenreich, aberwitzig, rührend, politisch, in Hunderten Facetten treffsicher – von gelegentlichen Verzerrungen in einem bestimmten Einzelfall abgesehen.

Sein Roman heißt „Wie es leuchtet“*. Er könnte keinen besseren Titel tragen.

Kann sich denn, im gegenwärtigen Jammertal, keiner mehr an das Leuchten erinnern? Es war überall, in den Augen, im Sprühregen, in den Umarmungen, in den Peitschenlampen an der Mauer, vor genau 15 Jahren. Es war da, als Kräne die Mauerteile anhoben im Scheinwerferlicht und Krähenschwärme durch den Winterhimmel stoben. In Berlin kam die Geschichte an ihr Ende, sagte man.

Es war wie eine Sternschnuppe, die vorbeigezischt ist. Jahrzehntelang war der Mauerfall unvorstellbare Zukunft. Und jetzt ist er längst nachtschwarze Vergangenheit. Irgendwo dazwischen ist es verglüht, dieses Leuchten; dabei ist alles, was wir heute sind, in jenen Monaten geboren worden.

Einschließlich übrigens der Hypotheken, die von den haarsträubenden Versprechungen der Polit-Katastrophe Kohl herrühren, mit denen er sich damals die Stimmen des Ostens herbeizockte. Verlorene Illusionen. Bei Brussig lacht man darüber, denn er zeigt die vertrackte Magie jener entscheidenden Monate als überbordenden Mummenschanz.

Die Verhältnisse tanzten, naturgemäß, zunächst im Osten. Da ist Lena. Sie ist logisch und lyrisch, immer beides. Bald steht sie auf einem Lautsprecherwagen neben dem Riesenantlitz von Marx, der aussieht wie der „Beethoven des Kommunismus“, und sie singt die Hymne des Aufstands, die sie eher aus Versehen gedichtet hat.

Ihr großer Bruder fotografiert das alles mit seiner Leica wie mit einem magischen dritten Auge, immer nur das, was wichtig ist. Lattke engagiert ihn für das Hamburger Nachrichtenmagazin. Er will, gesteht er sich, schreiben, wie Lenas Bruder fotografiert. Brussigs Roman ist dieser Bilderberg.

So viele haben sich an der deutschen Revolution abgearbeitet und sind daran gescheitert, larmoyant oder verlogen oder cool wie ein imitiertes Chandler-Husten. Thomas Brussig, 38, gelingt der Zauber. Er beherrscht das Komische und Sentimentale und Groteske gleichzeitig und hat vor großen Stoffen keine Angst.

Brussigs Bestseller „Helden wie wir“ und „Am kürzeren Ende der Sonnenallee“,

Palasthotel in Berlin (1989)
Größenwahnsinn in der Juniorsuite?

PAUL GLASER

* Thomas Brussig: „Wie es leuchtet“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 608 Seiten; 19,90 Euro.

Falls Sie bei PISA mal richtig performen wollen.

Der neue Duden ist da – mit 5000 neuen Wörtern.

Buch: 20,– € (D); 20,60 € (A); 35,10 sFr.
Buch plus CD-ROM: 25,50 € (D); 26,30 € (A); 47,– sFr.
Auch erhältlich als CD-ROM in der PC- und Office-Bibliothek.

www.duden.de

Nur der Duden ist der Duden.

die ihm internationalen Ruhm einbrachten („One of Germanys hottest authors“, so „Business Week“), waren Ostsatiren. Nun öffnet er zur gesamtdeutschen Oper. Er liebt seine Figuren, selbst Lattke, irgendwann, und er hat Verständnis für ihre Schicksale. Er zeigt Täter und Opfer und wie sehr sie oft beides sind und waren.

Er hebt auf, was wir verloren haben, etwa den „kleinen unrasierten Dichter“, der den Ehrgeiz hat, heute auszusprechen, was morgen erst verboten ist. Wie sehr Figuren wie Heiner Müller heute fehlen, wo wir nur noch Rentenspezialisten haben!

Die Zeit leuchtete, weil sie glühte in ihrem Tempo. Alles passierte gleichzeitig.

Bonze Mütze träumt von einer eigenen Straße in Berlin, während die Fahnder bereits im Vorzimmer die Schubladen umkippen. Waldemar, der Nachtportier, bringt endlich seinen ersten Roman unter, der schon ziemlich nach Brussig klingt.

Und sieben unvollendete Transsexuelle stehen verloren im Gesundheitsministerium herum, als wären sie aus einem frühen John-Irving-Roman hier hereingeweht. Ihr Arzt hat sich in den Westen abgesetzt, es ist die Übergangszeit, für die Geschlechter, für die Gesellschaft!

Lauter funkelnde Phantastereien. Da ist das Glasauge von Bode, der in den Lagern gequält wurde – es dient nun als Flipperkugel in einem Automaten in der Volksbühne und federt dort nicht vor blinkende Bikiniweiber, sondern rollt durch Schneefelder und Gulags, prallt gegen die Mauer und Arbeitslager, und es blinkt auch nicht, wenn es trifft, sondern produziert Stiefelschritte, Heil-Orgien, Stuka-Lärm.

So spielt man in diesen Monaten mit den Scheußlichkeiten des Jahrhunderts – so ganz nebenbei bringt Brussig Intendant Castorfs ästhetisches Programm in ein einziges kluges, absurdes Bild.

Brussig ist Satiriker und Gesellschaftskritiker und magischer Realist. Nur so lässt sich eine Figur wie Hochstapler Schniedel fassen, der der Oskar Matzerath der Wende ist, ein alle entlarvender Freak.

Der Albino Werner Schniedel versteckt seine weißen Wimpern hinter einer dunklen Sonnenbrille und hat nichts bei sich als eine gefälschte Visitenkarte, auf der „VW“ steht und „Sonderbevollmächtigter“. Das reicht in diesen Zeiten.

Er ist 19. Er wirkt jünger. „Man möchte ihn für ein Wunderkind oder für ein Monstrum halten.“ Hotelchef Bunzuweit, der erfolglos gegen einen fürchterlichen Furzzwang anzukämpfen hat, liegt ihm zu Füßen. Besser: seiner Visitenkarte.

In der Folge wird Hochstapler Schniedel nicht nur eine Rechnung von 24 670 Mark auflaufen lassen, sondern auch, als „Sonderbevollmächtigter“, die Zwickauer Trabi-Werke aufmischen, den dortigen Bonzen das Einmaleins des Kapitalismus einbimsen und sie dann ihre Pappautos vor eine Mauer setzen lassen. Das, erklärt er ihnen, sei modernes Management. Das, natürlich, ist vor allem bester ideologischer Slapstick.

Brussigs Roman ist auch einer über den Journalismus, so wie Balzacs „Verlorene Illusionen“, dessen Held schwelgt in dieser „Mischung von Hoch und Nieder, von

Bestseller

Belletristik

1	(1)	**Ildikó von Kürthy**	Blaue Wunder Wunderlich; 17,90 Euro
2	(2)	**Dan Brown**	Sakrileg Lübbe; 19,90 Euro
3	(3)	**Frank Schätzing**	Der Schwarm Kiepenheuer & Witsch; 24,90 Euro
4	(4)	**Sven Regener**	Neue Vahr Süd Eichborn Berlin; 24,90 Euro
5	(5)	**Elizabeth George**	Wer die Wahrheit sucht Blanvalet; 24,90 Euro
6	(8)	**Udo Jürgens/Michaela Moritz**	Der Mann mit dem Fagott Limes; 24,90 Euro
7	(7)	**Walter Moers**	Die Stadt der Träumenden Bücher Piper; 24,90 Euro
8	(13)	**Paulo Coelho**	Der Alchimist Diogenes; 17,90 Euro
9	(6)	**François Lelord**	Hectors Reise Piper; 16,90 Euro
10	(11)	**Val McDermid**	Echo einer Winternacht Droemer; 19,90 Euro
11	(20)	**Rafik Schami**	Die dunkle Seite der Liebe Hanser; 24,90 Euro
12	(9)	**Nicholas Sparks**	Ein Tag wie ein Leben Heyne; 19 Euro
13	(16)	**Cecelia Ahern**	P. S. Ich liebe Dich W. Krüger; 16,90 Euro
14	(12)	**Joy Fielding**	Schlaf nicht, wenn es dunkel wird Goldmann; 21,90 Euro
15	(15)	**Audrey Niffenegger**	Die Frau des Zeitreisenden S. Fischer; 19,90 Euro
16	(10)	**Markus Werner**	Am Hang S. Fischer; 17,90 Euro
17	(18)	**Sergio Bambaren**	Die Zeit der Sternschnuppen Piper; 12,90 Euro
18	(–)	**Umberto Eco**	Die geheimnisvolle Flamme der Königin Loana Hanser; 25,90 Euro
19	(–)	**Carlos Ruiz Zafón**	Der Schatten des Windes Insel; 24,90 Euro
20	(–)	**Tommy Jaud**	Vollidiot Argon; 12,90 Euro

Der Mann ohne Erinnerung: Ecos Romanheld muss sein Leben rekonstruieren

Kompromissen, Überlegenheiten und Feigheit, von Verrat und Vergnügen, von Größe und Knechtschaft“.

Leo Lattke, der den Ehrgeiz hat, nie das zu liefern, was alle liefern, übersieht die Megastory um Schniedel, die sich vor seinen Augen im Hotel abspielt.

Dafür lässt ihn Brussig, der ihm im Fortgang des Romans eine Art Menschwerdung gestattet, tatsächlich die Geschichte aller Geschichten finden. Sie wird ihm später New York einbringen, wohin er mit seiner Trophäe, der unvergleichlichen Lena, verschwindet.

Und Brussig schreibt sie hin, die Reportage. Er macht es wie Balzac, der das Feuilleton, mit dem der junge Held Lucien Paris erobert, tatsächlich erdichtet – was Adorno einst als Beispiel höchster schriftstellerischer Redlichkeit rühmte.

Brussigs Lattke-Reportage: Wenn es eine himmlische Gerechtigkeit gibt, müsste er den Kisch-Preis nachträglich dafür kriegen!

Sie handelt von der blinden Sabine Busse aus dem dunklen, beschränkten Vorwende-Osten, 31 Jahre alt, einem jener Fälle, die nach neuesten OP-Methoden plötzlich reparabel sind. Bis zur Wende lebt Sabine Busse perfekt mit ihrem Handicap. Doch nach dem 9. November reicht das nicht mehr. Seit alle „Wahnsinn“ brüllen und „Hast du das gesehen!“

So willigt sie in die Operation ein. Sie will das Leuchten sehen. Als sie dann erwacht, sagt sie „Wahnsinn“, und dann fällt der berühmteste aller Wende-Sätze: „Sie ist der glücklichste Mensch der Welt.“

Allerdings, so stellt sich bald heraus, gibt es Probleme: Sie sieht alles und versteht nichts. Früher hat sie nichts gesehen und alles verstanden. Lattkes Reportage beschreibt ein tragisches Wende-Schicksal. Sie schließt mit den Worten:

„Herr Professor, produzieren wir Unglück, wenn wir allen geben, was fast alle haben?

Das ist die Frage, sagt er.“

Und das ist noch heute die Frage.

Die Geschichte, die damals an ihr Ende kam, hat mittlerweile wieder mächtig an Fahrt aufgenommen. Lattke? Er ist ins Ausland verschwunden. Doch wenn es ihn gäbe, heute, hier, würde er weiterschimpfen. Gegen diese Society-Tante etwa, die kürzlich in ihrer TV-Sendung mit mokantem Grinsen ein paar Kneipensumpfblüten aus Ost und West nach einer neuen Mauer krakeelen ließ.

Lattke würde klar machen, wie wenig solche Geschmacklosigkeiten über die Ost-West-Situation erzählen und wie viel über den Zynismus des Plappergewerbes und das Pitbullgemüt derer, die es betreiben.

Und was die Wahlsiege der Rechtsradikalen angeht – Lattke wüsste, dass sie kein Ost-Phänomen sind, weil er wahrscheinlich bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Westen gegen sie protestiert hat, als er noch kein rasender Reporter war, sondern ein rasender Demonstrant.

Lattke, der Rüpel, wo auch immer er steckt, würde sich angesichts der deutsch-deutschen Schwierigkeiten vor allem stets daran erinnern: an das Leuchten jener Wochen, das Brussig in seinem Roman eingefangen hat wie niemand vor ihm. Von gewissen Verzeichnungen abgesehen. ◆

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Sachbücher

1 (–) **Dietrich Grönemeyer** Mein Rückenbuch Zabert Sandmann; 19,95 Euro

2 (1) **Susanne Fröhlich** Moppel-Ich W. Krüger; 13,90 Euro

3 (2) **Frank Schirrmacher** Das Methusalem-Komplott Blessing; 16 Euro

4 (3) **Helmut Schmidt** Die Mächte der Zukunft Siedler; 19,90 Euro

5 (16) **Allan und Barbara Pease** Die kalte Schulter und der warme Händedruck Ullstein; 16,95 Euro

6 (6) **Ben Schott** Schotts Sammelsurium Berlin; 16 Euro

7 (13) **Sigrid Damm** Das Leben des Friedrich Schiller Insel; 24,90 Euro

8 (–) **Franziska van Almsick** Aufgetaucht Gustav Kiepenheuer; 17,90 Euro

9 (5) **Senait Mehari** Feuerherz Droemer; 16,90 Euro

10 (4) **Hans-Olaf Henkel** Die Kraft des Neubeginns Droemer; 22,90 Euro

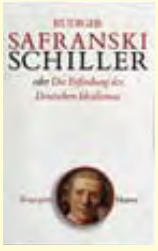
11 (11) **Wibke Bruhns** Meines Vaters Land Econ; 22 Euro

12 (9) **Henning Mankell** Ich sterbe, aber die Erinnerung lebt Zsolnay; 14,90 Euro

13 (12) **Werner Tiki Küstenmacher/ Lothar J. Seiwert** Simplify your life Campus; 19,90 Euro

14 (18) **Bill Clinton** Mein Leben Econ; 28 Euro

15 (–) **Rüdiger Safranski** Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus Hanser; 25,90 Euro



Der Klassiker auf dem Vormarsch: Diese Biografie macht Schiller sehr lebendig

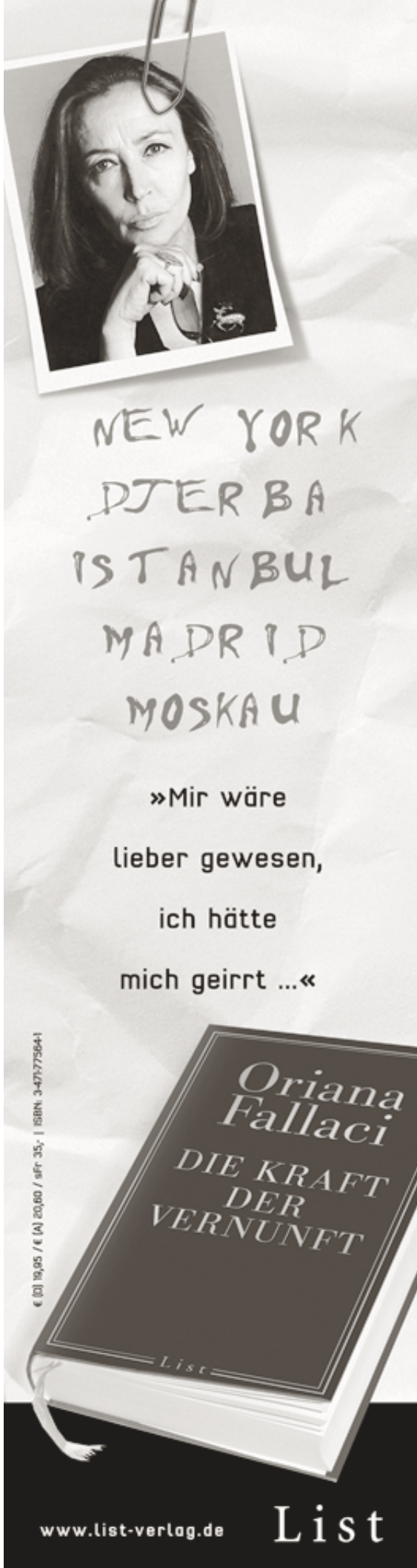
16 (7) **Roger Willemsen** Gute Tage S. Fischer; 19,90 Euro

17 (19) **Albrecht Müller** Die Reformlüge Droemer; 19,90 Euro

18 (10) **Norbert Juretzko mit Wilhelm Dietl** Bedingt dienstbereit Ullstein; 24 Euro

19 (–) **Vitali und Wladimir Klitschko mit Fred Sellin** Unter Brüdern Random House Entertainment; 22,90 Euro

20 (15) **Jürgen Leinemann** Höhenrausch Blessing; 20 Euro



FILM

Liebe im Geisterhaus

In der brillanten John-Irving-Verfilmung „The Door in the Floor“ spielen Kim Basinger und Jeff Bridges ein tragisch verstricktes Ehepaar.

Wenn Ruth ihr Kinderzimmer verlässt, betritt sie einen Zeittunnel. Schritt für Schritt reist sie zurück in die Vergangenheit, bis in die Jahre vor ihrer Geburt. Im Flur hängen zahllose Fotos ihrer Brüder Thomas und Timothy, die sie nie kennen gelernt hat. Die beiden starben, bevor sie auf die Welt kam.

Ruths Vater Ted, ein erfolgreicher Kinderbuchautor, erzählt ihr oft Geschichten von Mäusen, die hinter der Wand leben, und Türen, die sich im Boden öffnen. Doch die wahren Geister, die in diesem Haus spuken, sind jederzeit sichtbar: Die Erinnerung an die Brüder, deren Tod Ruths Mutter Marion nie verwinden konnte, bestimmt den Alltag der Familie.

Vom Leben im Schatten eines tragischen Ereignisses erzählt der Regisseur Tod Williams in seinem Familienmelodram „The Door in the Floor – Die Tür der Versuchung“, das auf John Irvings 1998 erschienenem Roman „Witwe für ein Jahr“ basiert. Statt sich die Stofffülle des 800-Seiten-Werks aufzuladen, adaptierte Williams mit dem Einverständnis des Schriftstellers nur das erste Drittel der in drei Teile gegliederten Vorlage.

Während der Roman Ruth durch fast vier Jahrzehnte ihres Lebens begleitet und zur erfolgreichen Literatin werden lässt, beschränkt sich der Film auf jene wenigen Wochen, in denen ihre Familie endgültig zerfällt. So wird die Romanheldin Ruth, gespielt von Elle Fanning, zu einer Nebenfigur, in der sich die Ehekrise ihrer Eltern Marion und Ted (Kim Basinger und Jeff Bridges) spiegelt.

Im Film kommt der 16-jährige Eddie O’Hare (Jon Foster) in den Schulferien für einige Wochen auf das Anwesen der Coles, um Ted bei der Arbeit zu helfen. Der Junge verliebt sich Hals über Kopf in Marion und fängt mit der über 20 Jahre älteren Frau eine leidenschaftliche Affäre an. Eddie hat große Ähnlichkeit mit ihrem ersten Sohn Thomas.

TOBIS FILM

Darsteller Bridges: *Trotzige Lebenslust*

TOBIS FILM

Filmliebespaar Foster, Basinger: *Flucht in die Vergangenheit*

Kim Basinger spielt Marion als merkwürdig der Zeit enthobene Frau. Seit dem Tod ihrer Söhne scheint sie eher jünger als älter geworden zu sein, weil sie nur noch in deren Welt lebt. Immer wieder betrachtet sie die Fotos von Timothy und Thomas, taucht in die Bilder unbeschwerter Kindheit und Jugend ein, bis in der erwachsenen Frau Marion wieder das Mädchen zum Vorschein kommt.

So fragil wie das Glas in den Bilderrahmen, das in diesem Film leicht zerbricht, wirkt sie, reif und scheu zugleich. In ein Rosa gehüllt, das an die „Innenseiten bestimmter Muscheln“ (Irving) erinnert, ist sie von berückender Anmut. Es sei denkbar, dass sie eine der schönsten Frauen ihrer Zeit sei, schreibt Irving über seine Figur. Das größte Glück und die tiefste Trauer zusammen haben diese Schönheit geschaffen.

Doch Basinger, die der Figur mehr Wärme verleiht als Irving im Roman, lässt den Zuschauer mitten im Überschwang in den Abgrund blicken. Als Eddie sie beiläufig fragt, wie ihre Söhne ums Leben gekommen seien, verfällt Marion in katatonische Starre. So eindringlich hat noch kaum jemand auf der Leinwand jene Lähmung verkörpert, die ein traumatisches Erlebnis auslösen kann.

Dagegen trotzt Ted dem Tod mit Lebenslust, dem Stillstand mit Umtriebigkeit. Er gehört zu jenen Menschen, die nach dem Aufstehen als Erstes den inneren Schweinehund von der Leine lassen. Er greift nach jeder Flasche, die sich in seiner Reichweite befindet, charmiert jede Frau, die in seine Sichtweite kommt. Das Leben in der Vergangenheit, das Marion führt, ist ihm fremd. Ted ist in die Gegenwart geflüchtet.

Eddie wird zum Mittler zwischen den beiden Ehepartnern. Doch es ist kein Kriegsgebiet, durch das er sich bewegt. Da gibt es keine versteckten Fallen, keinen Hinterhalt, sondern es herrscht eine überraschende Kampflosigkeit.

Von einem „Geräusch, wie wenn einer versucht, kein Geräusch zu machen“, berichtet Ruth eines Nachts ihrem Vater. Genauso hat Tod Williams seinen Film inszeniert: Wie jemand, der sich bewegt, ohne dass dies einer mitkriegen soll, lässt er die Kamera mit größter Vorsicht die Figuren und ihren Lebensraum erkunden.

Als Eddie von Ted schließlich erfährt, wie die Söhne zu Tode gekommen sind, vermischen sich in diesem Film, der Irvings Geschichte aus dem Jahr 1958 in die heutige Zeit verlegt, Vergangenheit und Gegenwart zu einem berührenden, packenden Thriller.

Eines Tages ist Marion verschwunden und hat die Fotos von ihren Söhnen mitgenommen. Nun steht Ruth im Flur und betrachtet die Bilderhaken an den Wänden. An diesem Tag, so schreibt Irving, entschied sich, dass sie Schriftstellerin werden würde. Denn fortan musste sie sich vorstellen, was sie einst auf den Fotos gesehen hatte.

LARS-OLAV BEIER

AUSZEICHNUNGEN

„Das Peinliche bewegt mich“

Der Schriftsteller Wilhelm Genazino über Bettszenen, den Siegeszug des Kleinbürgertums und den Georg-Büchner-Preis, der ihm am Samstag in Darmstadt verliehen wird

ANDREAS REEG

Autor Genazino
Glück an der Olympia-Schreibmaschine

SPIEGEL: Herr Genazino, wie sehr hat es Sie überrascht, dass Sie nun die wichtigste Auszeichnung der deutschsprachigen Literatur bekommen?

Genazino: Jedes Interesse an meiner Arbeit kommt für mich überraschend. Ich denke beim Schreiben nicht an ein Publikum. Gertrude Stein sagte auf die Frage, für wen sie schreibe: „Für mich und ein paar Fremde.“ Das gefällt mir. Und dass diese paar Fremden derzeit mehr werden, erstaunt niemanden mehr als mich. Denn der einzige Grund, aus dem ich schreibe, ist die Lust: Ich muss mich amüsieren dabei.

SPIEGEL: Heißt das, Sie lachen über Ihre eigenen Einfälle, wenn Sie an Ihrer mechanischen Olympia-Schreibmaschine sitzen?

Genazino: Ja, das passiert mir zuweilen. Wenn sich Einfälle in eine Geschichte, in den Witz von drei Zeilen verwandeln – das ist Glück für mich.

SPIEGEL: Die Missgeschicke Ihrer Helden aus der „Abschaffel“-Romantrilogie oder dem Buch „Ein Regenschirm für diesen Tag“ scheinen nicht nur den Autor, sondern auch die Figuren selbst zu amüsieren – gehört das zum literarischen Programm?

Genazino: Ich habe kein Programm. Das einzige Kalkül, das meinem Schreiben zu Grunde liegt, besteht darin, dass ich mir in den siebziger Jahren gesagt habe: Ich will über etwas schreiben, was es noch nicht gibt. Ich wollte also die Welt der Angestellten beschreiben, in der ich mich ein bisschen auskannte. Die Leute sollten sagen: Da ist tatsächlich eine Lücke. Erst später habe ich gelernt, dass es doch einige bedeutende Vorläufer gab. Ich kannte zu dieser Zeit nur die Angestelltenromane von Martin Walser, aber der war mir nicht rabiat genug.

SPIEGEL: Inwiefern?

Genazino: Weil Walser eine Berührungsangst gegenüber der Peinlichkeit hat. Mir dagegen ist das Peinliche wichtig, es bewegt mich. Walser will seinen Figuren zum Beispiel nie die Einzelheiten von Bettszenen zufügen, ich möchte das absolut.

SPIEGEL: Und deshalb lassen Sie Ihre Leser in allen erbärmlichen Details miterleben, wie etwa der Held des „Regenschirm“-Romans mit Erektionsproblemen kämpft, bis ihn der von einer nackten Frau verströmte „Brotgeruch“ dann doch scharf macht?

Genazino: Mir geht es nicht darum, meine Figuren zu schützen. Sie sehen ihre Unzulänglichkeiten, das Hässliche im Detail – aber sie transformieren das, was sie sehen, zu einer Art innerer Belustigung. Bei Martin Walser, den ich sehr schätze, haben die Figuren dagegen immer den Gedanken der Vergeltung: Sie möchten zurückschlagen gegen das, was ihnen widerfährt.

SPIEGEL: Finden Sie auch die Schrecken des Alters und des körperlichen Verfalls komisch, die Sie in Ihrem noch unaufgeführten Theaterstück „Lieber Gott mach mich blind“ so gnadenlos schildern?

Genazino: Unbedingt. Das Thema des Stücks ist nicht so sehr das Alter und der Verfall, sondern der Kampf gegen den Körper überhaupt. Der Nahkampf vieler Menschen gegen ihr eigenes Gesicht, gegen ihre Figur, gegen ihre Transpiration. Dafür muss der Körper gar nicht alt sein. Der Kosmetiksalon ist ja nicht für Alte, die Schönheitschirurgie auch nicht. Und dort werden psychische und physische Massaker am Körper angerichtet – im Glauben, dass irgendwas am eigenen Körper einem besseren Leben im Weg steht. Das ist es, was mich interessiert: dass der Körper angeklagt wird, weil einen ein dicker Hintern oder eine kleine Brust angeblich an der sexuellen Erfüllung oder am Lebensglück hindert.

SPIEGEL: Sie haben geschrieben, dass Sie auf viele gar nicht wie ein Schriftsteller wirken. Sind Sie denn mit Ihrem Körper, mit Ihrem Aussehen zufrieden?

Genazino: Ich höre das oft, dass auch Frauen sagen: Der sieht ja gar nicht wie ein Schriftsteller aus. Aber ich bin zufrieden mit mir – also damit, wie ich aussehe.

REDUX PICTURES / LAIF

Körperkult in den USA: *„Nahkampf gegen die eigene Figur“*

SPIEGEL: Ihre Begabung fürs Komische haben Sie schon als Redakteur bei der legendären Frankfurter Satirezeitschrift „Pardon“ ausgelebt. Warum flogen Sie dort 1971 raus?

Genazino: Ich war zwei Jahre lang bei „Pardon“. Dann wurden dort alle jungen Redakteure gefeuert, auch Eckhard Henscheid war dabei: Wir wollten Mitbestimmung und ein Redaktionsstatut. Das war damals gerade aktuell.

SPIEGEL: War die Kündigung für Sie ein schwerer Schlag?

Genazino: Ich hatte zu kämpfen. Ich war Familienvater und hatte ein Kind zu versorgen. Und plötzlich war ich arbeitslos, meine Frau war auch Journalistin, ohne feste Anstellung. So kam ich dann zum Radio. Lange Jahre habe ich für das Radio gearbeitet und davon leben können.

SPIEGEL: Waren Sie, der da im Streit für Mitbestimmung seinen Job verloren hatte, in den siebziger Jahren generell ein linker Gesellschaftskritiker?

Genazino: Selbstverständlich. Ich habe zumindest die „Abschaffel"-Romane als engagierter Schriftsteller geschrieben. Ich hatte sehr ernsthaft die Idee, dass man aus meinen Büchern gar nichts anderes folgern konnte, als dass es mit der Gesellschaft so nicht mehr weitergeht.

SPIEGEL: Wann kam die Desillusion?

Genazino: Das war eine allmähliche Selbstaufklärung Ende der siebziger Jahre. Ich habe gemerkt, dass die Literatur nicht in die Gesellschaft wirkt, sondern auf den, der sie geschrieben hat. Das ist mir schmerzhaft klar geworden. Ich war so politisch engagiert, fast wie ein DDR-Autor, auch wenn ich dort als Abweichler ohne Klassenstandpunkt durchgefallen wäre. Dann habe ich gemerkt, wie vermessen es ist, wenn ein Autor auf die Gesellschaft einwirken möchte. Ich hatte von 1984 bis 1989 fünf harte Krisenjahre, auch buchlose Jahre, da dachte ich: Das ist es jetzt gewesen mit dem Schreiben. Dann habe ich lauter ganz kurze Sachen geschrieben und sie in einem Buch veröffentlicht. Die andere mögliche Richtung wäre die totale Kloake gewesen, der Abstieg in die Bordellkloake, in die Arbeitslosen- und Alkoholikerkloake, da liegt noch ein halber Roman in meiner Schublade.

„Pardon"-Cover (1968), Redakteur Genazino (r.) bei „Pardon"-Aktion (1971): *„Alle gefeuert"*

SPIEGEL: Was hätten Sie getan ohne Schriftstellerei?

Genazino: Ich dachte ja, es sei vorbei. Also habe ich voller Panik ein Studium nachgeholt. Germanistik, Philosophie und Soziologie. Das habe ich mit über vierzig mit dem Magister abgeschlossen, mit Note eins. Ich wusste, das muss sein, wenn ich einen Job haben will in diesem Alter. Ich habe von diesem Studium sehr profitiert. Ich bin dadurch ein anderer Autor geworden.

SPIEGEL: Glauben Sie heute überhaupt noch an die Erziehbarkeit des Menschen, zumindest die ästhetische?

Genazino: Die Leser sind nicht die breite Masse. Den Geschmack geben andere vor, das Fernsehen und die Massenmedien. Wir leben im Weltkleinbürgertum. Die Kleinbürger haben das Sagen.

SPIEGEL: Und doch sammeln Sie ihre Beobachtungen aus dem Alltag. Arbeiten Sie nur aus der Erinnerung?

Genazino: Nein. Ich habe zwar ein sehr gutes Gedächtnis und erinnere mich zum Beispiel noch genau an den braunen Woolworth-BH einer Frau, die ich vergangene Woche nach 30 Jahren wiedergesehen habe – genau so einen hat sie vor 30 Jahren getragen. Aber ich mache mir auch im Café, im Kaufhaus fortwährend Notizen auf kleinen Zettelchen, die ich bei mir trage. Zu Hause arbeite ich die aus und lege sie nach einem ausgeklügelten System in Ordnern ab. Mit Nummern und

POWER für Deutschland!
Unser Service für Ihre Sicherheit
POWER AIR KOSTENLOS
Die Reifenfüllung aus dem Rennsport für konstanteren Luftdruck
Winter-Alu-Komplettrad
MICHELIN
Reifen:
195/65 R 15 TL M+S
T91 ALPIN A2
139,00
z.B. für Audi A3, A4; BMW-3er; VW Passat, Golf IV, V; Opel Astra H, Vectra C
ADACmotorwelt
besonders empfehlenswert
www.adac.de
NEU!
Über 300 Servicecenter in Deutschland
Reifen
Räder
Bremsen
Ölwechsel
Stoßdämpfer
EUROMASTER
Alles dreht sich nur um Sie.
www.euromaster.de

Überschriften, etwa: „Hund im Café“ oder „Alter Mann im Pissoir“. Ich habe immer noch die Übersicht, auch wenn es mittlerweile gut 30 Leitz-Ordner sind. Die Hauptarbeit ist das Verknüpfen der Teile, das Verschmelzen.

SPIEGEL: Heißt das, es kommt beim Schreiben wenig Neues dazu?

Genazino: In der Hauptsache bestehen meine Bücher aus diesem Material. Das darf der Leser aber natürlich nicht merken.

SPIEGEL: Es fällt auf, dass Ihre Bücher an Umfang abnehmen und oft nur 150 Seiten dick sind. Woran liegt das?

Genazino: Ich muss Ihnen gestehen, dass ich eine Art Todespanik davor habe, etwas nicht rechtzeitig fertig zu bekommen. Ich finde es schlimm mir vorzustellen, ich könnte tot umfallen und ein Fragment hinterlassen. Selbst bei diesen kurzen Romanen geht mir das gegen Ende so. Ich bekomme Schweißausbrüche. Das ist irrational – und auch wieder nicht: Ich bin schließlich 61.

SPIEGEL: Die Kritiker loben Sie meist als den großen Unpathetischen unter den deutschen Autoren. Ist diese Scheu vor dem Pathos auch Angst vor dem Risiko, sich zu blamieren?

Genazino: Ich glaube es ist Klugheit, die mich da zur Zurückhaltung zwingt. Es gibt doch ganz wenig gelungenes Pathos. In der Lyrik da und dort bei Stefan George, bei Rilke und Ingeborg Bachmann, im Roman in Camus’ „Der Fremde“. Gelungenes Pathos ist sehr, sehr selten. Ich glaube jedenfalls nicht, dass ich’s hinkriege. Und wenn ich es versuche, gefällt es mir nicht. Plötzlich wird der Kitsch sichtbar. Oder eine heroische Weinerlichkeit, die auch merkwürdig ist. Man muss den Ton genau treffen. Ich kann es nicht.

SPIEGEL: Warum kommen die Schrecken des Dritten Reichs kaum vor in Ihren Büchern?

Genazino: Ich schrecke davor zurück. Man muss diesen winzigen, schmalen Pfad treffen. Ich habe es in meinem Buch „Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman“ so angedeutet, wie ich es kann. Dort habe ich geschrieben, dass in den fünfziger Jahren das Entsetzen der Menschen noch in den Gesichtern abzulesen war.

SPIEGEL: Dort heißt es: „Es gab weit und breit niemanden, der von ihnen verlangte, dass sie fröhlich, erfolgreich, lustig, optimistisch oder sonstwie sein sollten.“ Aber waren die Deutschen damals nicht weniger über die deutsche Schuld an den Nazi-Gräueln entsetzt als über Trümmer und Zerstörung?

Genazino: Nein, die waren schon über die KZ und das Morden dort entsetzt. Es gab nicht diese Entsetzenskultur, die wir heute haben, diese Denkmale, Filme, Artikel, die jetzt fortwährend zu sehen sind. Heute gibt es statt der privaten Gedächtniskultur eine allgemeine Entsetzenskultur.

SPIEGEL: Stört Sie die?

Genazino: Nein: Der Umgang mit diesem Thema ist immer bizarr. Meine private Bizarrerie besteht darin, dass ich seit meinem 16. Lebensjahr Holocaust-Bücher lese. Ich war zweimal in Auschwitz. Mein Gedächtnis ist übereifrig und überpräzise. Ich träume nachts davon, und ich träume mich als Täter – das ist eine Folge von 40 Jahren KZ-Literatur. Ich muss aus Gründen meiner eigenen Lebensfreude etwas dagegen haben, dass ich mich als KZ-Mann träume.

SPIEGEL: Heißt das, Sie lehnen sich, ähnlich wie Martin Walser, gegen die immer gleichen Erinnerungs- und Schuldreflexe auf?

Genazino: Nein, denn es ist sinnlos, dagegen zu polemisieren. Es gibt ja tatsächlich einen Verlust des Weltvertrauens durch den Holocaust, durch den Massenmord der Nazis. Das ist eine Kulturlast, die wir mit uns herumschleppen.

SPIEGEL: Was wird das Thema Ihrer Büchnerpreis-Rede sein?

Genazino: Ich werde über Langeweile reden, dieses in „Leonce und Lena“ zum ersten Mal im großen Stil behandelte moderne Thema: Die mehr und mehr um sich greifende Langeweile, die vollständige Ratlosigkeit der Gesellschaft angesichts der Freizeitkatastrophe.

Interview: Volker Hage, Wolfgang Höbel

MARTIN ARGLES / THE GUARDIAN

Popkünstler Duffy
„Immerhin bin ich noch am Leben“

POP

Champagnertour zu sechst

Bisher wurde der Musiker Stephen Duffy nur von ein paar treuen Fans verehrt. Nun macht er als neuer Songschreiber des Superstars Robbie Williams Furore.

Es gibt ein paar Momente im Leben des Sängers und Liederschreibers Stephen Duffy, in denen er großes Gespür für gewagte Entscheidungen bewiesen hat. Zum Beispiel an jenem Nachmittag in einem Hotelzimmer in Kalifornien im Jahr 1983, als das Telefon klingelte und der Anrufer den Briten bat, doch ein paar Songs zu schreiben für das neue Album einer jungen Sängerin, die bereits ein paar erste Erfolge gehabt hatte: „Ich fühlte mich einsam in Los Angeles und wollte nur möglichst schnell zurück nach Hause. Und deshalb sagte ich ab“, berichtet Duffy. Die Sängerin hieß Madonna.

Ein anderes Beispiel für Duffys Talent zu mutigen Entschlüssen ist der Tag im Jahr 1979, als er sich von jener Band trennte, die er mit zwei Kumpels auf der Kunsthochschule gegründet hatte. Die Jungs mussten sich einen neuen Sänger und Songschreiber suchen, nahmen „grauenvolle Lieder“ auf, wie Duffy findet – und wurden unter dem Namen Duran Duran eine der erfolgreichsten Popgruppen der achtziger Jahre.

Stephen Duffy, 44, aufgewachsen in einer Arbeiterfamilie in Birmingham, ist daran gewöhnt, dass er in Musikzeitschriften wie dem britischen Magazin „Mojo“ als einer der größten Pechvögel der Popgeschichte aufgeführt wird. „Immerhin bin ich im Gegensatz zu vielen Musikern, die in solchen Storys vorkommen, noch am Leben“, sagt Duffy.

Außerdem darf sich der Mann nun darüber freuen, nach etwa zwei Jahrzehnten im Musikgeschäft doch noch mal spektakulär im Rampenlicht zu stehen und die Segnungen des Ruhms zu erfahren. Duffy ist der Mann, der dem britischen Superstar Robbie Williams mit seinem Songschreiberhandwerk zu neuem Glanz verhelfen soll – und das scheint bestens zu klappen.

Der Sänger Williams nämlich meldet sich derzeit mit viel Radau wieder zurück im Geschäft, nachdem er sich für längere Zeit in sein Haus in Los Angeles zurückgezogen hatte. Der von Duffy und Williams gemeinsam fabrizierte Song „Radio“ galt als die wohl am heißesten erwartete Single dieser Popsaison und hat es in den britischen Hitparaden sogleich auf den ersten Platz geschafft (in Deutschland immerhin auf den zweiten) – und Duffy konnte den ersten Nummer-eins-Hit seiner Karriere feiern, indem er, wie er gut gelaunt berichtet, in klassischer Popstarmanier „sofort mit fünf Frauen Champagner trinken ging“.

In dieser Woche erscheint zudem ein Album mit den größten Robbie-Williams-Hits, das neben „Radio“ ein weiteres neues, von Duffy mitverfasstes Lied enthält. Das trägt den Titel „Misunderstood“, ist eine schöne Feuerzeug-Ballade und wird auf dem Soundtrack der Fortsetzung des Kinoerfolgs „Bridget Jones“ zu hören sein.

Gleichfalls in dieser Woche kommt die deutsche Übersetzung der von einem britischen Journalisten verfassten Williams-Biografie „Feel“ auf den Markt, für die der Buchhandel bereits 80 000 Vorbestellungen gemeldet hat: Das Teenageridol Williams wird darin als sehr unglücklicher, auch in der Liebe erschreckend erfolgloser junger Mann geschildert.

ACTION PRESS

Entertainer Williams
Neuer Glanz für den einsamen Star

Duffy beschreibt seinen 14 Jahre jüngeren Musikerkollegen hingegen als durchaus fröhlichen, wenngleich sensiblen Musiker: „Ich kenne Rob durch gemeinsame Freunde seit Jahren. Er hatte schon mehrmals vorgeschlagen, gemeinsam etwas zu produzieren. Aber ich war einfach der falsche Mann, um die Art von Hits zu schreiben, mit denen er bisher so erfolgreich war“, sagt er. Nun aber sei Williams entschlossen zu einem neuen Anfang.

Die Manager von Williams’ Plattenfirma hören derlei wohl nicht ganz ohne Sorgen. Denn Duffy hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten mit seiner eigenen Band The Lilac Time viele Platten aufgenommen, die von den Kritikern gefeiert wurden – und sich kaum verkauften.

Tatsächlich bieten die Lilac-Time-Alben, deren jüngstes „Keep Going“ heißt, wunderbaren, höchst melodischen Gitarrenpop, dem man die Abstürze anhört, die der Musiker hinter sich hat: Nachdem sich Duffy jahrelang mit Drogen und kurzen Liebesaffären vergnügt hatte, „war ich irgendwann so deprimiert, dass ich mich einer langen Therapie unterziehen musste“, erinnert er sich.

Angesichts von Stephen Duffys neuem Ruhm wurde nun auch das lange vergriffene Werk „Music in Colors“ neu aufgelegt – eine Sammlung umwerfend schöner Lieder, die der Musiker vor gut zehn Jahren mit dem Stargeiger Nigel Kennedy aufgenommen hat und die an die besten Momente von Simon and Garfunkel oder Leonard Cohen erinnert. Als „erhabene Sammlung von schimmerndmelodischen Popsongs“ wird das damals weitgehend ignorierte Werk jetzt in der britischen Zeitung „The Guardian“ gefeiert.

Kann also sein, dass auch Duffys selbst gesungenen Liedern nun die Aufmerksamkeit zuteil wird, die sie verdienen. Kann aber auch sein, dass der Stil seiner Songschreiberei alte Robbie-Williams-Fans eher verstört: „Zum ersten Mal in meiner Karriere trage ich richtig Verantwortung“, sagt Duffy, „wenn es um meine eigene Karriere ging, habe ich immer höchst unverantwortlich gehandelt.“

Das klingt fast ein wenig stolz.

Aber, sagt Duffy: „Wäre ich mit Duran Duran oder Madonna zu früh berühmt gewesen, das hätte mich gekillt. Erst jetzt bin ich alt genug, um mit dem ganzen Wahnsinn klarzukommen.“ CHRISTOPH DALLACH

TIERE

Heilige Kühe mit Mikrochips

THE IMAGE WORKS / VISUM

Herrenlose Kuh in Neu-Delhi

Auf den Straßen Indiens herumlaufende Kühe bereiten den Behörden seit langem Kopfzerbrechen. Sie machen reichlich Dreck und behindern den Verkehr. Kaum jemand weiß, wem welches Tier gehört. Das Chaos nutzen kleine Banden aus, die herumstreunende Rinder als ihr Eigentum ausgeben und damit Subventionen als Milchbauern einstreichen. Die Stadtverwaltung von Neu-Delhi will diesem Missbrauch nach zahlreichen erfolglosen Versuchen nun ein Ende bereiten. Milchbauern sollen künftig einen batterielosen Sensor an ihre Kühe verfüttern. Der Siliziumchip in Form einer Gewehrkugel wandert in den Magen der Tiere und soll dort nach Angabe der Herstellerfirma für den Rest ihres Lebens verbleiben. Durch das Gerät erhält jede Kuh eine Identifikationsnummer – vergleichbar dem Nummernschild eines Autos. Herumstreunende Kühe erhalten keinen Mikrochip und sind so leicht als herrenlos zu identifizieren. Sie sollen dann eingefangen und auf Auktionen verkauft werden. Das internationale Patent für eine solche Anwendung des Registrierungssensors hält eine kleine indische Firma. Deren Chef Ashish Anand rechnet allenfalls „mit einer Portion Milch von den Bauern als unsere Bezahlung“.

RAINER WEISFLOG

Flugsimulator für den Airbus A 320-212

LUFTFAHRT

Mehr Schalter im Cockpit

Britische Forscher haben herausgefunden, wie die Armaturen im Cockpit sicherer gestaltet werden könnten. Nichts setzt einen Flugzeugführer stärker unter Druck als der Start und die Landung. In diesen Flugphasen muss der Pilot ein Bündel verschiedener Arbeitsschritte parallel bewältigen. Um ihn nicht durch eine zu große Anzahl von Knöpfen, Anzeigen und Hebeln zu verwirren, werden sie häufig mit mehreren Funktionen belegt („Multifunktionsarmaturen“). So soll der Pilot leichter den Überblick behalten. „Unsere Experimente haben jedoch gezeigt, dass häufig genau das Gegenteil der Fall ist“, behauptet nun Greg Davis von der University of Cambridge. Das menschliche Gehirn komme mit vielen Schaltern und Displays offenbar sehr wohl zurecht, wenn diesen im Gegenzug nur jeweils eine Funktion zugeordnet ist („Multiobjektarmaturen“). In diesem Sinne, fordert Davis, sollte das Design der Cockpits verbessert werden.

MEDIZIN

Robodoctor Rudy

Die Ärzte im Davis Medical Center der University of California werden künftig ihre Patientenbesuche einem Roboter übertragen. Mit Rudy, dem Robodoctor, können sie Visiten von zu Hause oder vom Büro aus durchführen. Über Kamera, Bildschirm, Mikrofon und Lautsprecher ist eine Kommunikation mit Patienten und Angehörigen möglich; ferngesteuert kann die Kamera auch heranzoomen, um den Zustand von Weh und Wunden zu begutachten. Gelenkt wird der 1,68 Meter große rollende Arzt-Roboter per Joystick; Bild und Ton werden über das drahtlose Kliniknetzwerk übertragen. Angeblich bevorzugen Patienten eine Nachsorge von dem Arzt, den sie bereits kennen – selbst dann, wenn der nur per Roboter und Videobild vorbeischaut. Während einer Testphase sollen am Davis Medical Center nun die Genesungszeiten der Patienten, die konventionell versorgt werden, mit denen verglichen werden, die Robodoctor Rudy per Televisite betreut.

EMI MANNING / DAVIS MED. CENTER

Robodoctor Rudy, Schwester

GROSSMANN / LAIF

Peruaner beim Kartoffelsortieren

KULTURGESCHICHTE

Verkanntes Ackergold

Die Mahlzeit des armen Mannes besteht aus einer großen und einer kleinen Kartoffel“ – als die Iren dieses Sprichwort prägten, hatte die Andenknolle die Phase der schlimmsten Missachtung gerade hinter sich. Mit den spanischen Eroberern kam das Ackergold der Inkas um 1570 nach Europa, vielleicht als Kuriosum in der Hosentasche eines Konquistadors. Das vorzügliche Wesen der Kartoffel – zäh und winterhart, nahrhaft und vitaminreich – blieb den Europäern über zwei Jahrhunderte verschlossen. Im 17. Jahrhundert rankten sich Mythen um ihre Giftigkeit, dann erst wandelte sie sich zum Armeleuteessen. „Die Kartoffel erscheint uns auch heute noch hässlich, gewöhnlich und wenig beachtenswert“, schreibt Larry Zuckerman in seiner amüsanten Alltags- und Kulturgeschichte der unscheinbaren Knolle*. Dabei sei die Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit ihr nicht weniger verbunden als mit der Erfindung der Dampfmaschine. Vom späten 18. Jahrhundert an löste ihr Siegeszug im hungernden Europa Bevölkerungsexplosionen aus und befreite die Bauern aus der Getreide-Abhängigkeit; Kartoffelkrankheiten wiederum brachten große Hungersnöte. Während die Engländer noch urteilten, der Kartoffel hafte der Makel des Vulgären an, fand sie im kulinarisch verständigeren Frankreich durch den Suppentopf ihren Weg ins Herz der Franzosen. Schnell eroberte sie Kleingärten und Imbissbuden. Die ersten Pommes frites, die um 1870 in Frankreichs Städten auftauchten, schwammen noch in Pferdefett. Später verschmähte nicht einmal Starkoch Paul Bocuse die köstlichen Erdäpfel.

* Larry Zuckerman: „Die Geschichte der Kartoffel. Von den Anden bis in die Fritteuse“. Claassen-Verlag, Berlin; 304 Seiten; 21 Euro.

ARTENSCHUTZ

Affen-Tod am Amazonas

Etwa 3,5 Millionen Primaten werden jährlich im Amazonasgebiet gewildert, warnt die Tierschutzorganisation „Pro Wildlife“. Ganze Arten, etwa der in den Regenwäldern der Anden lebende Gelbschwanzwollaffe, seien in ihrer Existenz bedroht. Weniger als 250 Exemplare dieser Spezies lebten derzeit noch. Während über die Affenjagd in Afrika häufig berichtet werde, gerate der Massenexitus der Artgenossen in Südamerika aus dem Blick, kritisiert Pro-Wildlife-Biologin Sandra Altherr. Auch in Südamerika verlieren die Tiere ihren Lebensraum durch Abholzung und Brandrodung. Altherr: „Mit der Lebensraumvernichtung geht die Wilderei einher; immer abgelegenere Gebiete werden durch Landerschließung für Jäger zugänglich.“ Zwar seien Perus Affen geschützt, „doch die Behörden greifen kaum gegen das Anbieten von gewildertem Affenfleisch durch“, kritisiert die Tierschützerin.

Gelbschwanzwollaffe

WILDLIFE

NEUROWISSENSCHAFT

„Großartige Gehirne“

Wolf Singer, 61, Direktor am Frankfurter Max-Planck-Institut für Hirnforschung, zum „Manifest über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung“

SPIEGEL: In dieser Woche veröffentlichen Sie mit zehn Kollegen ein neurowissenschaftliches Manifest. Warum dieser Schritt?
Singer: Jeder von uns beschäftigt sich mit anderen Fragen: Der eine will verstehen, was in den einzelnen Zellen passiert, der nächste ist daran interessiert, wie im Gehirn die Sprache organisiert wird. Wir alle haben aber ein gemeinsames Ziel, das wir in dem Manifest zum Ausdruck bringen: Wir wollen den neuronalen Code entschlüsseln.
SPIEGEL: Was verstehen Sie darunter?
Singer: Milliarden von Neuronen, die an unterschiedlichen Gehirnstellen aktiv werden, sind beteiligt, wenn der Mensch eine Kaffeetasse erkennt, wenn er spricht, traurig ist, eine Symphonie hört. Das Erstaunliche: Nirgendwo sitzt eine übergeordnete Instanz, die alles lenkt. Das Zusammenspiel der Nervenzellen organisiert sich selbst. Wie Information dabei im Gehirn abgebildet wird, ist offen. Wir wissen noch nicht, nach welchen Gesetzen oder Codes das funktioniert.
SPIEGEL: In Zukunft, so heißt es in dem Manifest, könnten Hirnforscher Schizophrenie oder Depression besser verstehen oder gar verhindern. Wecken Sie da nicht zu viel Hoffnung?
Singer: Warum Manisch-Depressive an Stimmungsschwankungen leiden, woher die Denkstörungen bei Schizophrenie kommen, ist uns noch ein Rätsel. Doch es wird kein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Wir müssen aber erst durchschauen, wie Gedanken im Gehirn entstehen, bevor wir deren Störungen verstehen. Eine kausale Therapie liegt folglich noch in ferner Zukunft.

BERT BOSTELMANN / BILDFOLIO

Singer

SPIEGEL: Ethiker fürchten, die Hirnwissenschaft könne den Menschen – sein Bewusstsein, seine Seele, seine Gefühle – auf das Feuern von Neuronen reduzieren. Was halten Sie dem entgegen?
Singer: Natürlich gehen auch die höchsten mentalen Funktionen auf neuronale Prozesse zurück. Aber das ändert ja nichts an dem Mysterium Mensch. Gehirne schaffen Wunderbares: Sie komponieren, sie haben tiefe Gefühle. Von ihnen kommt alles, was unsere kulturelle Welt ausmacht – und wenn wir diese großartig finden, sollten wir auch unsere Gehirne großartig finden.

GARY HIGGINS / THE PATRIOT LEDGER

Versuchsperson Nagle: *100 feine Messfühler aus Silikon lauschen auf die Kommandos des Gehirns*

HIRNFORSCHUNG

Wunschmaschine im Kopf

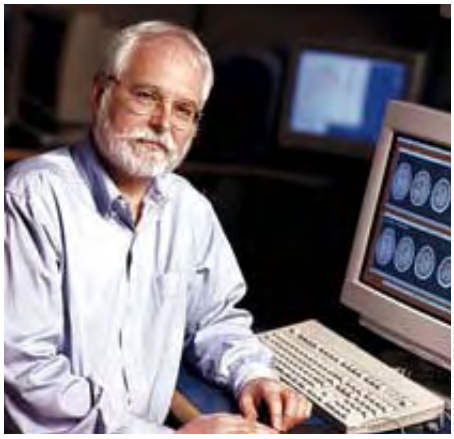
Der Amerikaner Matthew Nagle lebt als erster Mensch mit einem Chip im Gehirn, der seine Gedanken liest und umsetzt. So kann der Querschnittsgelähmte von ferne Computer, Fernseher und Heizung steuern – und eines Tages vielleicht auch Arme und Beine.

Für einen Mann, der seit Monaten ein Loch im Kopf hat, ist Matthew Nagle, 24, in guter Verfassung. Er sitzt im Rollstuhl und malt eifrig Kreise auf dem Bildschirm seines Computers. Nagles Hände liegen dabei reglos im Schoß: Er ist vom Hals abwärts gelähmt.

Es genügt, dass er denkt, er malt.

Am Kopf hat der Gelähmte eine kleine Steckdose; mit zierlichen Schrauben aus Platin ist sie im Schädelknochen verankert. Unter diesem Sockel, direkt auf der Hirnrinde, sitzt das Abhörgerät, das auf Nagles gedachte Steuerkommandos lauscht: ein winziger Chip, kaum so groß wie ein Hemdknopf.

Nagle stellt sich vor, er male einen Kreis, und der Kreis erscheint.



BROWN UNIVERSITY

Hirnforscher Donoghue
Neues Leben für gelähmte Gliedmaßen

Der Mann im Rollstuhl kann auch sonst schon eine Menge mit seiner eingebauten Wunschmaschine im Kopf anfangen: Er knipst sich durch die Programme seines Fernsehers, stellt den Ton leiser, macht das Licht aus oder ruft seine neuen E-Mails zum Lesen auf. Manchmal versucht er sich auch an dem Computerspiel Tetris und räumt tapfer die herabfallenden Klötzchen weg, wenngleich er noch nicht weit damit kommt.

Aber das ist erst der Anfang. Nagle glaubt fest daran, dass er eines Tages, über gezielte elektrische Nervenreize, sogar seine eigenen Arme wieder bewegen kann. Und die Aussichten sind nicht schlecht.

Nagle ist der erste Mensch, dem dauerhaft ein Chip zur Gedankensteuerung ins

Hirn gepflanzt wurde. Die US-Firma Cyberkinetics hat die Technik entwickelt, zusammen mit Forschern der Brown University im Bundesstaat Rhode Island. Sie verheißt neues Leben für schwer Gelähmte, die auf ewig in ihrem Körper gefangen schienen. Manche, wie der kürzlich verstorbene Schauspieler Christopher Reeve, haben mit Mühe wenigstens die Sprache wiedererlangt. Andere können sich nur noch mit Augenzwinkern verständigen.

Da wäre selbst das simple Herumsteuern des Mauszeigers ein Segen. Nagle beherrscht das bereits nach drei Monaten Übung. Zwar geraten die Kreise noch sehr krakelig, und in einem von acht Versuchen geschieht gar nichts. Aber der Pionier hat gerade erst begonnen; zehn Monate liegen noch vor ihm.

Die Firma hatte ihr System namens Braingate zuvor jahrelang an Affen verfeinert. Im Frühjahr erschien es den zuständigen Prüfern gut genug: Die Gesundheitsbehörde FDA genehmigte einen Menschenversuch.

Auf Nagle stießen die Forscher von Cyberkinetics in einem Ostküstenstädtchen nahe Boston. Der junge Mann, ehemals ein gefeierter Spieler im örtlichen Football-Verein, war vor gut drei Jahren in eine nächtliche Straßenschlägerei geraten. Er erinnert sich noch, dass jemand etwas von einem Messer schrie. Dann fiel er um.

Seit diesem Tag ist Nagle gelähmt; er lebt in einem Hospital und wird künstlich beatmet. Die Klingenspitze steckt immer noch in seinem Rückgrat.

Der Chip, den der junge Mann nun im Kopf trägt, hat 100 haarfeine Messfühler aus Silikon. Anderthalb Millimeter tief ragen sie ins Zellgewebe des Motorcortex. Das ist jener Teil der Hirnrinde, der Arme und Hände steuert.

Wenn Matthew Nagle sich vornimmt, den Mauszeiger zu bewegen, greift er einfach auf sein gewohntes Repertoire zurück. „Er stellt sich vor, er fährt mit dem Zeigefinger über den Monitor“, sagt Tim Surgenor, Chef von Cyberkinetics. „Und der Cursor folgt ihm dann, mehr oder weniger genau.“

Was allerdings wirklich geschieht, ist beängstigend konfus: Unzählige Hirnzellen feuern in rasender Folge ihre elektrischen Signale ab – nirgends eine Spur von irgendwie lesbaren Gedanken. Der Computer muss den größten Teil dieser Erregungsmuster herausfiltern. Den Rest sucht er blitzschnell nach Hinweisen darauf ab, was der Gebieter gerade wünschen mag – auszuführen möglichst im gleichen Augenblick. Eine enorme Leistung, meint Surgenor: „Wir bekommen ja immer noch zehn Millionen Signale pro Sekunde.“

Noch vor zehn Jahren schien es fraglich, ob sich aus dem Signalgewitter der Hirnzellen überhaupt etwas herauslesen lässt. Heute wissen die Forscher: Gerade im Motorcortex ist der Wirrsal nicht ganz so verheerend. Millionen von Neuronen erregen sich hier gemeinsam, ehe der Mensch etwa die Hand hebt. Sie arbeiten wie ein riesenhaftes Orchester. Deshalb genügt es für den Anfang, die Impulse von einigen Dutzend Zufallszellen zu belauschen. Auch wer von Symphonikern nur eine Violine und die Tuba hört, ahnt ja bald, was gespielt wird.

Bis zum 22. Juni dieses Jahres galt das alles nur in der Theorie und im Tierversuch. An jenem Tag rollte man Matthew Nagle in den Operationssaal. Der Hirnchirurg Gerhard Friehs öffnete den Schädel und schraubte zunächst die Steckdose in den Knochen. Dann griff er zu einer Art Luftpistole, mit der sich der Chip präzise einpassen lässt; im Bruchteil einer Millisekunde war der Winzling in die Hirnrinde gestempelt. So blieb dem Gewebe keine Zeit, sich unter dem Druck der dicht gepackten Nadeln einzubeulen oder zu krumpeln.

Eine Operation am offenen Denkorgan ist heikel genug, zumal wenn das Loch dann über Monate nicht geschlossen wird. „Unsere größte Sorge war, die Wunde könnte sich entzünden“, sagt Friehs. „Aber bis jetzt sieht alles sehr gut aus.“

Ein gutes Jahr sollen die Gerätschaften vorerst in Matthew Nagles Kopf bleiben. Sie bestehen aus Stoffen, die das Gehirn nicht gleich abstößt: Glas, Silizium, Platin. Ein Bündel von hundert haarfeinen, vergoldeten Kabeln verbindet den Chip mit der nahen Steckdose im Schädeldach.

Drei Wochen nach dem Eingriff ging Nagles Hirnimplantat erstmals auf Empfang. Und schon in den ersten Versuchen zeigte sich der größte Vorzug der Methode: Der Pionier der Gedankensteuerung muss sich nicht übermäßig auf seine Ziele konzentrieren. Es schadet nichts, wenn er nebenher den Kopf wegdreht und mit einem Nebenmenschen plaudert.

Andere Verfahren erlauben das nicht. Die meisten Forscher belauschten bislang die Hirntätigkeit mit Elektroden, die sie außen auf dem Kopf anbrachten. Das erspart zwar die heikle Operation, dafür gelingt aber die Steuerung fast nur unter Laborbedingungen: Die Gedankenpiloten sitzen in einem schallgedämpften, abgedunkelten Raum. Geht auch nur das Licht an, bricht sofort die Kontrolle zusammen.

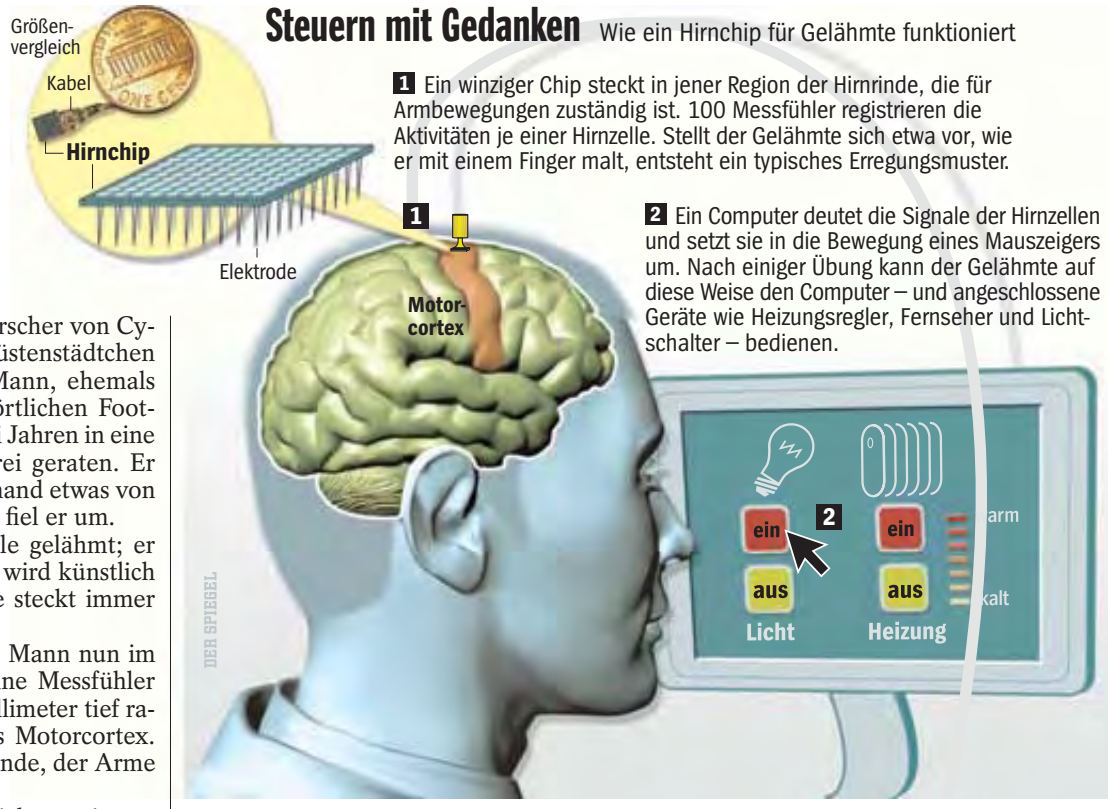
Die Signale, die durch die Schädeldecke dringen, sind einfach zu schwach und zu verschwommen. Außerdem erhaschen die Elektroden immer nur die Summe der Aktivitäten vieler Millionen Hirnzellen. Und nicht alle sind vorschriftsmäßig auf den Mauszeiger am Monitor konzentriert. Auch ein aufsteigendes Magengrimmen und das Haar auf der Nase des Assistenten lösen aufgeregte Gewitter im Oberstübchen aus.

„Für einfache Aufgaben genügt die Methode“, sagt der Tübinger Hirnforscher Niels Birbaumer. „Aber für feinere Handbewegungen brauchen wir wohl Implantate.“

Die Mehrheit der Zunft hält deshalb den Weg direkt ins Hirn für den aussichts-

Steuern mit Gedanken

Wie ein Hirnchip für Gelähmte funktioniert



1 Ein winziger Chip steckt in jener Region der Hirnrinde, die für Armbewegungen zuständig ist. 100 Messfühler registrieren die Aktivitäten je einer Hirnzelle. Stellt der Gelähmte sich etwa vor, wie er mit einem Finger malt, entsteht ein typisches Erregungsmuster.

2 Ein Computer deutet die Signale der Hirnzellen und setzt sie in die Bewegung eines Mauszeigers um. Nach einiger Übung kann der Gelähmte auf diese Weise den Computer – und angeschlossene Geräte wie Heizungsregler, Fernseher und Lichtschalter – bedienen.

Schon wieder Harndrang?

Ohne Harndrang lebt's sich leichter

Sie sind im besten Alter. Alles läuft – bis auf's "Wasserlassen". Schuld ist meist die Prostata, die jedem 2. Mann über 50 Probleme bereitet.

Vertrauen Sie deshalb auf Prostagutt® forte, das meistgekaufte pflanzliche Präparat gegen dieses tückische Männerproblem. Seine einzigartige Wirkstoff-Kombination aus Sabal-Früchten und Urtica-Wurzeln vermindert den häufigen Harndrang wirksam und effektiv.

Wirkt Tag und Nacht

Ohne dabei die Potenz zu beeinträchtigen! Warten Sie nicht länger, fragen Sie Ihren Apotheker nach Prostagutt® forte (rezeptfrei). Denn ohne Harndrang lebt's sich leichter.

Prostagutt® forte:
- einzigartige Wirkstoff-Kombination
- vermindert den Harndrang
- wirkt rein pflanzlich

www.prostagutt.de

Leichter leben ohne Harndrang

Prostagutt® forte. Anwendungsgebiete: Beschwerden beim Wasserlassen bei Altersprostata. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel, Karlsruhe. Stand: 06/2004 P/06/04/1/1

reichsten. Etliche Teams haben sich auch schon an Implantaten versucht. Bislang waren aber immer nur wenige Messfühler im Einsatz, die allenfalls grobe Steuerbefehle lieferten. Oder die Apparatur wurde nach kurzer Zeit wieder entfernt. Für den Alltag taugte das noch nicht.

Aber das Wettrennen der Gedankenleser gewinnt an Tempo – nach Kräften befeuert von der US-Militärforschungsagentur Darpa. Deren Strategen träumen von wundersam gedankengesteuerten Jagdbombern, und sie verteilen eine Menge Geld an die Wissenschaftler.

Allein 26 Millionen Dollar bekam der Neurologe Miguel Nicolelis an der Duke University im amerikanischen Durham. Nicolelis übte drei Jahre lang mit einem Affen, der 320 Elektroden im Hirn trug. Die Messfühler befanden sich an der Spitze feiner, biegsamer Drähte, die der Forscher in die Hirnmasse gesenkt hatte. Das Verfahren ist noch fern von aller Produktreife. Aber Nicolelis zeigte, welche Möglichkeiten in der Technik stecken: Dem Affen gelang es, einen Roboterarm in alle Richtungen zu bewegen und nach Gegenständen zu greifen; sein eigener Arm war dabei festgeschnallt.

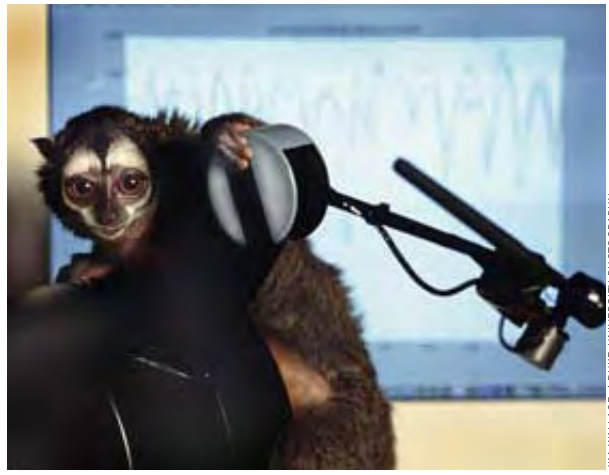
Ähnlich lässt sich ein lebender, aber gelähmter Arm elektrisch steuern. Daran arbeitet der Grazer Hirnforscher Gert Pfurtscheller. Einem querschnittsgelähmten Studenten konnte er bereits etwas Leben in die linke Hand zaubern. Drei Elektrodenpaare am Unterarm reizen die Muskeln zu einer vorbestimmten Aktionsfolge: Hand auf, Finger einkrümmen, Daumen schließen. Die Signale kommen von Elektroden am Kopf, die den Motorcortex von außen abhören. Das Verfahren ist langsam und auf die Greifbewegung beschränkt, aber es ist ein Anfang.

Matthew Nagle hingegen mit seinem Hirnchip bugsiert bislang nur einen Mauszeiger über eine Fläche. Sein nächstes Ziel, ehrgeizig genug, ist die Eroberung des Mausklicks. Er soll sich vorstellen, er schließe die Hand zur Faust. Das liefert dem Computer eine neue Klasse von Signalen, die sich vom reinen Bewegungswunsch unterscheiden. „Dann kann Matthew auf einer Bildschirmtastatur E-Mails tippen“, sagt Jon Mukand, Neurologe an der Brown University, der den Versuch überwacht. Es wäre immer noch eine langwierige Arbeit; aber der Mausklick eröffnet dem Mann im Rollstuhl das ganze Internet.

Auf lange Sicht will auch Cyberkinetics die Gelähmten zum Gebrauch ihrer eigenen Glieder ertüchtigen. Dem Hirnforscher John Donoghue, der die Firma gegründet hat, schwebte das von Anfang an vor. Die Braingate-Technik entwickelte Donoghue an der Brown University, wo er die Fakultät für Neurowissenschaften leitet. Eines fernen Tages, so glaubt er, könnte sich der erste Querschnittsgelähmte aus seinem Rollstuhl erheben und – mittels elektrischer Impulse – ein Bein vors andere setzen.

Bei Implantaten für Menschen hat Donoghues Firma inzwischen einen beträchtlichen Vorsprung erlangt. Weitere vier Probanden sollen demnächst bei der laufenden Pilotstudie einsteigen. Anschließend ist ein größerer Versuch geplant. Bis zu 60 Fallstudien, schätzt die Firma, werden nötig sein, ehe die FDA die Marktzulassung erteilt.

Die letzte Kohorte der Teilnehmer trainiert dann vielleicht schon mit den Geräten der nächsten Generation, die längst in Arbeit sind. Es gibt vieles zu verbessern. Vor allem kann kein Mensch sehr lange mit einem Loch im Kopf leben. Der Chip der Zukunft soll deshalb auf Dauer eingepflanzt werden; seine Daten funkt er direkt an den Rechner.



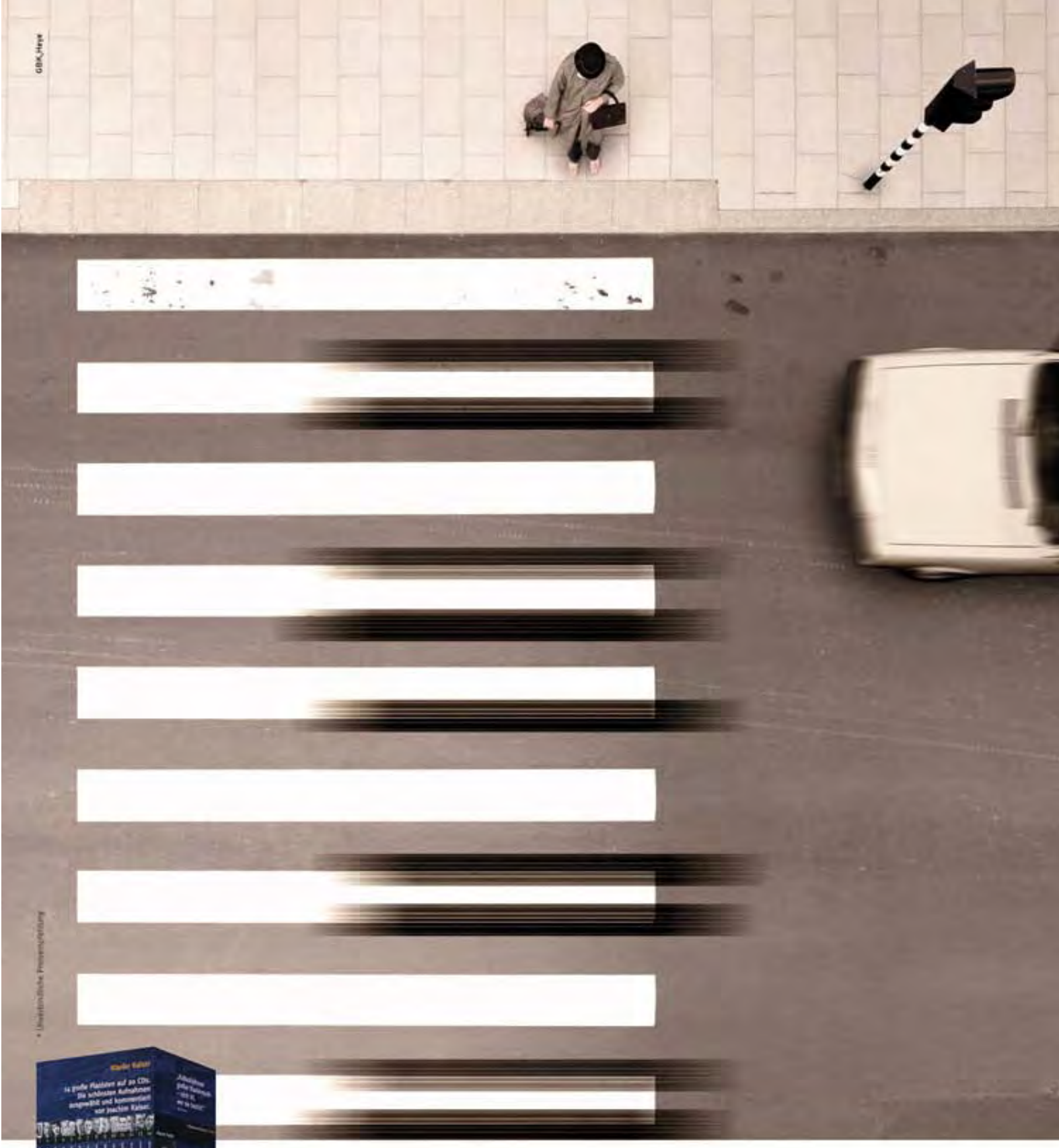
JIM WALLACE / DUKE UNIVERSITY PHOTOGRAPHY

Affenversuch mit Hirnchip*: *Gedanken steuern Roboterarm*

Nur ist im Kopf nicht viel Platz für Elektronik und Batterien. Cyberkinetics will eine winzige elektronische Lauscheinheit unter die Haut dicht hinter dem Ohr verpflanzen. Mit einem Magneten lässt sich bei Bedarf von außen ein Empfänger daran heften, der dann drahtlos die Signale des Hirnchips durch die Haut gesendet bekommt. Auf demselben Weg wird umgekehrt der Akku im Kopf geladen – per Induktion wie eine elektrische Zahnbürste, wenn man sie auf die Halterung stellt.

Für Matthew Nagle sind das alles erhebende Nachrichten. Er glaubt, nach einiger Verzweiflung, dass es nunmehr mit ihm aufwärts geht. Der Gelähmte hat sich ein Ziel gesetzt, auf dem er beharrt, auch wenn ihm solche Dinge noch niemand zu versprechen wagt. „Egal, ob ich einen Stock brauche oder nicht“, sagt er, „ich werde wieder laufen.“ MANFRED DWORSCHAK

* Am Institut des Neurologen Miguel Nicolelis.



Hören Sie die Welt mit anderen Augen. Der Klavier Kaiser.

Professor Joachim Kaiser präsentiert 14 große Pianisten wie Rubinstein, Horowitz und Gould auf 20 CDs. Mit ihren besten Interpretationen bedeutender Werke der klassischen Klaviermusik. Genießen Sie die legendären Aufnahmen und die Audio-Kommentare von Professor Joachim Kaiser. Sie erhalten das edle Box-Set mit 14 CD-Booklets für nur 98 Euro* im Handel, an ausgewählten Verkaufsstellen der SZ, unter 01805-26 21 67 oder unter www.sz-klassik.de.

Musik. Genuß. Erleben. Süddeutsche Zeitung | Klassik

www.sz-klassik.de

FUNKTECHNIK

Schweigen im Äther

Große Teile des Wellenspektrums werden kaum genutzt. Die Computerindustrie fordert deshalb mehr Frequenzen fürs drahtlose Internet, um Datenstaus zu vermeiden.

Es ist eng in der Brüsseler Innenstadt. Touristenhorden drängeln sich zwischen Geschäftszeilen am Autostau vorbei. Doch Emmanuel Van Lil sieht nur eines: eine riesige, trostlose Wüste – zumindest im Funkverkehr.

Vier Tage lang vermaß der Professor für Funktechnik an der Universität Leuven in Brüssel den Äther. Van Lil wollte herausfinden, welche Frequenzen wirklich von TV- und Radiostationen sowie anderen Sendern genutzt werden, und stellte auf dem Dach eines Hochhauses seine Antennen auf; ein Stockwerk darunter postierte er ein Messgerät namens Spektrum-Analysator.

Seine Überraschung war groß: In vielen Frequenzbereichen herrschte Funkstille – während sich auf einigen Wellenlängen die Signale dicht gepackt drängten.

Die Ergebnisse der Studie sind brisant. Mit diesem Datensatz könnte ein erbitterter Verteilungskampf entbrennen: Wer darf zukünftig auf welcher Wellenlänge senden?

Vor allem die expandierende Internet-Branche meldet Ansprüche auf mehr Frequenzen an. Denn die beliebten W-Lan-Funknetze, die nach Nobelcafés und Flughäfen zunehmend auch Privathaushalte drahtlos mit dem Internet verbinden, sind bislang in eng eingegrenzte Frequenznischen verbannt – genau dorthin, wo auch Alarmanlagen, Autoschlüssel und Mikrowellenherde dazwischenfunken.

Bislang ist der Computerfunk zudem auf wenige und qualitativ schlechte „Schrottfrequenzen“ im Mikrowellenbereich beschränkt. Deren Reichweite liegt meist unter 30 Metern, weil die Wellen stark von Mauern und Bäumen gedämpft werden.

JOCK FISTICK / REPORTERS / LAIF

Funkexperte Van Lil im Messlabor
Überraschende Funkstille entdeckt

„Viele Radio- und Fernsehstationen blockieren rücksichtslos ihre wertvollen Frequenzen, ohne sie selbst zu nutzen, nur um die Konkurrenz zu behindern“, schimpft der US-Jurist Patrick Ryan, der die Brüsseler Daten soeben für seine Dissertation ausgewertet hat: „Dabei werden die gehorteten Frequenzen dringend benötigt für expandierende Wirtschaftsbereiche wie das Funk-Internet.“

Die Brüsseler Messergebnisse dürften so oder so ähnlich auch hier zu Lande zutreffen, vermutet Clemens Cap, Informatikprofessor an der Universität Rostock: „In Deutschland wird eine künstliche Frequenzknappheit geschaffen, worunter vor allem die Computernetze leiden. Teilweise drängeln sich doch heute schon fünf oder mehr W-Lan-Netze an einem Ort.“

Doch die zuständige Regulierungsbehörde für Telekommunikation und Post (RegTP) sieht derzeit keinen Änderungsbedarf. Um Chaos im Äther zu verhindern, sind in Deutschland allen Nutzergruppen jeweils bestimmte Wellenbereiche zugeteilt – penibel aufgelistet in einem Dokument mit dem vielsagenden Namen „Frequenzbereichszuweisungsplanverordnung“. Und die meisten alteingesessenen Nutzergruppen – Sendeanstalten, Militärs, Amateurfunker – haben keinerlei Interesse an einer neuen Zuordnung der Frequenzen.

Dabei könnten theoretisch sogar jene Frequenzen fürs drahtlose Internet genutzt werden, auf denen die TV- und Radioanstalten tatsächlich ausstrahlen: Die Vorstellung, dass immer nur ein Sender auf einer Wellenlänge senden darf, weil es sonst Störgeräusche gebe, ist in Zeiten digitaler Funkverfahren vollkommen überholt.

In vielen Internet-Cafés etwa können sich problemlos drei oder sogar vier Kunden gleichzeitig mit ihrem Notebook ins Funknetz einwählen. Denn dank moderner Mikroprozessoren filtert der Empfänger nur genau die Signale heraus, die für ihn bestimmt sind – und ignoriert die Signale des Nachbarn. Experten vergleichen das mit einer lauten Stehparty, bei dem jeder Gesprächspartner die Worte des Gegenübers aus dem allgemeinen Stimmengewirr herausfiltert.

Zaubern lässt sich mit der Digitaltechnik allerdings auch wieder nicht: Gehen zu viele Teilnehmer gleichzeitig drahtlos ins Internet, wird das lokale Funknetz zu langsam oder bricht sogar ganz zusammen.

Neuerdings werden die Stimmen aus der Computerindustrie immer lauter, die eine stärkere Öffnung des Äthers für den modernen Computerfunk fordern. „Für den weiteren Ausbau des drahtlosen Internet werden dringend neue Frequenzen benötigt“, sagt Kevin Kahn, Forscher beim Chip-Riesen Intel, der mit der W-Lan-Plattform „Centrino“ 2003 groß in die Funktechnik eingestiegen ist.

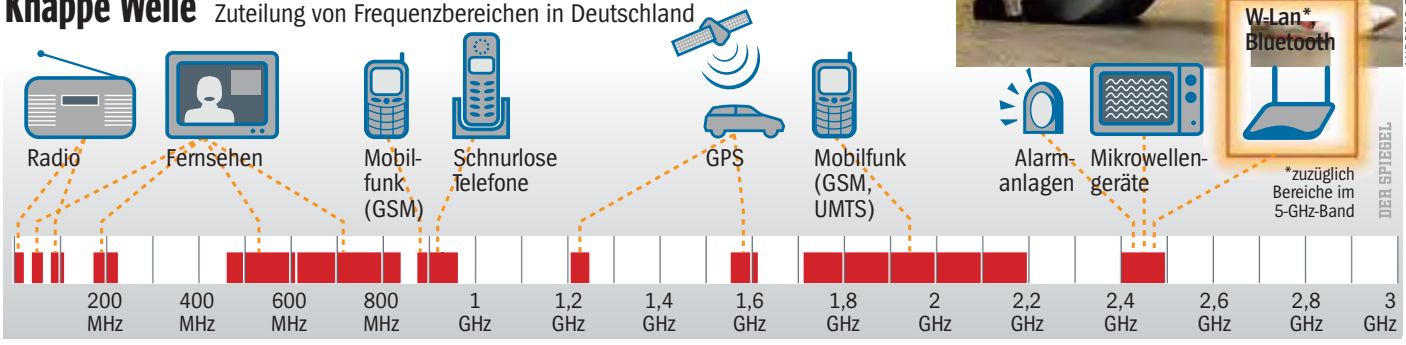
Mittlerweile hat sogar die EU-Kommission in Brüssel erkannt, dass eine Neuordnung des Äthers sinnvoll wäre, und schon mal eine Arbeitsgruppe einberufen („Radio Spectrum Policy Group“). Allerdings mahlen die Mühlen der Frequenzbürokratie im extrem langwelligen Bereich. Der derzeit erwogene Termin für eine tief greifende Neuordnung: das Jahr 2015.

HILMAR SCHMUNDT

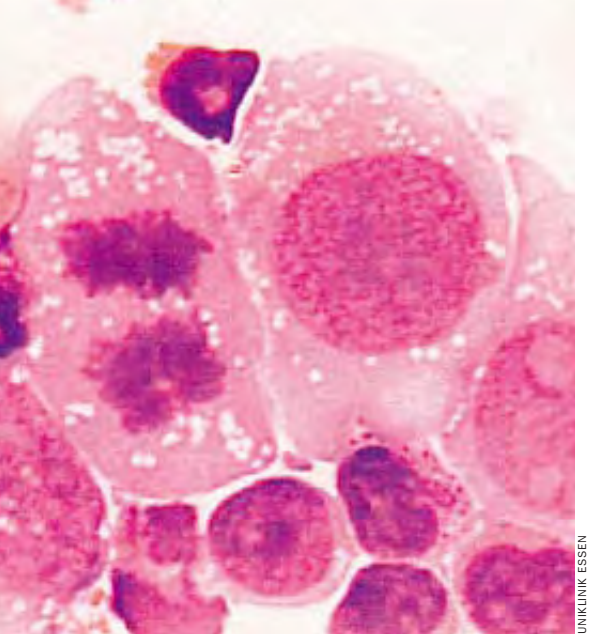
ANDREAS FROESE

Knappe Welle

Zuteilung von Frequenzbereichen in Deutschland



DER SPIEGEL



UNIKLINIK ESSEN

NICO SCHMIDT / WORT UND BILD

Tumorzellen, Mediziner Naumann: *„Die Erfolge sind enorm“*

MEDIZIN

Dem Tumor den Saft abdrehen

Das Horrormedikament Contergan, das einst Tausende Kinder im Mutterleib verstümmelte, erlebt ein Comeback: als Mittel gegen Krebs. Pharmafirmen wittern ein großes Geschäft.

Noch im Dezember 2001 sah es schlecht aus für den damals 51-jährigen Krebspatienten aus der Nähe von Dresden. Der Mann litt an einer seltenen Form von Blutkrebs, dem so genannten multiplen Myelom. Bösartige Zellen hatten sich in seine Knochen eingenistet und waren dabei, sie langsam zu zersetzen. Ein Rückenwirbel war bereits zusammengestürzt. Der Mann litt unter schrecklichen Schmerzen.

„Wir wussten nicht mehr weiter“, erinnert sich Ralph Naumann, Oberarzt am Universitätsklinikum Dresden, wo der Mann behandelt wurde. „Es stand auf Messers Schneide.“

In dieser Situation beschlossen die Ärzte, mit einer ungewöhnlichen Therapie zu beginnen: Sie verabreichten das Schlafmittel Thalidomid, besser bekannt unter dem Markennamen Contergan – genau jenes Medikament, das vor gut 40 Jahren die schlimmste Arzneimittelkatastrophe in der Geschichte der modernen Medizin ausgelöst hatte.

Rund 3000 Kinder waren damals mit fehlenden oder verstümmelten Armen und Beinen oder missgebildeten Organen auf die Welt gekommen; und etwa 7000 Föten starben noch im Mutterleib. Ihre Mütter hatten im ersten Drittel der Schwangerschaft Contergan eingenommen. Das Mittel galt, obwohl kaum getestet, als harmlos und wurde fatalerweise nicht nur gegen Schlaflosigkeit, sondern auch gegen Morgenübelkeit verordnet.

Schlafmittel Contergan
Vor Einsatz kaum getestet

Seither gilt Thalidomid als das Horrormedikament schlechthin – und verschwand für Jahrzehnte weitgehend von der Bildfläche. Lediglich als Mittel gegen schmerzhafte Hautveränderungen bei Lepra machte es später noch von sich reden; auch dabei kam es wieder zu Schädigungen bei Neugeborenen.

Doch nun könnte Contergan vor einem überraschenden Comeback stehen: als Mittel gegen Krebs. Erprobt wird es derzeit gegen Prostata- und Nierenkrebs und eine bestimmte Form des Hirntumors. Vor allem aber wirkt es offenbar gegen das multiple Myelom. „Ich mag zwar das Wort Wundermittel nicht“, sagt der Krebsspezialist Naumann, „aber die Erfolge sind enorm.“

Auch bei seinem Dresdner Patienten zeigte Thalidomid durchschlagenden Erfolg. Der Mann nahm das Mittel zweieinhalb Jahre lang, seither scheint seine bösartige Krankheit unter Kontrolle. „Das ist sehr, sehr erfreulich“, urteilt Naumann. „Ich bezweifle, dass es dem Patienten ohne Thalidomid heute so gut ginge.“

Auch eine ganze Reihe von Studien bestätigen inzwischen diesen Therapieerfolg. Bei Patienten mit multiplem Myelom, die nach einer Chemotherapie einen Rückfall erlitten hatten, konnte Thalidomid in etwa einem Drittel der Fälle den Krebs ein weiteres Mal zurückdrängen – und das bei einer Erkrankung, die bislang als unheilbar gilt und bei der es nach jedem Rückfall schwieriger wird, den Krebs ein weiteres Mal in seine Schranken zu weisen.

Die Wirkung ist so gut, dass inzwischen getestet wird, ob Thalidomid möglicherweise sogar als Mittel der ersten Wahl einsetzbar ist. In Kombination mit einem Cortisonpräparat, so das Ergebnis erster Studien, kann Thalidomid bei etwa 60 Prozent der Patienten die Krebserkrankung fürs Erste zum Stillstand bringen.

Doch Thalidomid hat heftige Nebenwirkungen. Es könne, so Hartmut Goldschmidt, Krebsforscher an der Universität Heidelberg, neben starker Müdigkeit zu Thrombosen, verlangsamtem Herzschlag, schmerzhaften Hautreaktionen und vor allem zu toxischen Nervenschäden führen. Ein nicht unerheblicher Teil der Patienten muss das Medikament deshalb nach einiger Zeit wieder absetzen – auch Naumanns Patient beendete vor etwa drei Monaten die Einnahme.

Durch ein aufwendiges Sicherheitsprogramm muss zudem sichergestellt werden, dass es bei Thalidomid-Patientinnen nicht zu einer Schwangerschaft kommt. Und männliche Patienten müssen strikt dazu verpflichtet werden, beim Sex Kondome zu benutzen – Thalidomid könnte über die Samenflüssigkeit in den Körper der Partnerin gelangen.

Makabrerweise spricht dabei vieles dafür, dass genau jener Wirkmechanismus, der Arme und Beine der Contergan-Geschädigten in der frühen Schwangerschaft am Wachsen hinderte, zugleich dazu beiträgt, Krebszellen in Schach zu halten. Thalidomid hemmt, neben anderen Wirkungen, offenbar das Wachstum von Blutgefäßen: jener Gefäße, die die knospenden Arme und Beine des Embryos mit Blut versorgen – aber eben auch jener Gefäße, mit denen ein bösartiger Tumor sich ernährt.

Jahrelang hatten Krebsforscher davon geträumt, mit einem solchen „Angiogenesehemmer“ einem Tumor quasi den Saft abzudrehen. Doch der Traum blieb Theorie – bis Forscher am Children’s Hospital in Boston 1994 in einem Experiment erstmals die Angiogenese hemmende Wirkung von Thalidomid an den Blutgefäßen einer Kaninchennetzhaut erkannten.

Ein normales Medikament ist Thalidomid wegen seiner Geschichte für niemanden, der heute damit hantiert – schon gar nicht für den Arzt Ralph Naumann: Er hat selbst eine Contergan-Behinderung an den Armen, die allerdings nur leicht ausgeprägt ist.

Naumann kann sich noch gut erinnern, wie es war, als er zum ersten Mal einen Patienten mit Thalidomid behandelte. Das

Medikament hatte sein Leben geprägt. Nun sollte er es einsetzen, um das Leben eines anderen Menschen zu retten. Das kostete ihn Überwindung.

Viele Contergan-Geschädigte sind gespalten, was die Rückkehr von Thalidomid betrifft. Einerseits will niemand von ihnen Todkranken ein möglicherweise lebensverlängerndes Medikament vorenthalten. Andererseits aber widerstrebt es manchen, dass mit Thalidomid jetzt wieder Geld verdient wird.

Zwar laufen die Geschäfte noch nicht so gut wie ehedem: Grünenthal verkaufte Ende der fünfziger Jahre rund 20 Millionen Pillen im Monat. Dennoch, sagt Klaus Wilsmann, heute Medizinischer Direktor bei Grünenthal, „haben einige Firmen wieder den kommerziellen Charme von Thalidomid entdeckt".

Grünenthal selbst bleibt dabei außen vor: Das Unternehmen ging eine Selbstverpflichtung ein, nie wieder mit Thalidomid Profite zu machen. Mitte der neunziger Jahre begann dann aber in den USA die auf Krebstherapie spezialisierte Pharmafirma Celgene, das Mittel, auf das kein Patentschutz mehr besteht, erneut herzustellen und zu erproben.

Zugelassen ist es bislang nur für die Behandlung von Leprakranken. Doch auch Krebspatienten können, im Rahmen so genannter individueller Heilversuche, relativ problemlos mit Thalidomid versorgt werden. Sogar zur Erstbehandlung des multiplen Myeloms wird Thalidomid in den USA inzwischen immer häufiger verschrieben. Im Jahr 2003 machte Celgene mit dem neuen alten Medikament bereits 180 Millionen Dollar Umsatz.

Contergan-Kind (1969): *Schädigungen durch gehemmtes Wachstum von Blutgefäßen*

Angestachelt von diesem Erfolg beginnt nun auch in Europa wieder das Geschäft mit Contergan. Bis vor einem guten Jahr noch gab hier in den meisten Ländern Grünenthal das Medikament kostenlos an alle Ärzte ab, die bei einem Krebspatienten einen individuellen Heilversuch vornehmen wollten. Dazu wurden bei Grünenthal die 40 Jahre alten Restbestände der Substanz zu neuen Tabletten gepresst.

In fast ganz Europa erhielten in den vergangenen vier Jahren zwischen 2000 und 3000 Patienten Thalidomid von Grünenthal. Ärzten, Patienten und Krankenkassen gefiel diese Regelung gut. „Das war wirklich ausgesprochen einfach und angenehm", sagt Marcel Reiser, Onkologe am Universitätsklinikum Köln. Der Nachteil: An einer systematischen wissenschaftlichen Auswertung der Behandlungsversuche war Grünenthal nicht interessiert.

Das rächt sich jetzt: Als die Vorräte zur Neige gingen und Grünenthal erfuhr,

Der neue Toyota Corolla Verso. Leben Sie los.

Wenn im Leben doch nur alles so einfach wäre. 7 Sitze, davon 5 Rücksitze komplett versenkbar: das Easy7-Sitzkonzept™. Und der neue Toyota Corolla Verso ist auch Sicherheitsexperte. Mit seiner Frontkamera können Sie aus engsten Ausfahrten heraus um die Ecke schau-

dass die Firma Pharmion – ein Lizenzunternehmen von Celgene – bei der europäischen Arzneimittelbehörde einen Zulassungsantrag für Thalidomid zur Behandlung des multiplen Myeloms gestellt hatte, wurde die kostenlose Abgabe beendet.

Seitdem sitzt ein Teil der Thalidomid-Patienten auf dem Trockenen. Polnische Krebspatienten etwa werden nach Angaben der Ärzte gar nicht mehr mit Thalidomid behandelt. Von den 200 Patienten an der Universitätsklinik Danzig und weiteren 100 in Lublin war bei etwa einem Drittel die Krankheit rückläufig. Nun sind die Symptome bei fast allen wieder da.

Auch die Behandlung deutscher Patienten ist schwieriger geworden. Denn der Zulassungsantrag von Pharmion musste – wegen unzureichender Daten – vorerst zurückgezogen werden. Die notwendigen Studien für einen neuen Antrag werden voraussichtlich zwei bis drei Jahre dauern.

Zwar besteht trotzdem die Möglichkeit, Thalidomid im Rahmen eines individuellen Heilversuchs für mehrere hundert Euro im Monat von der Firma Pharmion zu beziehen – aber nicht selten auf eigene Kosten, denn einige Krankenkassen weigern sich zu zahlen. Da die Zulassung für Thalidomid noch fehlt, andererseits aber im Mai 2004 der Wirkstoff Bortezomib gegen das multiple Myelom die Zulassung erhalten hat, dürfen die Krankenkassen Thalidomid gar nicht mehr ohne weiteres bezahlen.

FRITZ STOCKMEIER / BILDFOLIO

Krebspatient Brosig
„Die Verzweiflung ist groß“

Finanziell wie medizinisch allerdings ist dieses Vorgehen fragwürdig – denn Bortezomib ist erheblich teurer als Thalidomid; und ob Patienten nach einer gescheiterten Bortezomib-Therapie überhaupt noch auf Thalidomid ansprechen, ist bislang noch nicht ernsthaft untersucht worden.

Eine Leidtragende dieser Praxis ist Karin S. aus Niedersachsen. Vier Chemotherapien hatte sie bereits hinter sich, als sie vor vier Wochen das erste Mal Thalidomid erhielt. Bislang war es stets so gewesen, dass der Krebs schon kurz nach einer Chemotherapie wieder da war – doch diesmal scheint ihr Zustand endlich stabil. Einziges Problem: Die Krankenkasse zahlt nicht. Für die bisherigen Behandlungskosten von 2400 Euro kam ihr Mann auf. „Doch jetzt“, sagt er nach der Ablehnung durch die Krankenkasse, „weiß ich nicht mehr, wie es weitergehen soll.“

„Die Verzweiflung ist groß bei denen, die es nicht bekommen“, sagt auch Jörg Brosig, der selbst am multiplen Myelom erkrankt ist, selbst dreieinhalb Jahre lang Thalidomid einnahm und eine Selbsthilfegruppe gegründet hat. Irgendwann aber, davon sind fast alle Krebsärzte überzeugt, werde sich Thalidomid durchsetzen – oder verwandte Substanzen: Celgene und andere Firmen sowie eine ganze Reihe von Forschern suchen mit Hochdruck nach Stoffen, die mit dem Thalidomid verwandt sind, aber weniger Nebenwirkungen haben. Allein am US-amerikanischen National Cancer Institute wurden bislang 118 solcher Substanzen entwickelt.

Naumanns Dresdner Patienten lässt das Hickhack um das Medikament kalt. Er bekam ein Jahr lang problemlos Pharmion-Thalidomid verschrieben. Er ist privat versichert.

Veronika Hackenbroch, Erich Wiedemann

PHARMAINDUSTRIE

„TÜV für Medikamente“

Novartis-Chef Daniel Vasella, 51, über den Vioxx-Skandal der US-Konkurrenz Merck und Konsequenzen für die Branche

SPIEGEL: Zum wiederholten Male müssen zugelassene Medikamente, die bereits Milliardenumsätze erreicht hatten, plötzlich wegen Nebenwirkungen vom Markt genommen werden. Das Schmerzmittel Vioxx Ihres amerikanischen Konkurrenten Merck ist bisher der spektakulärste derartige Rückruf. Was läuft falsch in Ihrer Branche?

Vasella: Es wird immer wieder vorkommen, dass sich Nebenwirkungen eines neuen Medikaments erst dann zeigen, wenn es von Zehntausenden oder gar Hunderttausenden Patienten eingenommen wird. Das Risiko lässt sich durch genaue Prüfung und Beobachtung des neuen Medikaments zwar minimieren, aber nie ganz ausschalten. Man muss einfach wissen, dass jedes Medikament Nebenwirkungen hat, von denen sich einige erst im Laufe der Zeit zeigen.

SPIEGEL: Im Fall Vioxx war aber seit der Zulassung bekannt, dass eine Gefährdung bei Herz- und Kreislaufschwäche besteht. Trotzdem wurde das Medikament mit gewaltigem Werbedruck auf einen Umsatz von 2,5 Milliarden Dollar getrieben und an über 20 Millionen Patienten verkauft. Verdirbt der Kampf um Marktanteile die Moral?

Vasella: Soweit mir bekannt ist, gab es bei der Zulassung lediglich ein so genanntes Signal. Das heißt, eine potenzielle Nebenwirkung wurde erkannt, aber in einem statistisch nicht signifikanten Ausmaß. Jedes Unternehmen, jeder Arzt, jede Zulassungsbehörde muss jeweils abwägen, ob die Vorteile eines Medikaments dessen Nachteile überwiegen. Und diese Abwägung sprach für die so genannten Coxibe, zu denen Vioxx gehört. Sie verursachen weniger Blutungen als die älteren nichtsteroidalen Anti-Rheuma-Mittel, denen übrigens etwa 16 000 Todesfälle pro Jahr allein in Amerika zugeschrieben werden.

Novartis-Labor (in Basel)
„Jede Arznei birgt Risiken“

SPIEGEL: In den USA hat der Vioxx-Fall eine heftige Debatte über die Zulassungsvoraussetzungen ausgelöst, unter denen neue Medikamente auf den Markt gebracht werden dürfen. Wird zu lasch geprüft?

Vasella: Die amerikanische Zulassungsbehörde FDA ist jetzt unter Beschuss, ja. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass das auch ein wunderbares Thema im Präsidentschaftswahlkampf abgibt.

SPIEGEL: Wollen Sie etwa sagen, dass die Vioxx-Affäre nur deshalb solche Dimensionen bekam, weil die Vereinigten Staaten gerade vor einer Wahl stehen?

Vasella: Nein, nein. Denn unsere Erfahrungen mit der FDA sind andere. Die Experten dort sind äußerst streng und orientieren sich wissenschaftlich. Wir hatten Fälle, wo wir ein Signal hatten und dann zwei bis drei Jahre verloren haben, bis wir die FDA doch noch überzeugen konnten, dass es ein Zufallsbefund war, der mit dem Medikament nichts zu tun hatte.

BENOIT DECOUT / LAIF

Novartis-Vorstandschef Vasella
„Wir sind spät dran“

SPIEGEL: Im Falle Vioxx ist der Vorwurf ganz konkret. Hätte es vor der Zulassung eine Langzeitstudie gegeben, die jetzt die tödliche Nebenwirkung gezeigt hat, dann wären Tausende herzkranker Vioxx-Patienten womöglich noch am Leben oder hätten zumindest keinen Infarkt erlitten.

Vasella: Das stimmt allerdings. Und da darf ich nun erwähnen, dass Novartis die einzige Firma ist, die mit Prexige eine Langzeitstudie vor der Zulassung eines Medikaments dieser Wirkstoffklasse gemacht hat. Das hat uns mehrere Jahre gekostet.

SPIEGEL: Nun sind Sie mit dem Konkurrenzprodukt Prexige reichlich spät dran.

Vasella: Wir sind zugelassen in Europa, haben es aber noch nicht auf dem Markt. Es stimmt, wir sind spät dran. Aber wir wollten beweisen, dass die Nebenwirkungen wie bei Vioxx kein typischer Klasseneffekt der Coxibe sind.

SPIEGEL: Zunächst einmal wird also Ihr Mitkonkurrent Pfizer mit den Produkten Celebrex und Bextra vom Vioxx-Ausfall profitieren?

Vasella: So ist es. In unserem Geschäft gehört auch ein bisschen Glück dazu.

SPIEGEL: Also doch lieber keine langen Prüfungen?

Vasella: Langzeitstudien vor der Zulassung sind nicht in jedem Fall vernünftig. Man muss neue Produkte, die eindeutig einen therapeutischen Vorteil bringen, nach angemessener Prüfung dem Patienten möglichst schnell zugänglich machen. Dem Patienten Produkte, die für das Überleben wichtig sind,

Lobhudelei des Rodlers

Wie Merck sein Rheumamittel Vioxx in den Markt drückte

Um sein Rheumamedikament Vioxx zu einem Blockbuster zu machen, gab der US-Pharmakonzern Merck mehr Geld für Werbung aus als Budweiser für Bier oder Pepsi für Cola: über 100 Millionen Dollar pro Jahr. „Das jetzt wegen seiner Nebenwirkungen vom Markt genommene Vioxx war eines der am aggressivsten vermarkteten Arzneimittel“, sagt Wolfgang Becker-Brüser vom industriekritischen „Arznei-Telegramm“.

Auch in Deutschland strömten Heerscharen von Pharmareferenten in die Praxen, um die Ärzte für das Mittel zu begeistern. In Fachzeitschriften wurden zahlreiche Anzeigen geschaltet. Professoren ließen sich in fast schon euphorisch klingenden Artikeln in Zeitungen für Ärzte zitieren oder hielten produktfreundliche Vorträge.

Doch nicht nur die Ärzte, auch die Patienten selbst wollte das Unternehmen mit seiner PR-Kampagne erreichen. „Merck glaubt, direkte Konsumentenwerbung ist wichtig, weil sie Patienten dazu ermutigt, mit ihren Ärzten über ihre Krankheit und eine mögliche Behandlung zu sprechen“, heißt es im Merck-Jahresbericht 2001. In den USA, wo direkte Werbung für verschreibungspflichtige Arzneimittel seit 1997 erlaubt ist, gewann der Konzern zum Beispiel die Schlittschuhlegende und Goldmedaillengewinnerin Dorothy Hamill als Imageträgerin.

In Deutschland ist direkte Konsumentenwerbung für verschreibungspflichtige Medikamente zwar nach dem Heilmittelwerbegesetz verboten. Dennoch lief auch hier zu Lande eine gut geölte PR-Maschinerie an. Auffällig ist, dass sich der an Arthrose leidende Rennrodler Georg Hackl („Hackl-Schorsch“), 37, wiederholt positiv über Vioxx äußerte – und zwar fast immer im gleichen Wortlaut: „Unser Mannschaftsarzt hat mir den so genannten Cox-2-Hemmer Vioxx mit dem Wirkstoff Rofecoxib empfohlen. Und das hilft.“ Vor ganz besonders harten Trainingsphasen nehme er das Medikament sogar vorbeugend, erzählte Hackl: „Dann kann ich mich auch wirklich darauf verlassen, dass die Arthrose-Schmerzen ausbleiben.“

PETER WIDMANN

Vioxx-Patient Hackl
Von der Marktrücknahme überrascht

Eine solche Lobhudelei des Spitzensportlers erschien zum Beispiel in der Zeitschrift „Super Illu“. Und auch die „Bunte“ beschäftigte sich mit Hackls Arthrose. Die Illustrierte druckte zudem ein Interview mit Wolfgang Bolten, dem Chefarzt der Klaus-Miehlke-Klinik für Rheumatologie und Rehabilitation in Wiesbaden, in dem dieser Vioxx anpreist: „Das erste dieser bahnbrechend neuen Arthrose-Medikamente in Deutschland!“

Bolten, der mehrfach auf Symposien, die von der deutschen Merck-Tochter MSD gesponsert waren, Vorträge hielt, beteuert auf Nachfrage, er habe die Vor- und Nachteile von Vioxx stets ausgewogen dargestellt. Und Rodler Hackl, der von der Marktrücknahme vollkommen überrascht wurde, versichert, er habe erst danach davon erfahren, dass Vioxx Herzinfarkte oder Schlaganfälle auslösen kann.

Zur Frage, ob Hackl von MSD für die positive Vioxx-Darstellung tatsächlich Geld erhalten hat, schweigen alle Beteiligten. MSD bestätigt lediglich: „Herr Dr. Bolten ist auf MSD-Pressekonferenzen als Referent und Herr Georg Hackl als Betroffener aufgetreten.“

In den USA war Merck von der Arzneimittelaufsichtsbehörde FDA schon im Herbst 2001 wegen Werbung, die „falsch, unausgewogen oder irreführend“ sei, abgemahnt worden.

Hackls Fazit aus der ganzen Affäre ist ebenso treffend wie klar: „Medikamente“, seufzt er, „sind eben doch kein Weizenbier!“ Veronika Hackenbroch

TOM MIHALEK / AFP

Merck-Fabrik in Lansdale, Pennsylvania
Noch kein Übernahmekandidat

jahrelang vorzuenthalten wäre absolut unethisch.

SPIEGEL: Wollen Sie damit sagen, die Industrie muss Risiken wie bei Vioxx eingehen?

Vasella: Je nach klinischem Bedarf und klinischer Bedeutung eines Produktes wird man kürzer oder länger prüfen. Noch einmal – jeder Patient muss sich darüber im Klaren sein, wenn er ein Medikament schluckt: Jede Arznei birgt Risiken. Es gibt kein Medikament ohne Nebenwirkungen. Und es wird nie einen einzig richtigen Weg der Zulassung geben.

SPIEGEL: Müssten die Pharmakonzerne nicht schon aus eigenem Interesse auf eine intensivere Überwachung ihrer Massenprodukte achten? Ein Fehlschlag mit einem Milliarden-Hit kann einen Konzern die Existenz kosten.

Vasella: Ganz sicher. Nicht nur die Massenprodukte, jedes Medikament sollte auch nach der Zulassung permanent auf Nebenwirkungen hin überprüft werden. Den Zulassungsbehörden sollten diese Daten auch regelmäßig und zeitgerecht übermittelt werden. Da ist eine Art TÜV für Medikamente angebracht.

SPIEGEL: Bringt der Vioxx-Rückzug die Strategie der großen Pharmafirmen, sich auf wenige Medikamente mit Milliardenumsätzen zu verlassen, ins Wanken?

Vasella: Vor fünf Jahren hieß es, wer keine solchen Blockbuster hat, der wird zu Grunde gehen. Jetzt heißt es, wer sie hat, bekommt erst recht Probleme. Die Wahrheit ist: Man braucht Produkte, die dem Patienten einen Vorteil bringen, und davon wollen wir dann natürlich möglichst viel verkaufen.

SPIEGEL: Der Börsenwert von Merck ist um mehr als 30 Milliarden Dollar eingebrochen. Ist das Unternehmen jetzt ein Übernahmekandidat?

Vasella: Nein, trotz des dramatischen Einbruchs noch lange nicht. Der Verlust am Kapitalmarkt hat ja seine Ursachen. Und die werden natürlich auch von möglichen Interessenten gesehen – und nüchtern bewertet. Interview: Heiko Martens

COMPUTERSPIELE

Olympia der Cyber-Athleten

Die Elite der Ballerspieler tritt in einer Profiliga gegeneinander an. Die besten E-Sportler kassieren hohe Preisgelder und trainieren bis zu sechs Stunden täglich.

Peter Schlosser, 22, kommt aus Linden bei Gießen und ist dem Anschein nach ein friedlicher Zeitgenosse. Aber gerade fuhr er in die USA, um in San Francisco unter dem Decknamen „Chucky“ mit einer Hand voll Komplizen Bomben zu legen und Antiterrorkräfte niederzumetzeln – vorzugsweise per Kopfschuss.

Er war nicht allein: Hunderte junge Männer aus mehr als 50 Ländern sind mit dem gleichen Ziel in die Stadt gekommen. Vier Tage lang feuerten Schweden auf Briten, Deutsche auf Inder – und am Ende war nur noch das Team der Gastgeber übrig. Fünf junge Amerikaner kassierten 50 000 Dollar Preisgeld.

Die Schießerei ist ein Spiel und nennt sich „Counterstrike“. Es war nur eine von acht Disziplinen bei den „World Cyber Games“, einer Art Olympia für die Weltelite der Computerspieler. Bei „Counterstrike“, einem so genannten „Tactical Shooter“, „kommt man mit dummer Ballerei nicht weiter“, sagt „Chucky“ Schlosser. Neben fixen Fingern sei taktische Raffinesse gefragt, und darum trainieren Schlosser und seine Freunde vier bis sechs Stunden lang – jeden Tag, schließlich „spielen wir nicht nur zum Spaß“.

Längst ist die Computerspielerei nicht mehr nur eine Domäne grüner Jungs. Selbstbewusst und zum Grauen vieler Eltern nennen sich die vor dem Rechner hockenden Zocker „E-Sportler“. Inmitten des Milliardenmarkts der Computerspiele ist eine internationale Subkultur des E-Sports entstanden – und die Deutschen sind weit vorn dabei: Allein mehr als 80 000 „Counterstrike“-Teams, „Clans“ genannt, sind bei der deutschen „Electronic Sports League“ (ESL) in Köln registriert. Fast alle sind durchgehend männlich; täglich liefern sie sich Hunderte Schlachten.

Während die Spieler einander über schnelle Internet-Leitungen virtuelle Kugeln in den Leib jagen, sorgen sich viele Ältere, was aus den Cyber-Schützen einmal werden soll. Ihnen gelten solche Spiele als Mord-Simulatoren.

KIM KULISH

Arena der „World Cyber Games“ in San Francisco: *Schweden feuerten auf Briten, Deutsche auf Inder*

Jens „GreatSam“ Hilgers, der 29-jährige Herr der ESL und eine Art Bernie Ecclestone des deutschen E-Sports, weist solche Theorien zurück. Er hält die Ballerleidenschaft der jungen Leute für eine „neue Kommunikationskultur“, die gar nicht so schlimm sei, wie sie aussehe: „Ohne Sozialkompetenz geht’s nicht. Wenn du kein Team bist, kannst du nicht gewinnen.“

Tatsächlich scheint es in der Welt der Hardcore-Gamer nicht anders zuzugehen als im echten Sport: Erst mal geht’s ums Geld. Die 16 besten deutschen Teams streiten um Preisgelder von insgesamt 55 000 Euro. Eiserne Disziplin ist nötig, denn während der sechsmonatigen Saison gibt es Pflichtspieltage. Für Top-Spieler werden sogar schon Ablösesummen geboten.

Hinter Spitzenmannschaften stehen Sponsoren, die für alles aufkommen – für Rechner, schnelle Internet-Verbindungen, Proberäume, Flugtickets und Hotels. Sie wittern Vertriebs-Chancen, denn viele junge Leute bewundern die E-Sportler wie richtige Stars. Sie dienen als Hebel, um Produkte wie Computer oder überteuerte T-Shirts loszuschlagen.

Nirgendwo feiert die E-Daddelei größere Erfolge als in Südkorea, dessen Bürger seit Jahren über schnelle Breitband-Leitungen mit dem Internet verbunden sind. Dort wurden die World Cyber Games im Jahr 2000 erfunden – als Marketingtrick von Samsung: So versucht der Elektronikriese, die Videospiele (für die sich die Teilnehmer gar nicht an einem Ort versammeln müssten) als Publikumssport zu etablieren.

Im vergangenen Jahr sind im Olympiapark von Seoul auf Kosten von Samsung nicht nur Hunderte der weltbesten Spieler zum Turnier erschienen – es kamen sogar 150 000 zahlende Zuschauer, um die virtuellen Gemetzel auf Riesenschirmen live zu verfolgen. Gleich drei koreanische Fernsehsender zeigen nichts anderes als Cyber-Athleten vor ihren Rechnern. Etwa tausend Profispieler leben von Preisgeldern und Sponsorenschecks, und einige verdienen sich goldene Daumen.

Ein 24-Jähriger namens Lim Yo Hwan ist der König des Ballerspiels „Starcraft“ und steht damit in Südkorea im Range eines Popstars. Sein Fanclub zählt über 470 000 registrierte Mitglieder; allein im vergangenen Jahr hat er rund 300 000 Dollar eingenommen. Sein Profikollege Hung Jin Ho hat seine Goldfinger sogar extra versichern lassen.

So weit ist es in Deutschland noch nicht. Aber Ligaveranstalter Hilgers sieht eine Zeitenwende dräuen: Bei wöchentlichen Live-Events zählte er vor wenigen Jahren kaum 50 Zuschauer. Jetzt kämen oft schon mehr als 400. Er träumt bereits davon, im Fernsehen einen Spartenkanal für Computerspiele einzurichten.

Aber es ist fraglich, ob es dann zu jenen Kämpfen kommt, die sich Fans so wünschen – den Konfrontationen grandioser Athleten und ihres nicht minder grandiosen Ego. Denn in der deutschen Daddelei sieht es nicht anders aus als im wahren Leistungssport: „Deutschland hat ein breites Spektrum an sehr guten Spielern“, sagt Hilgers. „Aber es fehlt der große Star, der alle mitreißt.“

MARCO EVERS

Natur-Bodyguard gegen radikale Zellkiller

Zivilisationskrankheiten wie Arteriosklerose, Krebs, Parkinson oder Rheuma sind auf dem Vormarsch. Nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen spielen freie Radikale bei ihrer Entstehung eine entscheidende Rolle. Doch gegen die alltägliche Attacke auf unsere Gesundheit kann man sich ganz natürlich schützen!

Sie bestehen aus maximal zwei Atomen, haben ungepaarte freie Elektronen, kommen überall im Körper vor und sind ziemlich aggressiv: freie Sauerstoffradikale. Sie entreißen anderen Zellstoffen wie Fetten und Eiweißen Elektronen und setzen dabei eine Kettenreaktion in Gang, an deren Ende schützende Zellmembranen zerstört, lebensnotwendige Proteine funktionsunfähig und das Erbgut von Zellen geschädigt wird. Die Folgen sieht jeder von uns nicht nur jeden Morgen im Spiegel, denn freie Radikale fördern den Alterungsprozess der Haut. Die sich im Laufe des Lebens summierenden Schäden und Defekte betreffen aber auch jedes andere Organ und Gewebe. So unterschiedliche Erkrankungen wie Arteriosklerose, Krebs oder Rheuma haben eines gemeinsam: sie werden durch freie Radikale verursacht.

Dauer-Attacke auf unsere Gesundheit – freie Radikale

Etwa 30 Milliarden solcher reaktiver Sauerstoffmoleküle entstehen in unserem Organismus täglich. Und zwar meist als ganz normale Nebenprodukte des Stoffwechsels. Entstehungsort sind die zelleigenen Kraftwerke, Mitochondrien genannt.

80% der entstehenden Sauerstoffradikale werden durch zelleigene Radikalfänger sofort wieder abgefangen, der Rest gelangt jedoch unentschärft in die Zelle und sorgt dort für etwa 10.000 DNA-Schäden pro Tag in unserem Organismus. Erfreulicherweise verfügt unser Körper in dieser Situation über ein weiteres Sicherungssystem: DNA-Schäden in dieser Größenordnung können fast immer problemlos durch unsere DNA-Reparatursysteme beseitigt werden.

Oxidativer Stress – wenn unsere Schutzschilde versagen

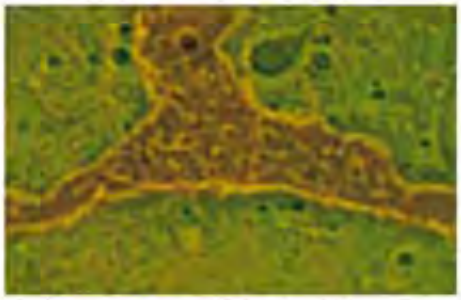
Gefährlich wird es aber immer dann, wenn die Produktion freier Radikale massiv ansteigt: Umweltgifte, UV-Strahlung und insbesondere das Rauchen sind wesentliche Risikofaktoren. Die Volksdroge Nummer zwei tut ein Übriges: Alkohol schädigt die körpereigenen Radikalfängersysteme. Wissenschaftler bezeichnen diesen Zustand als „oxidativen Stress". Volkskrankheiten wie Diabetes oder Bluthochdruck beeinträchtigen zudem besonders die Durchblutung in den Milliarden kleinster Blutgefäße (Mikrozirkulation genannt) und erhöhen so die Konzentration von freien Radikalen im Körper.

Leistungsfähiger und besser geschützt – durch Pflanzenextrakt

Doch ermutigende Neuigkeiten kommen aus den Forschungslabors der Gefäßspezialisten: aktuelle Erkenntnisse des renommierten Berliner Institutes für Mikrozirkulationsforschung belegen, dass es ganz offensichtlich eine pflanzliche Lebensversicherung gegen die radikalen Zellkiller gibt.

Eine Messsonde *erlaubt erstmalig Einblicke in das Mikrogefäßsystem des Menschen*

Bei Patienten, die mit einem hochdosierten Spezialextrakt aus dem japanischen Tempelbaum (Rökan® plus, erhältlich in der Apotheke) behandelt wurden, konnten die Wissenschaftler zeigen, dass bereits innerhalb weniger Wochen in lebenswichtigen Organen (untersucht wurde die Leber als zentrales Stoffwechselorgan) nicht nur die



Ins Stocken *geratene Leberdurchblutung*

Mikrozirkulation und damit die Nährstoffversorgung, sondern auch die Funktion der körpereigenen Radikalfänger-Systeme massiv verbessert wird.

Nach Ansicht der Forscher lassen sich die Ergebnisse aber auch auf andere Organe übertragen. Ihre positive Schlussfolgerung: Durch die Einnahme des Rökan® plus-Extraktes lässt sich nicht nur die Funktion lebenswichtiger Organe wie Herz, Gehirn oder Leber, sondern auch von Sinnesorganen wie Augen und Ohren verbessern. Aufgrund der Radikalfänger-Funktion lassen sich diese Organe auch wirksam vor schwerwiegenden Erkrankungen und vorzeitiger Alterung schützen. Ein weiteres Plus des Phyto-Medikamentes: es zeigte sich auch bei Langzeiteinnahme ausgezeichnet verträglich.

Rökan® plus 80 mg. Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. **Anwendungsgebiete:** Zur Behandlung bei durch altersbedingte Arterienverengung hirnorganisch bedingten Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes, mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit und Konzentration, Kopfschmerzen, Schwindelgefühle, Ohrensausen. **Hinweise:** Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Spitzner Arzneimittel, Postfach 763, 76261 Ettlingen. **Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.**

Snooker-Profi O'Sullivan (bei der WM in Sheffield): *„Der Süchtige in mir will immer weitermachen"*

JOHN SIBLEY / ACTION IMAGES / SPORTIMAGE

SNOOKER

Das unglückliche Genie

Ronnie O'Sullivan ist der Superstar des Snooker, der vornehmsten Billard-Variante. Das Spiel hat den Engländer berühmt und reich gemacht, aber auch krank. Denn die Angst, seinem großen Talent nicht gerecht zu werden, stürzt den Weltmeister regelmäßig in Depressionen.

Regungslos hocken die Zuschauer auf der Tribüne der Guild Hall im englischen Preston, niemand tuschelt mit dem Nachbarn, und niemand räuspert sich. Alle starren sie gebannt auf den Magier am Billardtisch.

Der Magier heißt Ronnie O'Sullivan und spielt wie im Rausch. Er versenkt eine rote Kugel in der linken Seitentasche, tigert flink um den riesigen Tisch, wirft einen flüchtigen Blick auf die Stellung, beugt sich über das grüne Wolltuch und zielt kurz mit dem Queue. Der Spielstock schwingt zweimal hin und her, dann schickt er die weiße Kugel auf die Reise. Als sie zart die schwarze küsst, wendet sich O'Sullivan ab und macht sich bereits auf den Weg zum nächsten Ball – er weiß schon jetzt, dass auch dieser Stoß treffen wird. Seine Bälle rollen wie von Geisterhand gelenkt.

Der Gegner sitzt wehrlos in seiner Ecke. Mark Davis versinkt immer tiefer im Stuhl, schwitzt und nagt an den Fingernägeln.

O'Sullivan ist locker. Im Sekundentakt locht er die Kugeln ein. Doch bevor er den entscheidenden Ball ins Visier nimmt, hält er kurz inne. Er drückt mit dem Daumen das linke Nasenloch zu und rotzt durch das rechte auf den blauen Teppichboden.

Im Gesicht des Schiedsrichters steht das blanke Entsetzen. Er ermahnt O'Sullivan, wegen abfälligen Verhaltens. Der Magier quittiert den Tadel mit einem breiten Grinsen. Dann ballert er die letzte Kugel vom Tisch und gewinnt das Match.

Auf der anschließenden Pressekonferenz hängen ihm die schulterlangen Haare ins Gesicht. Er hat zusammengewachsene Augenbrauen, lange Koteletten und ein leicht vorstehendes Kinn. „Ich habe mich heute mies gefühlt", nuschelt er, „daran gemessen war mein Auftritt in Ordnung." Und die Rüge? „Kinderkacke." Er steht auf und verschwindet grußlos durch die Tür.

Ronnie O'Sullivan, 28, ist ein Mann mit zwei Gesichtern. Ein Grenzgänger zwischen Genie und Wahnsinn. Der Engländer aus Chigwell führt die Weltrangliste im Snooker an, der feinsten Variante des Billards, besitzt zwei Weltmeistertitel und hat bislang mehr als vier Millionen Pfund Preisgeld gewonnen. Die Fachleute halten ihn für das größte Talent aller Zeiten. Sein Kollege Peter Ebdon kürte ihn zum „Mozart des Snooker". Das ist der eine O'Sullivan.

Snooker ist eine Disziplin für Gentlemen. Während dem gewöhnlichen Pool-Billard und Dreiband überwiegend in verräucherten Kneipen gefrönt wird, stammt Snooker aus den vornehmen Offizierscasinos und wird heute hauptsächlich in Snooker-Clubs gespielt. Die Profis, die während der Partie schwarze Schuhe, Fliege und Weste tragen, gelten als vorbildlich und nobel. In diese Welt passt O'Sullivan wie eine E-Gitarre ins Kammerorchester. Der Mann ist ein Rüpel, ihm gehören sechs Sex-Shops, er ist bekennender Alkoholiker, süchtig nach Marihuana und lei-

det an Depressionen. Das ist der andere O'Sullivan.

Jeder Ausnahmeathlet ist von seinem Sport besessen, da geht es Lance Armstrong nicht anders als Michael Phelps. Bei Ronnie O'Sullivan sind es die manische Suche nach Perfektion und die Angst, den Erwartungen nicht zu genügen, die ihn regelmäßig in die innere Isolation treiben. „Immer wenn ich glaube, ich hätte meine Dämonen besiegt", sagt er, „erhalte ich wieder einen Dämpfer." Seine Karriere gleicht einer Fahrt mit der Achterbahn.

Ronnie O'Sullivan war acht, als ihn sein Vater das erste Mal in den Ambassador's Snooker Club in London mitnahm. Er musste sich auf einen leeren Bierkasten stellen, um einigermaßen über den Tisch gucken zu können. Aber es dauerte nicht lange, da gab der Bengel den Erwachsenen 30 Punkte Vorsprung und schlug sie trotzdem. „Du bist der kommende Weltmeister", sagte der Vater. Bis heute spielt sein Sohn vor allem, um ihn stolz zu machen.

Mit neun startete Ronnie O'Sullivan bei seinem ersten Turnier. Als er kurz darauf beim Pontin's Festival aus Wut ein Cola-Glas durch den Saal schleuderte, wurde er vom Verband für ein Jahr gesperrt. Aber am nächsten Tag tauchte sein Name erstmals in der Zeitung auf.

O'Sullivan brach Rekorde reihenweise: Mit 15 wurde er der jüngste Juniorenweltmeister. Mit 16 gewann er bei den Profis die ersten 38 Spiele nacheinander, und er besiegte Jason Curtis in 43 Minuten. Es war das schnellste Match in der Geschichte. Der Überflieger erhielt deshalb den Spitznamen „the Rocket".

Doch die Rakete drohte vorzeitig zu verglühen. Ronnies Vater, der mit dem Verkauf von Pornos reich geworden ist, wurde im September 1992 zu lebenslanger Haft verurteilt. Er hatte in einer Bar in Chelsea einen Schwarzen erstochen. Drei Jahre später musste auch seine Mutter ins Gefängnis, sieben Monate wegen Steuerhinterziehung. O'Sullivan war damals 19, und dass er sich nun allein um sich und seine kleine Schwester Danielle kümmern musste, überforderte ihn. Er begann zu rauchen und zu trinken, ließ das Training schleifen, er prügelte sich, feierte wilde Partys. Er futterte sich Kummerspeck an, bis er 100 Kilo wog. In der Weltrangliste fiel er von Platz 3 auf Platz 13. „Ich hatte keine Disziplin, keine Kontrolle, ich konnte nicht Nein sagen", erzählt O'Sullivan. „Ich brauchte schlechte Menschen um mich – gute Menschen haben mir Angst gemacht." Es dauerte mehr als ein Jahr, bis er sein Leben vorübergehend in den Griff bekam.

Jetzt spielt O'Sullivan in Preston gegen Joe Swail. Während Swail grübelt, ob er den Spielball oberhalb oder unterhalb des Mittelpunkts stoßen soll, hart oder weich, sitzt der Weltmeister in seinem Sessel und begutachtet ausgiebig die Spitze des Queues. Er streicht die Pomeranze mit Kreide ein, gähnt. Die zur Schau gestellte Langeweile soll seinen Gegner verunsichern.

Denn Snooker, das 1875 in Indien vom britischen Lieutenant Sir Neville Chamberlain erfunden wurde, ist ein Psychokrieg mit simplen Regeln. Ein Spieler muss abwechselnd eine der 15 roten und eine beliebige der 6 andersfarbigen Kugeln versenken. Die roten Bälle zählen einen Punkt, die übrigen zwei bis sieben. Versenkte rote Kugeln bleiben in den Taschen, die anderen werden so lange auf ihren Ursprungsplatz zurückgelegt, bis keine rote mehr da ist. Dann müssen sie in der Reihenfolge ihres Werts abgeräumt werden.

Bei großen Rückständen versucht man, dem Gegner eine Falle zu stellen: Platziert man den weißen Spielball so, dass der Gegner zu einem Fehler gezwungen wird, kassiert er Strafpunkte. Eine Partie über 17 Spiele, so genannte Frames, kann acht Stunden dauern. Dabei legen die Akteure fünf Kilometer zurück und verlieren vier Kilo. In Großbritannien ist Snooker – wie in China und Thailand – ein fanatisch betriebener Massensport. Rund 350 Stunden im Jahr läuft Snooker auf der Insel im Fernsehen, nur Fußball generiert mehr Zuschauer.

Joe Swail stößt und verfehlt. Snooker ist eine Gleichung mit vielen Variablen: Staub oder Feuchtigkeit auf dem Tuch verändern den Lauf der Bälle. Scheint die Sonne auf den anderthalb Tonnen schweren Tisch aus Mahagoni, rollen die Kunstharzkugeln schneller, und wenn es kalt ist, langsamer. Und darum spielen die Profis in der Halle, bei zugezogenen Vorhängen und konstanten 18 Grad. Die Tische werden extra beheizt, vor jedem Match wird das Tuch gebügelt und gebürstet.

Snooker-Profis spielen mit zweiteiligen Queues aus Ahorn oder Esche. Und sie trainieren mitunter stupide, einen Ball geradeaus zu spielen.

O'Sullivan kann üben, bis er Blasen an den Fingern bekommt. Wenn er 50 Kugeln versenken will, aber die 49. nicht in die Tasche fällt, fängt er wieder von vorn an. „Eigentlich müsste ich mir eine Pause gönnen, aber der Süchtige in mir will immer weitermachen, bis ich mich selbst zerstört habe." Wenn er das Optimum nicht erreicht, fühlt er sich als Versager.

In Preston trainiert er zweimal täglich, für je 30 Minuten. Er steht abends um elf in Trainingsraum eins, trägt eine speckige Jeans und einen grauen Pullover. 20-mal spielt er den weißen Ball gegen einen roten, mal mit Schnitt, mal ohne. Und dann räumt er den Tisch mit der höchsten Punktzahl von 147 ab.

Von den zehn besten Profis der Welt haben erst vier so ein „maximum break" in einem Match zu Stande gebracht. Ronnie O'Sullivan gelang das Kunststück zum ersten Mal mit 15, und bei der WM

Tischordnung Der Spielaufbau beim Snooker

Punktewert der Kugeln:

15-mal rot	je 1
gelb	2
grün	3
braun	4
blau	5
pink	6
schwarz	7
weiße Spielkugel	

DER SPIEGEL

JOHN SIBLEY / ACTION IMAGES / SPORTIMAGE

Weltmeister O'Sullivan*: *„Dad, der ist für dich"*

* Mit Mutter Maria und Schwester Danielle nach dem WM-Sieg am 3. Mai in Sheffield.

1997 benötigte er dafür gerade mal 320 Sekunden.

Glücklich gemacht haben ihn solche Triumphe nie. Vielmehr verzweifelte er daran, dass er Spiele verlor, die er hätte gewinnen müssen: „Jeder sagte, ich würde mein Potenzial nicht voll ausschöpfen. Ich begann mich zu fragen: Warum quälst du dich mit Snooker? Warum spielst du eigentlich noch? Warum bist du so unglücklich?“ Die anderen Spieler hatten Spaß auf den Turnieren, sagt O’Sullivan, „und ich dachte: Ihr Schweine – ich bin besser als die meisten von euch, aber mir geht es beschissen“.

O’Sullivan macht nicht den Eindruck, dass er jemals über eine lange Zeit ausgeglichen sein könnte. Es gibt unzählige Geschichten über ihn: wie er einem Offiziellen kraftvoll zwischen die Beine greift, wie er einem Journalisten Eiswasser über den Kopf schüttet und eine Reporterin auffordert, ihm auf der Toilette ihren G-String zu zeigen. Wie er während der Irish Masters Haschkekse isst und nach dem Finalsieg positiv auf Cannabis getestet wird.

Irgendwann brauchte er schon morgens um neun einen Joint, um überhaupt funktionieren zu können. „Ich war glücklich, wenn ich mich miserabel gefühlt habe“, sagt O’Sullivan. „Dann hatte ich einen Grund, mich vollzudröhnen.“

In den vergangenen Jahren hat er viel unternommen, gegen seine selbstzerstörerische Sucht anzugehen: Psychotherapie, Hypnose, Entzug in einer Klinik, das Antidepressivum Prozac. Seinen Erfolgen, wie bei der Weltmeisterschaft im Mai 2001, als er das Turnier gewann, folgten nahezu zwangsläufig spektakuläre Abstürze.

Ende vergangenen Jahres war es wieder so weit. Diesmal fing die Snooker-Legende Ray Reardon, 72, den von Versagensängsten geplagten Champion auf. Vater O’Sullivan, der mit seinem Sohn in ständigem Kontakt steht, hatte Reardon im Januar aus dem Gefängnis angerufen: Ronnie, den Weinkrämpfe geplagt hatten, brauche „jemanden, der nach ihm schaut“. Der sechsfache Weltmeister erzählte dem Jungen, dass er als Bergmann verschüttet war und fast gestorben wäre, bevor er erfolgreich Snooker gespielt hat. Und er riet ihm, risikoärmer zu Werke zu gehen.

Drei Monate später wurde O’Sullivan erneut Weltmeister. Zur Siegerehrung erschien er mit einem Vampirgebiss im Mund – eine Andeutung auf Reardens Beinamen „Dracula“. Er hob den Pokal hoch und sagte unter Tränen: „Dad, der ist für dich!“

O’Sullivan, der nach wie vor Prozac-Pillen schluckt, bewegt sich auf einem schmalen Grat. „Man weiß nie, was von Ronnie zu erwarten ist“, sagt Paul Hunter, der Weltranglisten-Dritte. „Heute ist er brillant, und morgen kann er völlig neben sich stehen.“

Im Augenblick geht O’Sullivan möglichst oft zur Suchtberatung bei den Anonymen Narkotikern und läuft täglich zehn Kilometer.

MAIK GROSSEKATHÖFER

FUSSBALL

Stürmer am Stiel

Hat Borussia Dortmunds Chef Gerd Niebaum präsidiale mit privaten Interessen verknüpft? Auch von der Deutschen Fußball Liga droht Unheil.

Es ist nicht lange her, da war der Mittwoch der Festtag des Präsidenten von Borussia Dortmund. Da speiste er in feinen Lokalitäten mit den Amtskollegen aus Madrid, Mailand oder Manchester, da saß er anschließend in der Ehrenloge eines dieser Mammutstadien, in der die Champions League, das Hochamt des europäischen Fußballs, ihre Spiele zelebriert.

Der vergangene Mittwoch verlief vergleichsweise unelegant. Gerd Niebaum, 55, seit 18 Jahren Chef von BV Borussia 09, bewegte sich kaum noch vom Faxgerät weg. Er sollte Erklärungen liefern, Widersprüche ausräumen, Dokumente vorlegen – und er konnte es nicht, denn er hatte gelogen, mehr als einmal, und diese Lügen waren sogar gedruckt. Stundenlang beriet er sich in der Clubzentrale mit seinen engsten Vertrauten, dem zweiten Geschäftsführer der Borussia Dortmund GmbH & Co. KGaA, Michael Meier, und mit Michele Puller, einem aus Italien stammenden Kaufmann, der dem BVB-Aufsichtsrat angehört. Hektisch wurden Schreiben aufgesetzt und wieder in den Papierkorb befördert, es wurde telefoniert, gefaxt, es nutzte nichts.

Am nächsten Tag präsentierte die „Süddeutsche Zeitung“ ein Schriftstück, dessen Existenz Niebaum zuvor energisch bestritten hatte. Darin verpflichtet sich der Wirtschaftsanwalt gegenüber dem neuen Borus-

1997 benötigte er dafür gerade mal 320 Sekunden.

Glücklich gemacht haben ihn solche Triumphe nie. Vielmehr verzweifelte er daran, dass er Spiele verlor, die er hätte gewinnen müssen: „Jeder sagte, ich würde mein Potenzial nicht voll ausschöpfen. Ich begann mich zu fragen: Warum quälst du dich mit Snooker? Warum spielst du eigentlich noch? Warum bist du so unglücklich?“ Die anderen Spieler hatten Spaß auf den Turnieren, sagt O’Sullivan, „und ich dachte: Ihr Schweine – ich bin besser als die meisten von euch, aber mir geht es beschissen“.

O’Sullivan macht nicht den Eindruck, dass er jemals über eine lange Zeit ausgeglichen sein könnte. Es gibt unzählige Geschichten über ihn: wie er einem Offiziellen kraftvoll zwischen die Beine greift, wie er einem Journalisten Eiswasser über den Kopf schüttet und eine Reporterin auffordert, ihm auf der Toilette ihren G-String zu zeigen. Wie er während der Irish Masters Haschkekse isst und nach dem Finalsieg positiv auf Cannabis getestet wird.

Irgendwann brauchte er schon morgens um neun einen Joint, um überhaupt funktionieren zu können. „Ich war glücklich, wenn ich mich miserabel gefühlt habe“, sagt O’Sullivan. „Dann hatte ich einen Grund, mich vollzudröhnen.“

In den vergangenen Jahren hat er viel unternommen, gegen seine selbstzerstörerische Sucht anzugehen: Psychotherapie, Hypnose, Entzug in einer Klinik, das Antidepressivum Prozac. Seinen Erfolgen, wie bei der Weltmeisterschaft im Mai 2001, als er das Turnier gewann, folgten nahezu zwangsläufig spektakuläre Abstürze.

Ende vergangenen Jahres war es wieder so weit. Diesmal fing die Snooker-Legende Ray Reardon, 72, den von Versagensängsten geplagten Champion auf. Vater O’Sullivan, der mit seinem Sohn in ständigem Kontakt steht, hatte Reardon im Januar aus dem Gefängnis angerufen: Ronnie, den Weinkrämpfe geplagt hatten, brauche „jemanden, der nach ihm schaut“. Der sechsfache Weltmeister erzählte dem Jungen, dass er als Bergmann verschüttet war und fast gestorben wäre, bevor er erfolgreich Snooker gespielt hat. Und er riet ihm, risikoärmer zu Werke zu gehen.

Drei Monate später wurde O’Sullivan erneut Weltmeister. Zur Siegerehrung erschien er mit einem Vampirgebiss im Mund – eine Andeutung auf Reardens Beinamen „Dracula“. Er hob den Pokal hoch und sagte unter Tränen: „Dad, der ist für dich!“

O’Sullivan, der nach wie vor Prozac-Pillen schluckt, bewegt sich auf einem schmalen Grat. „Man weiß nie, was von Ronnie zu erwarten ist“, sagt Paul Hunter, der Weltranglisten-Dritte. „Heute ist er brillant, und morgen kann er völlig neben sich stehen.“

Im Augenblick geht O’Sullivan möglichst oft zur Suchtberatung bei den Anonymen Narkotikern und läuft täglich zehn Kilometer.

MAIK GROSSEKATHÖFER

FUSSBALL

Stürmer am Stiel

Hat Borussia Dortmunds Chef Gerd Niebaum präsidiale mit privaten Interessen verknüpft? Auch von der Deutschen Fußball Liga droht Unheil.

Es ist nicht lange her, da war der Mittwoch der Festtag des Präsidenten von Borussia Dortmund. Da speiste er in feinen Lokalitäten mit den Amtskollegen aus Madrid, Mailand oder Manchester, da saß er anschließend in der Ehrenloge eines dieser Mammutstadien, in der die Champions League, das Hochamt des europäischen Fußballs, ihre Spiele zelebriert.

Der vergangene Mittwoch verlief vergleichsweise unelegant. Gerd Niebaum, 55, seit 18 Jahren Chef von BV Borussia 09, bewegte sich kaum noch vom Faxgerät weg. Er sollte Erklärungen liefern, Widersprüche ausräumen, Dokumente vorlegen – und er konnte es nicht, denn er hatte gelogen, mehr als einmal, und diese Lügen waren sogar gedruckt. Stundenlang beriet er sich in der Clubzentrale mit seinen engsten Vertrauten, dem zweiten Geschäftsführer der Borussia Dortmund GmbH & Co. KGaA, Michael Meier, und mit Michele Puller, einem aus Italien stammenden Kaufmann, der dem BVB-Aufsichtsrat angehört. Hektisch wurden Schreiben aufgesetzt und wieder in den Papierkorb befördert, es wurde telefoniert, gefaxt, es nutzte nichts.

Am nächsten Tag präsentierte die „Süddeutsche Zeitung“ ein Schriftstück, dessen Existenz Niebaum zuvor energisch bestritten hatte. Darin verpflichtet sich der Wirtschaftsanwalt gegenüber dem neuen Borus-

LARS BARON / BONGARTS

Borussia-Geschäftsführer Niebaum, Meier
„Bitte die Mappe an meine Privatanschrift“

sia-Großaktionär Florian Homm, spätestens 2006 den Chefposten zur Verfügung zu stellen, einen dritten, für Finanzen zuständigen Geschäftsführer zu berufen sowie in den BVB-Kontrollgremien Beirat und Aufsichtsrat insgesamt fünf Plätze für Homm-Gesandte freizumachen.

Entlarvt als „Dr. Lügenbaum“ („Bild“), sah sich Niebaum noch am vergangenen Freitag als Opfer einer „Kampagne“, die ausgelöst sei von einer vereinsinternen, verdeckt operierenden Opposition. Alles, was er in den letzten Jahren getan habe, sei „zum Wohle der Borussia“ geschehen.

Doch genau an diesem Punkt melden Niebaums Kritiker im Club Zweifel an. Längst muss sich der Jurist nicht nur vorhalten lassen, seit dem Champions-League-Sieg 1997 dem Größenwahn anheim gefallen zu sein und die Borussia dank einer riskanten Ausgabenpolitik zum Pleitekandidaten mit 119 Millionen Euro Schulden gemacht zu haben. Erstmals gibt es Indizien dafür, dass er sein Amt nutzen wollte, um in die eigene Tasche zu wirtschaften.

So fand Niebaum Mitte der neunziger Jahre Gefallen an der Idee, einem Speiseeishersteller, an dem er als Privatmann beteiligt war, Geschäfte zuzuschanzen: mit dem BVB. Damals besaßen Niebaum und die auf Fernwärmetechnik spezialisierte Kölner Delta-Therm zwei Drittel der VDB Ice-Cream im belgischen Duffel. Wichtigste Qualifikation der Delta-Therm für Eis-Deals mit der Borussia: Der damalige Geschäftsführer Konrad Meier ist der Bruder des BVB-Managers Michael Meier.

Niebaum und Delta-Therm verschoben am 30. Juni 1995 ihre VDB-Anteile an den Kaufmann S. Nur zweieinhalb Monate später verkaufte S. das Firmenpaket an die Chemnitzer ITC Industrie- und Technologiepark Heckert GmbH weiter. In einem Schreiben an die Finanzbehörden gab Niebaum zu, der Kaufmann S. sei beim Erwerb und Verkauf der VDB-Anteile lediglich „auf Rechnung und Gefahr“ der Delta-Therm und ihm selbst tätig geworden – S. war offenkundig nur ein Strohmann.

Der Zweck dieses Manövers wurde alsbald deutlich. Denn auch die Geschäfte der Chemnitzer ITC führte Konrad Meier. Und Niebaum, dem Anschein nach bei der VDB ausgestiegen, hatte bei den Belgiern, so sagt er es selbst, „seinen Anteil als Darlehen“ in der Firma stehen lassen; mindestens 750 000 Mark. Nachdem die Spuren ordentlich verwischt waren, begann die Niebaum-Connection prompt, ein BVB-Eis zu entwickeln.

Der Clubchef will sich zu diesen Vorgängen nicht äußern, denn es habe sich um ein „ausschließlich privates Investment“ von ihm gehandelt, das „keinerlei Bezug zu Borussia Dortmund hatte“.

Wirklich? Am 16. Januar 1996 traf sich der Borussen-Präsident in Dortmund mit VDB-Managern und der Hamburger Werbeagentur Brandwyk. Laut Sitzungsprotokoll wurde entschieden, „dass die Firma VDB in Deutschland ein BVB-Eis in den Markt einführen soll“.

Die Kreativen von Brandwyk trieben das Projekt („BVB – Das meisterliche Eis“) professionell weiter. Ein Eis am Stiel sollte „Stürmer“ heißen, ein Waffelhörnchen „Super Cup“, eine Familienpackung „Borussia“ – immer mit dem BVB-Emblem auf der Verpackung. Mal fanden die Meetings mit den VDB-Leuten und den Werbern im clubeigenen Hotel Lennhof statt, mal in Niebaums Kanzlei.

Der Präsident, gleichzeitig als Anwalt für die VDB tätig, war immer informiert – allerdings höchst diskret. Einmal ordnete er ausdrücklich an: „Bitte die Mappe an meine Privatanschrift senden.“

Mitte 1996 hatten die Eismänner der VDB die Namensrechte beim Patentamt prüfen lassen, dem Handel das BVB-

ELIGIO PAONI / CONTRASTO

Banca Intesa in Rom: *Unbekanntes Konto*

NOKIA
610

... wird Auto-mobil.

Ein Dreh mit dem Zündschlüssel, und der Nokia 610 Profi Funk-Kfz-Einbausatz* greift über eine kabellose Bluetooth Verbindung auf die SIM-Karte z.B. Ihres Nokia 6230 Mobiltelefons zu. Dank gut ablesbarem Display und der Bedienung über das separate Navi™-Wheel ist der Nokia 610 Profi Funk-Kfz-Einbausatz die flexible und komfortable Ergänzung für Ihr Fahrzeug.

www.nokia.de/nokia6230

* Kompatibel mit dem Nokia 6230, Nokia 6810 und Nokia 6670 Mobiltelefon sowie mit weiteren Geräten

NOKIA
CONNECTING PEOPLE

Eis bei einer Fachmesse präsentiert und Anzeigen in Lebensmittelzeitungen geschaltet. Es gab einen Text für Durchsagen im Westfalenstadion („Neu, der coole BVB-Eiscreme-Genuss – Favorit! – Stürmer! – Super Cup! – erhältlich hier im Stadion!“), und es gab 100 000 Verpackungen mit BVB-Logo, die eine Firma aus dem hessischen Gudensberg geliefert hatte.

Das Geschäft der schwarz-gelben Amigos scheiterte schließlich nur am eigenen Dilettantismus. Denn die Rechte am Catering im Stadion hatte der BVB längst verkauft, an die Neu-Isenburger Firma Aramark – und die hatte einen Vertrag mit der Eisfirma Mövenpick

Dumm gelaufen, erst recht, weil das BVB-Eis schon in Kühlhallen lagerte. Und weil man an die Geschäftsidee ohne Eisverkauf im Stadion nicht mehr recht glaubte, wurde das Eis nach Russland verschachert. Irgendwo zwischen Moskau und Wladikawkas schmolz Niebaums Traum vom profitablen Nebenerwerb – die VDB Ice-Cream soll mit dem Bo-Russeneis 400 000 Mark Verlust gemacht haben und ging 1998 Pleite.

Es sind Geschichten wie die des unglücklichen Einstiegs ins Eisgeschäft, die Gerd Niebaum in den letzten Tagen ähnlich viel Kummer bereiten wie die Liquiditätsengpässe der KGaA oder die Kritik an seinem patriarchalischen Führungsstil. In Erklärungsnot ist er auch gekommen im Fall des Transfers von Karlheinz Riedle von Lazio Rom zur Borussia.

Der Vorgang spielt in der berühmten Via Veneto, jener mondänen Prachtstraße in Rom, die einst die Kulisse bildete für Federico Fellinis Klassiker „La dolce vita“. Im Haus mit der Nummer 78, einem Eckgebäude vis-à-vis der US-Botschaft, residiert eine Filiale der Banca Intesa, deren Vorläufer einmal Banca Commerciale hieß. Hier gingen, nach Erkenntnis italienischer Ermittler, am 23. November 1995 auf dem Konto 9353450192 exakt 1 252 470 000 Lire ein – rund 570 000 Euro. Inhaber des Kontos: „Borussia Dortmund BVB 09“. Auftraggeber der Überweisung war die Tesoreria Provinciale dello Stato – die Staatskasse.

Bei der Zahlung handelte es sich um eine Rückerstattung der beim Riedle-Wechsel angefallenen Umsatzsteuer durch die italienischen Finanzbehörden. Doch das Geld ist nie in der Vereinskasse angekommen. BVB-Schatzmeister Hans-Joachim Watzke erklärte auf Anfrage des SPIEGEL jedenfalls: „Ein Konto des Vereins bei der von Ihnen benannten Banca Intesa ist mir nicht bekannt.“ Die gleiche Antwort liefern auch seine Vorgänger im Schatzamt, Hans-Jürgen Freundlieb und Gerhard Reibert.

Wer aber hat dann Zugriff auf die italienische Spardose?

Die Kontoauszüge und sonstige Schreiben schickte die Bank jahrelang an eine deutsche Adresse: Fritz-Kahl-Straße 5, Dortmund. Dort wohnt Gerd Niebaum.

Der Fußball-Boss bestreitet die Kontoinhaberschaft vehement. Er habe „zu keinem Zeitpunkt zu den persönlich Berechtigten gehört und auch nur eine Mark davon erhalten“. Das Konto sei von Lazio eingerichtet worden. Der BVB habe damals „den Vorsteuererstattungsanspruch“ an die Römer abgetreten. Die Italiener hätten darum gebeten, dass „das Konto rein formal unter der Kontoinhaberschaft von Borussia Dortmund eingerichtet wurde“. Als Beleg für diese Geschichte präsentieren Niebaum und Kollege Meier ein zweiseitiges Schreiben „Abtretung Mehrwertsteuerguthaben“ an Lazio. Eigenartig nur, dass das Dokument auf neutralem weißem Papier statt auf BVB-Geschäftspapier geschrieben wurde. Auch die Summen und Datumsangaben stimmen mit Rechnungen von Lazio und Riedles Transfervertrag nicht überein.

NORBERT RZEPKA / AUGENKLICK

Champions-League-Sieger Riedle (1997): *Kein Beleg*

So soll laut der Abtretungsvereinbarung die erste Teilrechnung („56/T“) von Lazio am 1. September 1994 ausgestellt worden sein. Dem SPIEGEL liegt unter der Bezeichnung „56/T“ eine Rechnung von Lazio vom 31. August 1993 vor, also schon von einem Jahr zuvor. Und tatsächlich wurde auch im Sommer 1993 die erste Rate fällig und bezahlt. Dass die Römer, die sich zur Sache nicht äußern, die Abtretung angenommen und das Geld kassiert haben, dafür konnte Niebaum bis vergangenen Freitag keinen Beleg beibringen.

„Der Betrag ist damals offenbar von Lazio eingezogen worden“, erklärt Niebaum, „da ein Bevollmächtigter, den wir nicht kennen, Verfügungsbefugnis hatte.“ Soll heißen: Niebaum und Meier haben in Italien ein Konto auf den Namen des Vereins eingerichtet, zu dem jemand Zugang hatte, den sie nicht kennen.

Einzige Unterschriftenvollmacht zu dem Konto hatte nach SPIEGEL-Recherchen ein gewisser Arnaldo Capogrossi, italienischer Staatsbürger, geboren am 20. August 1940 in Pontecorvo, von Beruf Wirtschaftsprüfer und Treuhänder. Er bestätigt Niebaums Version von der Steuerabtretung an Lazio – kann allerdings auch keinen Überweisungsbeleg liefern.

Auf die Frage, warum das Konto denn unter seiner Anschrift geführt wurde, sagt Niebaum: „Vermutlich handelt es sich um einen Fehler der Bank, die meine Wohnanschrift, die aus dem vorliegenden Personalausweis hervorging, mit derjenigen von Borussia Dortmund verwechselt hat.“

Warum aber hat Niebaum dann diesen „Fehler“ nicht bei der Banca Intesa angemahnt und stattdessen neun Jahre lang alle Kontoauszüge an seine Privatadresse erhalten? Und warum wurde das Konto nicht sofort nach der Auszahlung an Lazio Rom wieder geschlossen? Und warum taucht es nicht in den Bilanzen des Vereins auf?

Niebaum, der sich beim Börsengang 2000 als moderner Unternehmensführer feiern ließ, erklärt viele dieser Rätsel mit seinem Hang zur Schusseligkeit, ansonsten habe er ein reines Gewissen. In dieser Woche, so hat Aufsichtsratschef Winfried Materna angekündigt, werde man die eigenwilligen Buchungen unter die Lupe nehmen.

Und selbst wenn sich alles in Wohlgefallen auflösen sollte, hinterlässt Niebaum, dem Weggefährten am vorigen Freitag erstmals Amtsmüdigkeit attestierten, ein desaströses Bild. Denn längst interessiert sich auch die Deutsche Fußball Liga (DFL) verstärkt für Borussia. Dass die Clubbosse dem neuen Finanzier Homm jeden Wunsch erfüllen mussten, ergibt sich aus einer Auskunft des DFL-Geschäftsführers Wilfried Straub: Die hastig durchgeprügelte Kapitalerhöhung sei „Ausfluss unserer Entscheidung im Lizenzierungsverfahren gewesen“. Die DFL habe diese „Maßnahmen“ zur Liquiditätssicherung „mitgesteuert“.

Im Klartext: Die Geldbeschaffung durch Platzierung neuer Aktien war eine der Auflagen, unter denen dem klammen BVB im Juni die Spiel-Lizenz für die Bundesliga überhaupt erst erteilt worden war.

Wenn Großinvestor Homm nun mit Niebaums Billigung ins operative Geschäft eingreift, droht neues Unheil. Die „Einflussnahme Dritter“, so DFL-Manager Straub, sei ein Verstoß gegen die Liga-Statuten. Stehe fest, dass ein Investor Bedingungen diktierte, „hätten wir ein Problem damit“.

Jürgen Dahlkamp, Jörg Kramer, Jörg Schmitt, Michael Wulzinger

FILMWIRTSCHAFT

„Der Effekt war null“

Kulturstaatsministerin Christina Weiss, 50, über neue Steuererleichterungen für deutsche Medienfonds

SPIEGEL: Bisher haben deutsche Medienfonds ihr Geld vor allem in Hollywood-Produktionen gesteckt. Sie wollen Investoren und Produzenten nun mit Steuererleichterungen nach Deutschland locken. Woher der Sinneswandel?
Weiss: In den vergangenen fünf Jahren sind etwa zwölf Milliarden Dollar deutscher Gelder in die amerikanische Filmwirtschaft geflossen. Die Leute haben Filme finanziert, die sie nicht interessieren – und unser Finanzministerium hat ihnen dafür Steuervorteile gewährt. Der Effekt für die deutsche Filmwirtschaft war null. Wir sind eigentlich das einzige Land, das Steuererleichterungen nicht an die Förderung der eigenen Filme koppelt.

UTA RADEMACHER

Weiss

SPIEGEL: Wie sieht Ihr Modell aus?
Weiss: Wir haben mit Juristen und Steuerexperten ein Sale-and-Lease-back-System nach britischem Muster entwickelt, das dort einen Boom in der Filmindustrie auslöste. Es ist ein neues Finanzierungskonzept: Der jeweilige Produzent verkauft seinen Film an Investoren, die ihr Investment sofort abschreiben können. Dann mietet sich der Produzent die Rechte zurück und vermarktet seinen Film selbst.
SPIEGEL: In Großbritannien wurde die Regel aber auch missbraucht: Investoren finanzierten sehenden Auges Flops und kassierten noch vor Fertigstellung der Filme Steuererstattungen.
Weiss: In Flops investieren die deutschen Fonds ja auch. Die Förderung deutscher Produktionen wird sich aber in jedem Fall durch die höhere Studioauslastung und mehr Beschäftigung für den deutschen Finanzminister wieder auszahlen.
SPIEGEL: Warum braucht eine kleine Änderung so lange?
Weiss: Man traut sich an diese Dinge nicht ran, weil die jetzige Förderregelung mit einem deutsch-amerikanischen Handelsvertrag aus dem Jahre 1954 zusammenhängt. Die geplante Änderung im Einkommensteuerrecht würde Amerika ja nicht schädigen – die Amerikaner müssten sich nur überlegen, den einen oder anderen Film mal in deutschen Studios zu drehen.

SANG HOON / SIPA PRESS

Übertragung eines TV-Duells (in New York)

FERNSEHEN

Maischberger als Wahlreporter

Nach den TV-Duellen zwischen US-Präsident George W. Bush und seinem Herausforderer John Kerry rüsten sich die Sender in Deutschland für die Wahlnacht am 2. November. ARD-Studioleiter Tom Buhrow wird aus Washington zu Korrespondenten in den wichtigsten US-Städten schalten. Wahlmoderator und WDR-Chefredakteur Jörg Schönenborn wird einlaufende Ergebnisse melden, während Sandra Maischberger im Restaurant Paparazzi talkt. Das ZDF will mit Steffen Seibert und Claus Kleber „heute“ und „heute journal“ live aus der US-Hauptstadt senden. Thomas Gottschalk wird nachts aus seiner Heimatstadt Los Angeles zugeschaltet, während Eberhard Piltz aus Washington berichtet. Auch N-tv und CNN senden die ganze Nacht aus den USA. Die beiden Nachrichtenkanäle haben außerdem gemeinsam mit RTL Politiker wie Joschka Fischer zu einer Wahlparty in die Berliner Bertelsmann-Repräsentanz geladen und wollen von dort über Reaktionen aus Deutschland berichten. Erste Ergebnisse aus wahrscheinlich wahlentscheidenden Staaten wie Florida und Ohio werden gegen drei Uhr deutscher Zeit erwartet.

ZDF

Schächter gegen externe Kontrolleure

In scharfer Form hat sich ZDF-Intendant Markus Schächter gegen Pläne verschiedener Landesregierungen gewandt, ARD und ZDF wie die Privatsender einer externen Jugendschutz- und Werbeaufsicht zu unterziehen. Bislang sind dafür bei ZDF und ARD die Fernseh- und Rundfunkräte zuständig. Die Privaten werden von 15 Landesmedienanstalten beaufsichtigt. „Das empörende Beispiel der antisemitischen Witze bei ‚Big Brother‘ im Kommerzfernsehen hat uns gerade wieder gezeigt, wie es um die Kontrolle der Privaten bestellt ist“, so Schächter. „Unser Aufsichtsgremium Fernsehrat funktioniert, und ich kann mir angesichts der aktuellen Vorkommnisse kaum vorstellen, dass die Politik wirklich Hand daran legen will.“ Eine externe Kontrollinstanz haben Kurt Beck als Chef der Rundfunkkommission der Länder und NRW-Medienstaatssekretärin Miriam Meckel gefordert.

ENDEMOL / ACTION PRESS

„Big Brother“-Szene

WERNER BAUM / DPA

Schächter

UNTERHALTUNG

„Künstliche Zeitreise“

UDO G. CORDES / ARD

TV-Produzentin Rosemarie Wintgen, 56, über die neue historische Doku-Serie „Abenteuer 1900 – Leben im Gutshaus“. Die Teilnehmer agieren als Stubenmädchen oder Gutsherr (ab 9. November).

SPIEGEL: Nach „Schwarzwaldhaus 1902“ ist das „Leben im Gutshaus“ schon die zweite ARD-Serie, die die Zuschauer in die Vergangenheit versetzt. Gehört dem Spielen im Gestern die Zukunft?

Wintgen: Ja. Die Menschen fasziniert es, sich mit elementaren Situationen auseinander zu setzen, die heute keine Rolle mehr spielen: Woher kommt das Fleisch, das ich esse? Wie schaffe ich es, dass die Stube warm ist? Diese Situationen wollen die Menschen sinnlich erleben oder zumindest dabei zuschauen, während sie in ihren zentralbeheizten Häusern sitzen.

SPIEGEL: Was unterscheidet das Guts- vom Schwarzwaldhaus?

Wintgen: Die Lebenssituation ist komplexer. Im Schwarzwaldhaus musste eine Familie überleben. Jetzt haben wir oben und unten, also Herrschaft und Dienstpersonal. Zum täglichen Überlebenskampf kommt die Auseinandersetzung zwischen den Klassen hinzu.

SPIEGEL: Heute wirken solche Standesunterschiede künstlich.

Wintgen: Natürlich sind solche Zeitreisen künstlich. Wir schaffen einen kleinen Raum, in dem wir so tun, als lebten wir um 1900. Es ist ein Spiel. Aber die Teilnehmer waren bereit, sich darauf einzulassen.

SPIEGEL: Menschen von heute schlüpfen in die Rolle eines Stallburschen oder einer Adligen. Wurden sie darauf vorbereitet?

DAVID BALTZER / ZENIT / ARD

„Abenteuer 1900“-Mitspielerinnen

Wintgen: Kurz vor Beginn des Spiels haben die Protagonisten Literatur und Verhaltensmaßregeln bekommen. Der Regisseur hat richtige Arbeitspläne zusammengestellt: Was muss ein Stallbursche machen? Wie verhält sich ein Stubenmädchen? Das ging bis zu den Anrederegeln zwischen den Bediensteten.

SPIEGEL: Sie zeigen vor allem den harten Alltag des Gesindes.

Wintgen: Wir wollen erzählen, wie das Leben 1900 war. Aber die eigentliche Spannung wächst daraus, dass wir spürbar werden lassen, wie heutige Menschen – die Akteure sind ja keine Schauspieler – zwei Monate lang versuchen, diese Lebensweise zu bewältigen.

THOMAS ERNST / ZDF

„Feuer …“-Darsteller Berkel (r.)

FERNSEHSPIEL

Dogma-TV im Grunewald

Am Montag nächster Woche wagt das ZDF ein Experiment, das es in der deutschen TV-Geschichte so noch nie gegeben hat: Der 90-minütige Krimi „Feuer in der Nacht“, den der Sender um 20.15 Uhr zeigt, ist ein so genanntes Live-Movie, das zur gleichen Zeit gespielt und gesendet wird. „Wir drehen chronologisch“, sagt Regisseur Kai Wessel, der zurzeit im Berliner Grunewald einige Szenen proben lässt. Noch rätseln selbst die Schauspieler (darunter Martina Gedeck und Christian Berkel), wie das Endprodukt aussehen wird. Die Ästhetik jedenfalls orientiert sich an den dänischen Regie-Asketen der Dogma-Schule um Lars von Trier, die Technik dagegen erinnert an Fußball-Übertragungen: Der Regisseur sitzt in einem riesigen Ü-Wagen, 12 Kameras kommen zum Einsatz, ein 60 Meter hoher Funkmast überträgt die Bildsignale. Den ersten Test hat „Feuer in der Nacht“ schon bestanden – bei Proben wirkte eine Szene so authentisch, dass die Polizei darauf hereinfiel. Als Darsteller Berkel mit einer Waffe herumfuchtelte, sprangen erschrockene Beamte aus einem Dienstwagen und eilten den vermeintlich Bedrohten zur Hilfe. Wenn „Feuer in der Nacht“ ein Erfolg wird, will das ZDF weitere Live-Spektakel produzieren.

SERIEN

Griesgram bei „Gilmore Girls“

Der US-Schriftsteller Norman Mailer („Die Nackten und die Toten“) macht jetzt auch als TV-Schauspieler Furore: In einer neuen Episode der Familienserie „Gilmore Girls“, die am 26. Oktober im amerikanischen Fernsehen läuft, spielt der Autor sich selbst – einen, wie er sagt, „zänkischen Griesgram“, der einem Journalisten ein Interview gibt. Dieser wird dargestellt von Mailers Sohn Stephen, einem Vollzeitschauspieler, der seinen Vater zu dem Dreh – zwei Tage in den Warner-Studios im kalifornischen Burbank – überredete. Denn eigentlich „hasse ich TV-Serien“, sagt Mailer senior, 81, aber hier machte er eine Ausnahme. „Die Geschichte war niedlich“, so Mailer, und Dialoge musste er auch nicht lernen: 95 Prozent seines Textes improvisierte der eigenwillige Autor. Der deutsche „Gilmore Girls“-Sender Vox wird die Mailer-Folge voraussichtlich 2005 ausstrahlen.

DANNY FELD / WB

Mailer Jr., Lauren Graham, Mailer

TV-Vorschau

Der Jesus-Faktor

Dienstag, 20.40 Uhr, Arte

Ein Mann hatte eine Mission: „Ich glaube, Gott will, dass ich Präsident werde“, sagte George W. Bush, als er noch Gouverneur von Texas war. Auch wenn nicht nur Atheisten an der göttlichen Fügung zweifeln: Über

ARTE

Bush

40 Prozent derjenigen, die bei den Präsidentschaftswahlen im Jahr 2000 für den frommen Republikaner stimmten, bezeichnen sich selbst als Evangelikale oder wiedergeborene Christen. Die eindrucksvolle Dokumentation von Raney Aronson zeigt Bushs Wandlung vom trinkfesten Lebemann zum bibelfesten Gut-und-Böse-Apologeten – ohne Polemik à la Michael Moore, aber mit sendungsbewussten Interviewpartnern. Bushs Freunde vom konservativen Bibelkreis in Midland, Texas, kommen ebenso zu Wort wie gemäßigte Evangelikale, die durch die Politik der US-Regierung die Trennung von Kirche und Staat bedroht sehen. Der schönste Satz des Films, den Arte zum Auftakt des Themenabends „Kreuzzug gegen das Böse“ präsentiert, stammt aber naturgemäß vom wortgewaltigen Präsidenten selbst: Sehr frei nach dem Evangelisten Matthäus dankt Bush dem Fernsehprediger Billy Graham, denn „er pflanzte ein Senfkorn in meine Seele“.

Anke Late Night

Donnerstag, 23.15 Uhr, Sat.1

Letzte Folge. Es gilt eine Weisheit von Harald Schmidt aus dem Jahr 2001: „Meine Erfahrung ist, dass man keine einzige Sendung vermisst, die eingestellt wird. Was weg ist, ist weg.“

Der weiße Riese

Freitag, 22.15 Uhr, Arte

Schon als Kind, bekennt der US-Architekt Richard Meier in dieser Dokumentation von Gero von Boehm, habe er Bauklötze geliebt. Dabei sollte es bleiben, allerdings wurden die Klötze mit den Jahren größer: Allein für das von Meier entworfene Getty Center in Los Angeles wurden 15 000 Tonnen Marmor verbraucht. „Mein liebstes Baumaterial ist aber das Licht“, sagt Meier, 70 – all seine Werke, darunter das Museum für Angewandte Kunst in Frankfurt am Main und das Stadthaus am Ulmer Münster, leuchten in klinisch reinem Weiß. Filmemacher Boehm folgt dem rastlosen Architekten zur Einweihung einer Kirche nach Rom, in sein New Yorker Büro und in sein Haus auf Long Island. Ironie der Kunstgeschichte: Der wichtigste lebende Baumeister der klassischen Moderne wohnt privat in einem Bauernhaus aus dem Jahr 1907.

Tatort: Märchenwald

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Deutsche TV-Kommissare sind keine Waisenkinder mehr: Drehbuchautoren spendieren ihren Helden immer öfter

CHRISTIANE BALTHASAR / NDR

Furtwängler in „Tatort: Märchenwald“

ein Elternteil. So hat Niedersachsen-Kommissarin Lindholm (Maria Furtwängler) jetzt eine Mama (gespielt von Furtwänglers leibhaftiger Mutter Kathrin Ackermann), die aufräumt und ihre schnarchende Tochter anhält, sich die Polypen aus der Nase operieren zu lassen. Die Szenen mit dem mütterlichen Überfall leiten einen Krimi ein, der durch Dialogwitz (Buch: Martina Mouchot, Orkun Ertener) und präzise Regie (Christiane Balthasar) besticht. So fängt es zwischen Hameln und Bad Pyrmont richtig an, komödiantisch zu blühen – eine spannende Geschichte aus Rache und ungesühnter DDR-Schuld, humorige Blicke auf die Provinz und eine Liebesgeschichte zwischen der Kommissarin und einem Staatssekretär in spe.

TV-Rückblick

Glückwunsch, Lilo!

11. Oktober, ARD

Jubiläumssendungen sind ein schwieriges Metier. Nicht nur der dritten Zähne wegen. Gemäß den unerbittlichen Regeln der Unterhaltung muss verleugnet werden, was doch eigentlich Anlass der Veranstaltung ist: das Alter. Vorbei darf nicht vorbei sein, vergessen ist verboten, der Schmerz über Vergänglichkeit untersagt. Das Krampfhafte droht ständig. Wie war es am vergangenen Montag, als Lilo Pulver, eine der großen Ikonen des Nachkriegskinos, geehrt wurde? Sie nahten sich fast alle, die schwankenden Gestalten: Hazy Osterwald, Blacky Fuchsberger, Hardy Krüger, Paola und Kurt Felix. Dazu stieg das alte Polit-Segelohr Hans-Dietrich Genscher leutselig aus der Kulisse hervor und lobpries die Schweizerin. Die Regie wollte es, dass die rüstige Jubilarin sitzen musste, während alle anderen, einschließlich Moderator Reinhold Beckmann, ihre Verehrungsattacken stehend ausführen konnten. Nur um ein Rennpferd zu besteigen und sich von Fuchsberger per Judogriff auf die Matte legen zu lassen, durfte Pulver die Sitzposition verlassen. Man sah: Lob kann erdrücken. Doch dann rettete die Pulver die Veranstaltung, erhob sich zu einer kleinen, altmodisch rührenden Geste und richtete eine Ansprache ans Publikum, aus der klar wurde, dass, wer herzhaft und gern lacht, nicht vom Schicksal verschont wird. 75 und aller Krampf verflogen. Glückwunsch.

UWE ERNST / NDR

Osterwald, Pulver, Krüger, Fuchsberger

PRESSE

Seine „Welt“ ist die Meinung

Roger Köppel soll Springers einstiges Flaggschiff „Welt“ flottkriegen. Bei der Zürcher „Weltwoche“ fiel der Schweizer vorher durch einen rigiden Rechtskurs und Auflagenerfolge auf. Das will er nun in Berlin fortsetzen – mit provokanten Positionen und ein bisschen Boulevard.

NORBERT MICHALKE

„Welt“-Chefredakteur Köppel (in seiner Berliner Redaktion): *Mann für kalkulierte Knalleffekte*

Der Mittwoch vergangener Woche war ein verwirrender Tag für viele „Welt“-Leser – und schon deshalb ein äußerst angenehmer für Roger Köppel. Von der Titelseite des bildungsbürgerlichen Organs grüßte der SPD-Kanzler im Riesenfarbporträt mit energischem Blick und drei „Überlegungen“ zur Frage „Warum die Türkei in die EU gehört“.

Das war ein bisschen viel Sozialdemokratie und Bosporus-Nähe in einem Blatt, das bislang nicht gerade durch linken Thesenzauber aufgefallen war. Nur einen Tag später wurden die Verhältnisse denn auch wieder zurechtgerückt. Etwas versteckter im Feuilleton wurde so unvermittelt wie aus voller Brust der „hervorragende Schweizer Politiker und Bundesrat Christoph Blocher“ gelobt. Blocher? Ein Rechtspopulist, Isolationist und starker Mann der Schweizer Volkspartei. Auch diese Einschätzung ist wohl „Welt“-exklusiv – wie vieles von dem, was den Stammlesern neuerdings sonst so auf den Kommentar- und Meinungsspalten entgegenschlägt. Irritierende Kost.

Gleich zweimal fanden sich dort zum Beispiel zuletzt Plädoyers für Volksabstimmungen: in Sachen EU-Verfassung und ebenso für einen Türkei-Beitritt.

Das alles hat sicher nur am Rande damit zu tun, dass der seit Juni federführende neue „Welt“-Chefredakteur Köppel ein Schweizer ist, der einschlägige Erfahrungen mit Plebisziten und eine bekannte Nähe zu Blocher und dessen Thesen mitbringt. Eher schon liegt es daran, dass der Neue vor allem eines zu schätzen weiß: den kalkulierten publizistischen Knalleffekt. Schon seit Jahren gibt Köppel den Don Quichotte der politisch Inkorrekten.

Wo immer er bislang antrat, herrschte alsbald allgemeine Verunsicherung. Über seinen Kurs. Über sein Können. Und über den Mann an sich. Die Schweizer „Wochenzeitung“ brachte all die Fragezeichen um seine Person am prägnantesten auf den Punkt: „Ist er übergeschnappt? Oder superclever?“ Die Frage ist noch nicht beantwortet.

Wie die Leser der „Welt“ versuchen auch deren Redakteure zurzeit, sich ihr Urteil zu bilden. Als er Anfang Juni im Axel-Springer-Hochhaus die Arbeit aufnahm, haben sie ihn auf den Fluren gern mal übersehen. Neben all den Grauschläfen, die über die Berliner „Welt“-Flure wandeln, neben konservativen Kommentatoren-Koryphäen wie Konrad Adam und Michael Stürmer, wirkt der eher schmächtige 39-Jährige mit der ovalen Nickelbrille wie ein Doktorand im Zeitungspraktikum.

Köppel hat keinen leichten Job. Er muss die „Welt“ verstehen lernen und nebenbei auch die Spielregeln der Berliner Republik. Zwar hat er dabei aus seinem provisorischen Büro im 15. Stock einen hübschen Blick über die Hauptstadt, aber dort sitzt er zweifellos auf einem heißen Stuhl.

Köppel ist der vierte „Welt“-Chef in vier Jahren. Das Blatt verkauft mit aktuell nur noch 200 000 Exemplaren rund 57 000 weniger als im Jahr 2000. Der Abstand zur „Frankfurter Allgemeinen“ und zur „Süddeutschen Zeitung“ wird immer deutlicher (siehe Grafik).

Fast schlimmer noch: Die „Welt“ hat zuletzt viel von ihrem zwischenzeitlichen Renommee als optisch modernes und inhaltlich oft frisches Blatt verloren. Zwangsfusioniert mit der „Berliner Morgenpost“, war das einstige ideologische Flaggschiff von Axel Springer bald erneut auf Grund gelaufen und wirkte unter Köppels Vorgänger eher wieder bieder und berechenbar wie eine Butterfahrt-Barkasse.

Der Schweizer soll das ändern. Nicht das politische Koordinatensystem, sondern vor allem die Sache mit der Berechenbarkeit. Zehn Kommentare hat er bislang für die „Welt“ verfasst. Köppel lobte den Kanzler für Hartz IV und überhaupt. In der Debatte um Managergehälter nahm er die Bosse in Schutz: „In Deutschland haben die Reichen keine Lobby.“ Zugleich donnerte er eine Philippika wider „die Arroganz der Eliten“ unters Volk, was viele Altgediente als Anmaßung empfanden, nicht nur, weil er dabei mal eben den Meinungsaufmacher auf Seite eins erfand, über dem dann sehr groß Köppels Name stand. So viel Elite muss schon sein.

Die EU ist sein derzeitiges Lieblingsthema: Anfang Juli ließ er wesentliche Teile der neuen Verfassung im Wortlaut drucken, was optisch so spannend war wie das Telefonbuch von Bergisch-Gladbach und inhaltlich einem Auszug aus dem Bundesgesetzblatt glich.

Zusammen mit seiner Türkei-Thesenschlacht mit dem Kanzler und einer Fotoleiste zur Illustration des PDS-Verfassungsschutzberichts, die eine Kontinuität von Lenin über Stalin zu Lothar Bisky herstellte, war das wohl sein bislang spektakulärster Coup.

Schweizer Beobachter dürfte all dies kaum überraschen. Auch in seinem Heimatland war Köppels journalistische Domäne die Welt der Meinung, waren Kommentar und Leitartikel seine Lieblingsdarstellungsform. Und auch dort hielt er sich inhaltlich meist an die Devise: Man nehme den Meinungs-Mainstream und behaupte einfach mal das Gegenteil. Das provoziert, so fällt man auf und wird bekannt.

Köppel gelang das schon früh und in Rekordzeit. Nach dem Gymnasium hatte er seine journalistische Laufbahn in der Sport-Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung“ begonnen, parallel studierte er politische Philosophie und Wirtschaftsgeschichte. Über das Feuilleton des Zürcher „Tages-Anzeigers“, wo er unter anderem über Popmusik schrieb, stieg er als 32-Jähriger in die Chefetage des „Tagi-Magi“ auf, wie die Schweizer das Wochenend-Magazin des Blattes nennen und brachte es mit schrägen Geschichten („Zum Genre des Scheißfilms“) und Autoren zu neuem Schwung und Ansehen.

Mit ähnlicher Verve ging er ab 2001 bei der „Weltwoche“ zu Werke, einer ehemals linksliberalen Bastion des Schweizer Qualitätsjournalismus. Köppel, der sich privat für Militärgeschichte und die Kulturgeschichte des Krieges interessiert, trimmte die 1933 gegründete Wochenzeitung formal auf Magazinformat und politisch in Richtung rechts.

Schon zu „Tagi-Magi“-Zeiten hatte Köppel den Rechtsaußen Christoph Blocher in Interviews umgarnt. Bei der „Weltwoche“ gab er eine klare Wahlempfehlung ab („Blocher gehört in den Bundesrat“) und schwärmte nach dem Wahlerfolg von Blochers SVP gar von dessen „Seligsprechung“. Blocher ließ im Gegenzug wöchentlich Annoncen seiner Firma Ems-Chemie schalten.

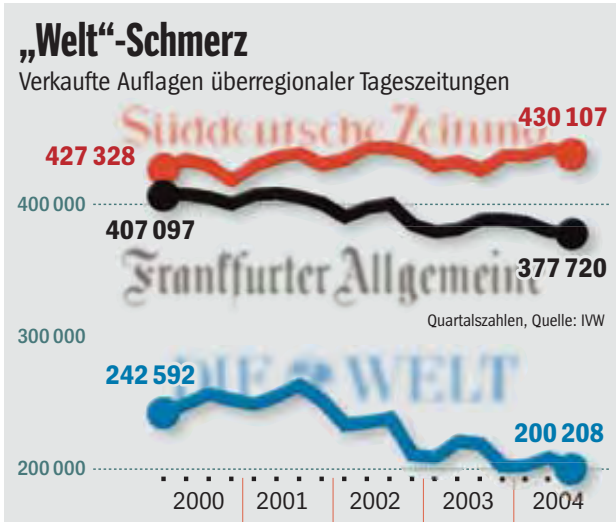
Die Auflage stieg – trotz oder wegen der erregten Richtungsdiskussion, die Köppel mit seinem SVP-Schmusekurs anzettelte – von 84 000 auf zwischenzeitlich 92 000 Exemplare. Auch wirtschaftlich ging es bergauf.

Das fiel auch einem treuen „Weltwoche“-Fan auf, der bis 1994 selbst als freier Mitarbeiter für das Blatt gearbeitet hatte: Mathias Döpfner. Den ersten Ruf des Springer-Vorstandschefs nach Berlin lehnte Köppel noch ab. Zu frisch war er damals noch bei der „Weltwoche“, zu viele Baustellen hatte er aufgerissen – vor allem durch seine harte Personal- oder besser: Rausschmisspolitik. Der zweiten Einladung von Döpfner und Verlegerwitwe Friede Springer ist er nun gefolgt.

Es gehe ihm bei der „Welt“ jetzt „nicht um eine neue Schaufensterdekoration“, sondern um „Inhalte“, sagt Köppel, „um Ideen, darum, die Software zu optimieren“.

Viel Rüstzeug gibt ihm der Verlag fürs Neuprogrammieren nicht mit. Sein Redaktionsteam ist ausgezehrt. Seit der Fusion mit der „Berliner Morgenpost“ schrumpfte die Gesamtmannschaft um 200 auf jetzt noch 350 Leute. Als Döpfner einst die „Welt“ übernahm, tat er das mit einem Riesenetat, holte renommierte Redakteure von „FAZ“ bis „taz“ und startete eine weit reichende Layout-Reform. Köppel muss die Wende nun vorerst allein hinkriegen.

Mehr Meinung ist da ein gutes Konzept. Meinungsartikel kosten

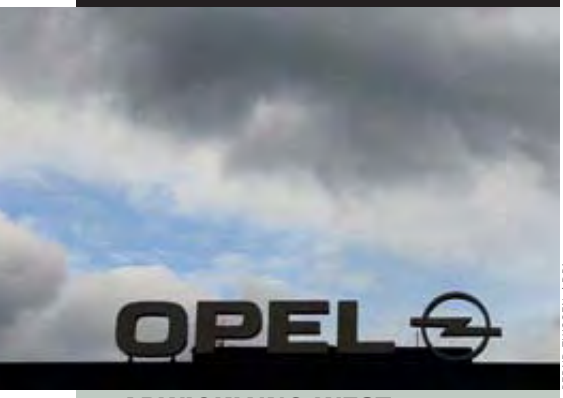


PAUL LANGROCK / ZENIT

Axel-Springer-Zentrale in Berlin: *„Die Software optimieren“*

„Welt“-Titelseite vom vorigen Mittwoch: *Irritierende Kost*

SPIEGEL ONLINE



BERND THISSEN / DPA

ABWICKLUNG WEST
Karstadt, Opel, Volkswagen – Vorzeigeunternehmen der alten Bundesrepublik stecken in der Krise. SPIEGEL-ONLINE-Reporter berichten aus Städten und Regionen, die vor dem Ruin stehen.

▸▸ **WIRTSCHAFT**
Missglückte Invasion: Warum der weltgrößte Einzelhändler Wal-Mart seit fünf Jahren in Deutschland erfolglos agiert. Eine SPIEGEL-ONLINE-Analyse.

▸▸ **POLITIK**
Greise Gastarbeiter: Die erste Generation türkischer Einwanderer hat das Rentenalter erreicht. SPIEGEL ONLINE besuchte türkische Pflegedienste und Altersheime.

▸▸ **KULTUR**
Soulmusik und Superhelden: SPIEGEL ONLINE porträtiert den US-Schriftsteller Jonathan Lethem, der in dem phantastischen Roman „Die Festung der Einsamkeit“ seine Kindheit in Brooklyn verarbeitet.

▸▸ **SPORT**
XXXL im Osten: Bei der Sumo-WM in Riesa rechnen sich auch die deutschen Ringer Chancen aus. SPIEGEL ONLINE berichtet aus Sachsen.

▸▸ Dazu täglich mehr als 100 weitere aktuelle Nachrichten, Reportagen und Hintergründe bei SPIEGEL ONLINE.

Jeden Tag. 24 Stunden.

www.spiegel.de
Schneller wissen, was wichtig ist.

nichts. Und Meinungen hat Köppel genug. Zu einer „Souffleuse eines intelligenten Tischgesprächs“ möchte er die „Welt“ jetzt machen, zu einem Blatt für „junge, intellektuelle, abenteuerlustige Leute, die mit Kulturpessimismus und Nörgelei nichts anfangen können“. Also Leute wie ihn.

Kürzlich war er einen Tag beim „Daily Telegraph“ und dessen Magazin „Spectator“. Besonders die Zeitung hat es ihm angetan. Sie sei in ihrer Aufmachung teils direkter als „Bild“, sagt Köppel, und irgendwie näher am Leben: „Die Kollegen orientieren sich in ihrer Nachrichtengebung an Themen, über die man sich auch zu Hause und freiwillig gern unterhält.“ Die „Welt“ hingegen tue sich mit derlei noch schwer. Das sei ein echtes Defizit, dabei gebe es mit der täglichen Magazin-Seite durchaus den Platz für „gut geschriebene Glamourgeschichten auf der richtigen Reiseflughöhe“.

Wie Köppels aktuelle Flughöhe aussieht, erfuhren seine Redakteure kürzlich mal wieder, als er in der Flut der täglichen Nachrichten die Meldung von einem Mann entdeckte, der mit einer Panzermine in ein Sozialgericht gepoltert war. Der Chefredakteur ging ins Internet, schaute, wie andere das Thema angehen. Er fragte einen Kollegen, was die „Welt“ traditionell mit derlei anstelle. Klein im Vermischten, erfuhr er – oder groß im Lokalen. Dann machte er sich auf zu seinem Vize-Politikchef, der das Thema überall sah, nur bitte nicht vorn in seinem Deutschland-Teil.

Köppel redete eindringlich auf seinen Untergebenen ein. Er gestikulierte. Nach zehn Minuten kehrte er zurück, konsterniert. Es sei ihm gelungen, das Thema auf Seite 212 unterzubringen, sagte er sarkastisch. Immerhin drückte er durch, dass als Aufmachermotiv ein Mode-Model gedruckt wurde, größer als gewohnt. Als ein Layouter entgegnete, das sei gegen die Design-Vorschriften, schalt Köppel ihn einen „Stalinisten“. Im Scherz. Natürlich.

Und was ist mit ihm selbst? Wie weit rechts steht dieser Köppel? Wegen seines Einsatzes für Blocher, den er als „bürgerlichen Anti-68er“ bezeichnet, schämt er sich jedenfalls nicht. Es gehe ihm da um „journalistische Professionalität“.

„Es gab bei den Schweizer Medien diesen Reflex: Alles, was Blocher sagt, ist falsch“, so Köppel. Sein Verweis in die rechte Ecke habe vor allem mit der Schweizer Linken zu tun, „einer retardierenden Kraft, die an den Realitäten vorbeiträumt“. Die SPD sei da „deutlich pragmatischer und offener“.

Vielleicht kann man ihn am ehesten als knallharten Rechtslibertären bezeichnen, der den Staat und dessen Institutionen allenfalls als notwendiges Übel begreift. An diesem Freitag erhält er, wie er öfter ganz nebenbei fallen lässt, den Liberal Award der Jungfreisinnigen Zürich, für seine Verdienste als „liberaler Kontrapunkt in der Medienszene“. Gern redet er über Margaret Thatcher. Noch lieber über deren Ideengeber, den österreichischen Ökonomen Friedrich von Hayek, dessen Werke wie die Anti-Sozialistenfibel „Der Weg zur Knechtschaft“ er jederzeit griffbereit hat.

Seit vorigen Donnerstag wissen auch „Welt“-Leser mehr: Hayek sei „aktueller denn je“, behauptete als Gastautor der Vorsitzende der Hayek-Stiftung in jenem Feuilleton-Aufmacher, der den Austro-Ökonomen auch als intellektuelle Inspirationsquelle für den „hervorragenden Blocher“ rühmte.

Für die „Welt“ und deren neuen Chefkommentator gilt das ganz sicher. Ein Transatlantiker, Bush-Freund und Irak-Krieg-Befürworter ist Köppel sowieso. In „Weltwoche“-Tagen versuchte er beharrlich und mit allen Tricks, es rechtzeitig zum

JOSÉ GIRIBAS

Verlegerin Springer, Vorstandschef Döpfner
Erst der zweiten Einladung gefolgt

Einmarsch der Amerikaner in den Irak zu schaffen. „Am liebsten wäre er auf einem US-Panzer mit nach Bagdad eingefahren“, erzählt ein guter Bekannter.

Ein Mann mit so viel Vertrauen in die selbstheilenden Kräfte eines freien Marktes scheint bei der „Welt“ fast kurios. Ginge es nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, würde es das Blatt kaum noch geben. Die „Welt“ machte in den vergangenen Jahren stets horrende Verluste, bis zu 50 Millionen Euro im Jahr. Durch die Fusion mit der „Morgenpost“ wurde das Minus deutlich gesenkt, die neue Westentaschen-Kleinausgabe sorgt für eine höhere Gesamtauflage – und bald wohl auch für steigende Anzeigenpreise.

Ertragsmäßig sei das vorige Jahr für die „Welt“ das beste überhaupt gewesen, sagt Köppel, auch wenn vielleicht eher gilt, dass es das am wenigsten schlechte war. „Wenn Sie quersubventioniert werden, sind Sie verpflichtet, journalistisch Außerordentliches zu leisten.“

Apropos Außerordentliches: Die Panzerminen-Story schaffte es am Ende doch noch auf die Titelseite. Köppel hat sich durchgesetzt, kurz vor Redaktionsschluss. Die „Welt“ war dann das einzige überregionale Blatt, das die Geschichte derart prominent brachte. Die anderen machten sie klein im Vermischten – oder groß im Lokalen.

MARCEL ROSENBACH

SERVICE

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben
Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:
New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

für Fotos:
Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD
Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180
E-Mail: service@spiegel.de
www.spiegel.de/shop

Abonnenten-Service
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz
DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04
E-Mail: spiegel@leserservice.ch

Abonnement für Blinde
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise
Inland: zwölf Monate € 145,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 465,40
Studenten Inland: zwölf Monate € 101,92 inkl.
6-mal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 260,–
Europa: zwölf Monate € 200,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 278,20
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg.
Oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 2,80 pro Ausgabe (Normallieferung)
❑ für € 8,95 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße oder Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle
❑ bequem und bargeldlos per Bankeinzug ($^1/_4$-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

❑ nach Erhalt der Jahresrechnung

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP04-001

DER SPIEGEL

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK *Leitung:* Hans-Joachim Noack, Dietmar Pieper (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Per Hinrichs, Carsten Holm, Dr. Hans Michael Kloth, Bernd Kühnl, Merlind Theile, Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter*: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstädt, Hartmut Palmer

HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Gabor Steingart, Konstantin von Hammerstein (stellv.), Dirk Kurbjuweit (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Markus Feldenkirchen, Martina Hildebrandt, Horand Knaup, Roland Nelles, Alexander Neubacher, Ralf Neukirch, Christoph Schmitz, Christoph Schult, Alexander Szandar. *Reporter:* Matthias Geyer; *Redaktion Wirtschaft:* Markus Dettmer, Frank Hornig, Wolfgang Johannes Reuter, Michael Sauga

Autor: Jürgen Leinemann

DEUTSCHLAND *Leitung:* Clemens Höges, Michaela Schießl (stellv.). *Redaktion:* Dominik Cziesche, Michael Fröhlingsdorf, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. *Autoren, Reporter*: Jochen Bölsche, Jürgen Dahlkamp, Markus Deggerich, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

BERLINER BÜRO *Leitung:* Heiner Schimmöller. *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Irina Repke, Sven Röbel, Caroline Schmidt, Michael Sontheimer, Holger Stark, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Beat Balzli, Dietmar Hawranek, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Marcel Rosenbach, Jörg Schmitt, Thomas Schulz, Janko Tietz

AUSLAND *Leitung:* Dr. Olaf Ihlau, Hans Hoyng (stellv.), Dr. Christian Neef (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Dr. Carolin Emcke, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Joachim Hoelzgen, Siegesmund von Ilsemann, Marion Kraske, Jan Puhl, Dr. Stefan Simons. *Autoren, Reporter:* Klaus Brinkbäumer, Dr. Erich Follath, Susanne Koelbl, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Traufetter, Christian Wüst

KULTUR *Leitung:* Wolfgang Höbel, Dr. Mathias Schreiber. *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autor*: Urs Jenny

GESELLSCHAFT *Leitung:* Lothar Gorris, Cordt Schnibben. *Redaktion:* Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. *Reporter*: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Thomas Hüetlin, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

SPORT *Leitung:* Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

SONDERTHEMEN *Leitung:* Stephan Burgdorff, Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Horst Beckmann, Wolfram Bickerich, Joachim Mohr, Manfred Schniedenharn, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

HAUSMITTEILUNG, INFORMATION Hans-Ulrich Stoldt

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Dieter Gellrich, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Katharina Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehner, Claudia Jeczawitz, Matthias Krug, Anke Wellnitz; Josef Csallos, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Karin Weinberg. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe; Christel Basilon, Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Martina Treumann, Doris Wilhelm, Reinhilde Wurst

Sonderhefte: Rainer Sennewald

PRODUKTION Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN Combahnstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Andreas Wassermann, Christoph Pauly, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Heiko Martens, Bettina Musall, Conny Neumann, Lerchenfeldstraße 11, 80538 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BAGDAD Tel. (00964) 790 19 11 749

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670356

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

JERUSALEM Annette Großbongardt, P.O. Box 4615, Jerusalem 91046, Tel. (009722) 561192-6 oder -7, Fax 5611928

KAIRO Volkhard Windfuhr, Bernhard Zand, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Matthias Matussek, 3 Northumberland Place, Richmond, Surrey TW10 6TS, Tel. (004420) 8605 3893, Fax 8605 3894

MADRID Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

MOSKAU Walter Mayr, Uwe Klußmann. *Autor*: Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007095) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-20581518

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Jan Fleischhauer, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Romain Leick, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-32, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Marco Evers, 1452 Bush St, Apt 6, San Francisco, Ca 94109, Tel. (001415) 441 3705, Fax 358 4522

SHANGHAI Dr. Wieland Wagner, An Sheng Garden 263, Huqingping Rd. 1357, Qingpu District, Shanghai 201702, Tel. (008621) 5988 6646, Fax 5988 6645

WARSCHAU P.O.Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Georg Mascolo, Dr. Gerhard Spörl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Jürgen Kremb, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Jörg Keimer

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 58 vom 1. Januar 2004
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Verantwortlich für Vertrieb: Lars-Henning Patzke

Druck: Gruner Druck, Itzehoe
Dresdner Druck- und Verlagshaus

MARKETINGLEITUNG Christian Schlottau

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $310 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 9. 10.

ABSTIMMUNG Erstmals bestimmt die afghanische Bevölkerung einen Präsidenten in freier Wahl; das Ergebnis wird erst Ende des Monats feststehen.

FUSSBALL I Beim Freundschaftsspiel in Teheran siegt die deutsche Nationalmannschaft mit 2:0 gegen Iran.

SONNTAG, 10. 10.

EHRUNG Der ungarische Schriftsteller Péter Esterházy erhält den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

FUSSBALL II Nach seinen umstrittenen Äußerungen im Streit zwischen den Nationaltorhütern Jens Lehmann und Oliver Kahn verliert Sepp Maier sein Amt als DFB-Torwarttrainer.

MONTAG, 11. 10.

LIBYEN Die Europäische Union hebt das Waffenembargo gegen den Wüstenstaat auf.

IRAK In Falludscha bombardiert die US-Luftwaffe ein mutmaßliches Versteck der Terrorgruppe um Abu Mussab al-Sarkawi.

DIENSTAG, 12. 10.

RÜCKTRITT Der stellvertretende CDU-Fraktionsvorsitzende Friedrich Merz kündigt an, sein Amt zum Jahresende niederzulegen. Auch auf seinen Sitz im Präsidium der Partei will er verzichten.

HASSPREDIGER Metin Kaplan, als „Kalif von Köln“ bekannt gewordener Islamistenführer, wird in sein Heimatland Türkei abgeschoben.

MITTWOCH, 13. 10.

KLAGE Die EU-Kommission verklagt die Bundesregierung wegen des Volkswagen-Gesetzes, das dem Land Niedersachsen eine formale Sperrminorität garantiert und somit eine feindliche Übernahme des Automobilkonzerns unmöglich macht.

US-WAHLEN Im Anschluss an die letzte TV-Debatte zwischen US-Präsident George W. Bush und Herausforderer John Kerry vor der Wahl erklären beide Parteien ihren Kandidaten zum Sieger. In ersten Meinungsumfragen liegt Kerry jedoch vor dem Amtsinhaber.

DONNERSTAG, 14. 10.

SANIERUNG I Der Autobauer General Motors gibt ein drastisches Sparprogramm bekannt. So will der Konzern beim deutschen Tochterunternehmen Opel rund 10 000 Arbeitsplätze abbauen. In Rüsselsheim und Bochum reagieren die Mitarbeiter mit Warnstreiks.

KIERAN DOHERTY / REUTERS

Queen Elizabeth eröffnet am vergangenen Freitag in London einen Sikh-Tempel. Um diesen so genannten Gurdwara betreten zu dürfen, legte sie ihre Schuhe ab.

SANIERUNG II Nach zähen Verhandlungen kündigt der angeschlagene KarstadtQuelle-Konzern an, in den nächsten drei Jahren 5500 Arbeitsplätze streichen zu wollen; auf betriebsbedingte Kündigungen soll allerdings verzichtet werden.

RÜCKZUG Wegen der massiven Kritik auch aus der eigenen Partei gibt Angela Merkel den Plan auf, eine Unterschriftenaktion gegen den EU-Beitritt der Türkei zu starten.

FREITAG, 15. 10.

DOSENPFAND Der Bundesrat einigt sich auf eine Novellierung der Verpackungsverordnung. Danach werden die Mehrwegquoten abgeschafft und die Pfandpflicht auf nicht ökologisch vorteilhafte Einwegverpackungen bei Bier, Alcopops, Mineralwasser und Erfrischungsgetränke beschränkt.

SPIEGEL TV

MONTAG, 18. 10.
22.55 – 23.30 UHR SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Die Sozialhilfedetektive –
Mit Prüferinnen unterwegs in Berlin, Teil 3
Auch an ihnen geht Hartz IV nicht vorüber: Die Kontrolleure des Bezirksamts Steglitz-Zehlendorf haben jetzt reichlich

SPIEGEL TV

Bezirksamtsprüferinnen

zu tun – Sozialhilfeempfänger beantragen noch schnell, was irgend möglich ist.

DONNERSTAG, 21. 10.
22.15 – 23.10 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Barfuß am Berg –
Die Lebensretter vom Matterhorn
56 Menschen sind 2004 in den Regionen Montblanc und Matterhorn tödlich verunglückt. Leichtsinn und Selbstüberschätzung führen zu schweren Unfällen.

FREITAG, 22. 10.
22.05 – 0.10 UHR VOX

SPIEGEL TV THEMENABEND

Eine Zelle für Mutter und Baby –
Kindererziehung im Knast
Sie sind verurteilt wegen Drogenbesitz oder Diebstahl. In Frankfurt-Preungesheim und Vechta leben kriminelle Mütter zusammen mit ihren Kindern in einer Zelle.

SAMSTAG, 23. 10.
22.10 – 0.15 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Sehnsucht nach den Sternen –
Die noble Welt der Mercedes-Oldtimer
Nicht nur verschrobene Einzelgänger sind süchtig nach Lack, Leder und Chrom; bei vielen Autoherstellern rücken die „Oldtimer“ aus der Bastlerecke mehr und mehr ins Zentrum des Markenimages.

SONNTAG, 24. 10.
22.15 – 23.00 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Der Angstfaktor – Ekelforschung und Konfrontationstherapie gegen Panikattacken; **Bei Anruf Kidnapping –** St. Petersburg, die neue Hauptstadt der Entführungen; **Das gestohlene Gehirn –** Pathologe sezierte Tote ohne Erlaubnis.

(Einzige Armbanduhr mit Viertelstundenrepetition)

Gerd-R. Lang, Uhrmachermeister
und Gründer der Chronoswiss

„Manche Uhren machen viel von sich reden – von dieser hier werden Sie auch noch einiges hören." Schenken Sie der Zeit ruhig einmal etwas Gehör. Denn sie hat jetzt einen wunderschönen Klang. Zwei winzig kleine Hämmerchen bringen auf Knopfdruck Tonfedern zum Schwingen und lassen für Stunden und Viertelstunden jeweils eine Melodie erklingen. Und wer nicht hören will, der kann immer noch fühlen. Oder sich am Anblick des Zifferblatts aus massivem Sterling-Silber erfreuen. Mehr über meine neue Klangskulptu(h)r und Chronoswiss finden Sie im „Buch mit dem Tick", das ich Ihnen auf Wunsch gerne zusende.

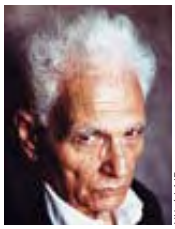
Chronoswiss, Elly-Staegmeyr-Str. 12, 80999 München
Tel. +49 (0) 89 89 26 07-0, Fax +49 (0) 89 8 12 12 55
www.chronoswiss.de

CHRONOSWISS
Faszination der Mechanik

Register

GESTORBEN

Jacques Derrida, 74. War der Pariser Denker nun Philosoph, Schriftsteller oder bloß ein raffinierter Provokateur im Gewand des höflichen Akademikers? Sicher ist nur eins: Der Abkömmling algerischer Juden, privat von hoher Diskretion, hat seiner Klasse, der französischen Wissenselite, und ihrer im „Strukturalismus" eben erst neu gewonnenen methodischen Sicherheit zeigen wollen, dass hinter Wörtern niemals endgültiger Sinn, sondern bestenfalls ein weiteres Wort lauert. „Différance" hieß sein Kunstausdruck für diese ewige Schnitzeljagd, und wenn er großen Denkern von einst so die „blinden Flecken" ihrer Systeme nachwies, lieferte er damit Muster dessen, was bald als „Dekonstruktion" die akademische Welt entzweite. Für die einen – etwa jene Briten, die ihm 1992 den Ehrendoktor in Cambridge verweigern wollten – blieb der kleine orakelnde Franzose ein Scharlatan („Derridada"), andere machten aus der Subversion eine selbstgefällig-esoterische Stilmode. Er zog es vor, zwischen den Lagern seinen Weg zu gehen – unbeirrt wie noch je ein Talmudist, der insgeheim längst erkannt hat, dass die angebliche Zwangsjacke namens Sprache herrlich komfortabel ist und nie aus der Mode kommen wird. Jacques Derrida starb am 8. Oktober in Paris.



VU / LAIF

Christopher Reeve, 52. Durch die Titelrolle in dem Film „Superman" (1978) wurde der in New York geborene Schauspieler mit Mitte zwanzig das erste Mal zum amerikanischen Helden. Der enorme Erfolg dieser Comic-Adaption und ihrer Fortsetzungen erschwerte es Reeve jedoch zunehmend, aus dem Schatten der populären Figur zu treten. Eine tragische Wendung machte ihn dann endgültig zum Helden. 1995 verunglückte er bei einem Reitunfall und war fortan vom Hals an abwärts gelähmt. Trotz seiner Behinderung kämpfte der sozial engagierte Reeves auch im Rollstuhl für eine Verbesserung der Welt, die er auf der Leinwand stets im Handumdrehen gerettet hatte. Bis zuletzt setzte er sich für die Stammzellenforschung ein, von der er sich eine Heilung versprach. Aber auch als Schauspieler blieb er aktiv: 1998 verkörperte er zum Beispiel in einem TV-Remake von Alfred Hitchcocks Thriller „Das Fenster zum Hof" die Hauptrolle eines an den Rollstuhl gefesselten Mannes und machte aus dieser Darstellung eine Apotheose des Selbstbehauptungswillens. Christopher Reeve starb am 10. Oktober in Mount Kisco bei New York an den Folgen seiner Krankheit.

REDUX PICTURES / LAIF

Reinhard Hesse, 48. Sein erstes Geld verdiente er sich als Staumelder an der innerdeutschen Grenze. In Helmstedt taxierte er die Länge der Autoschlange und die Dauer der Abfertigung. Das Ergebnis verkaufte er mehreren Radiosendern, die je 20 Mark dafür zahlten. So wurde er Journalist. In Hannover geboren, in Kairo als Sohn eines deutschen Lehrers aufgewachsen, blieb Hesse ein ruheloser Wanderer zwischen den Welten: in Beirut ebenso zu Hause wie in München, Hannover und zuletzt in Berlin. Im Nahen Osten bewegte der große Kenner und Liebhaber der arabischen Literatur sich so sicher wie ein Einheimischer. Als andere Journalisten den Libanon längst verlassen hatten, berichtete er – kundig und kenntnisreich – für die „taz" über den Bürgerkrieg. Mit gerade dreißig wurde er Chefredakteur der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen Zeitschrift „Transatlantik". Als Manfred Bissinger „Die Woche" gründete, diente er ihm als Ressortleiter, Berater, Autor. Beratend und formulierend war er auch als Redenschreiber in den letzten Jahren für Gerhard Schröder tätig, den er aus alten Tagen in Hannover kannte und zu dessen engsten Vertrauten er gehörte. Gemeinsam schrieben sie schon 1992/93 ein Buch mit dem Titel: „Reifeprüfung. Reformpolitik am Ende des Jahrhunderts". Es blieb sein Thema – bis zuletzt. Reinhard Hesse starb am 11. Oktober an Krebs.

ULRIKE SCHAMONI/AGENTUR FOCUS

Maxime Faget, 83. Ohne den Raketenpionier Wernher von Braun wären die US-Astronauten wohl kaum rechtzeitig zum Mond gekommen; aber ohne Fagets geniale Ingenieursfertigkeiten wären die Raumfahrer wohl auch kaum unbeschadet zurückgekehrt. Der Sohn eines Tropenmediziners aus Britisch Honduras, dem heutigen Belize, hatte maßgeblichen Anteil an der Entwicklung sämtlicher US-Raumfahrzeuge. Dem ehemaligen U-Boot-Fahrer und nachmaligen Experten für Überschalltechnik verdanken die Mercury-, Gemini- und Apollo-Raumkapseln ihre so wenig windschlüpfrige Form. Der plump wirkende Hitzeschild, Fagets patentierte Erfindung, sorgte beim Rücksturz der Raumkapseln zur Erde für eine Schockwelle, die die enorme Reibungshitze an der Kapsel größtenteils vorbeileitet. Maxime Faget starb am 9. Oktober in Houston, Texas.

JIM TRETICK / AP

Bush-Akt

George W. Bush, 58, US-Präsident im Wahlkampfstress, hat weiteres Störfeuer in Sachen Seriosität auszuhalten. Nach dem noch nicht gänzlich aufgeklärten „Audiogate“ (so benannt nach dem Watergate-Skandal), bei dem ihm vorgeworfen wird, während eines Rededuells mit Herausforderer Kerry verkabelt gewesen zu sein und über einen Knopf im Ohr Anweisungen erhalten zu haben, steckt er nun mitten in einem „Nudegate“. Die bislang gänzlich unbekannte Künstlerin Kayti Didriksen hat als Beitrag für eine Ausstellung im Washingtoner City Museum ein Ölgemälde angefertigt, das in Anlehnung an Manets „Olympia“ Bush nackt auf einer Chaiselongue zeigt, während Vize-Präsident Dick Cheney hinter ihm steht und einen Miniaturölturm präsentiert. Das Museum hatte junge Künstler aufgefordert, die Räumlichkeiten als „Wohnzimmer“ der Hauptstadt zu gestalten. Neben dem nackten Präsidenten erregte auch eine Darstellung Ronald Reagans, die ihn als Aids-Ignoranten bloßstellt, das Missfallen der Veranstalter. Eine Sprecherin des Museums erklärte, das Konzept der Künstler würde nicht den Erwartungen entsprechen und nicht zum Hause passen, das keine Kunstgalerie, sondern ein Museum für Lokalgeschichte sei. Erklärtes Ziel der nunmehr geplatzten Ausstellung war es, mehr Besucher anzulocken, um die leeren Kassen zu füllen.

Gerhard Schröder, 60, Bundeskanzler, kommt während seiner zahlreichen Reisen im Dienst der deutschen Wirtschaft bei den Formalitäten nicht mehr mit. Am vorigen Donnerstagabend reiste der Regierungschef ohne Visum nach Libyen ein. Gerade zurück von Besuchen in Indien, Vietnam, Pakistan und Afghanistan, bekam der gestresste Kanzler den auch für Staatsmänner notwendigen Sichtvermerk für seinen blauen Diplomatenpass nicht mehr rechtzeitig. Doch auch ohne den blassgrünen Aufkleber des libyschen „Volksbüros“ in Berlin gelang dem Deutschen die Einreise nach Tripolis, wo Revolutionsführer Muammar al-Gaddafi ihn ausgiebig umsorgte. „Es gab keine Schwierigkeiten“, so die erleichterte Auskunft der Kanzler-Entourage. Beim anschließenden Besuch in Algerien musste niemand mehr bangen; Schröder konnte ein ordnungsgemäßes Visum vorweisen.

PEER GRIMM / DPA

Schröder

Kathryn Gustafson, 53, Landschaftsarchitektin, die den umstrittenen Diana-Gedächtnis-Brunnen im Londoner Hyde Park entworfen hat, fühlt sich der 1997 verstorbenen Prinzessin von Wales näher als je zuvor – nachdem die Brunnen-Installation durch einen zwei Meter hohen Stahlzaun für die Öffentlichkeit unzugänglich gemacht wurde. Grund für diese radikale Maßnahme war, dass viele Besucher den Brunnen mit gebrauchten Windeln verschmutzten, ihre Hunde und sich selbst darin badeten und durch die schiere Masse der Neugierigen der Boden rund um die 5,1 Millionen Euro teure Anlage völlig zertrampelt wurde. Gustafson, die eine hochdekorierte, international anerkannte Landschaftsgestalterin ist, gibt zu, dass sie und ihr Team die Probleme, die solche Besucherströme verursachen, nicht vorausgesehen hatten, empfindet die zum Teil harsche Kritik in der Presse aber als überzogen und meint, dass sie nun besser verstehen könne, wie Prinzessin Diana sich manchmal gefühlt haben muss. Der Gedächtnis-

PEOPLE PICTURE

Winslet

Kate Winslet, 29, britische Schauspielerin, scheut auch vor unmoralischen Angeboten nicht zurück, wenn sie damit etwas Gutes erreichen kann. Ein Freund des „Titanic“-Stars nahm vergangene Woche an einem Wettbewerb teil, in dem es darum ging, berühmte Leute dazu zu bringen, bei dem Veranstalter, einem Radiosender, anzurufen. Derjenige, der die besten Beziehungen zu einem Promi nachweisen konnte, sollte 15 000 Euro gewinnen. Winslet ließ sich nicht lange bitten. Und um sicher zu gehen, dass ihr Kumpel den Scheck tatsächlich bekommt, fragte sie den Rundfunkmoderator am Telefon, ob sie noch etwas tun könne. Die zweifache Mutter hatte auch gleich einen Vorschlag parat, der die herzliche Verbundenheit zu dem Gewinner in spe eindrucksvoll bewies: „Ich könnte mein Höschen schicken – wollen Sie es frisch gewaschen oder getragen?“

JIM TRETICK / AP

Bush-Akt

George W. Bush, 58, US-Präsident im Wahlkampfstress, hat weiteres Störfeuer in Sachen Seriosität auszuhalten. Nach dem noch nicht gänzlich aufgeklärten „Audiogate“ (so benannt nach dem Watergate-Skandal), bei dem ihm vorgeworfen wird, während eines Rededuells mit Herausforderer Kerry verkabelt gewesen zu sein und über einen Knopf im Ohr Anweisungen erhalten zu haben, steckt er nun mitten in einem „Nudegate“. Die bislang gänzlich unbekannte Künstlerin Kayti Didriksen hat als Beitrag für eine Ausstellung im Washingtoner City Museum ein Ölgemälde angefertigt, das in Anlehnung an Manets „Olympia“ Bush nackt auf einer Chaiselongue zeigt, während Vize-Präsident Dick Cheney hinter ihm steht und einen Miniaturölturm präsentiert. Das Museum hatte junge Künstler aufgefordert, die Räumlichkeiten als „Wohnzimmer“ der Hauptstadt zu gestalten. Neben dem nackten Präsidenten erregte auch eine Darstellung Ronald Reagans, die ihn als Aids-Ignoranten bloßstellt, das Missfallen der Veranstalter. Eine Sprecherin des Museums erklärte, das Konzept der Künstler würde nicht den Erwartungen entsprechen und nicht zum Hause passen, das keine Kunstgalerie, sondern ein Museum für Lokalgeschichte sei. Erklärtes Ziel der nunmehr geplatzten Ausstellung war es, mehr Besucher anzulocken, um die leeren Kassen zu füllen.

Gerhard Schröder, 60, Bundeskanzler, kommt während seiner zahlreichen Reisen im Dienst der deutschen Wirtschaft bei den Formalitäten nicht mehr mit. Am vorigen Donnerstagabend reiste der Regierungschef ohne Visum nach Libyen ein. Gerade zurück von Besuchen in Indien, Vietnam, Pakistan und Afghanistan, bekam der gestresste Kanzler den auch für Staatsmänner notwendigen Sichtvermerk für seinen blauen Diplomatenpass nicht mehr rechtzeitig. Doch auch ohne den blassgrünen Aufkleber des libyschen „Volksbüros“ in Berlin gelang dem Deutschen die Einreise nach Tripolis, wo Revolutionsführer Muammar al-Gaddafi ihn ausgiebig umsorgte. „Es gab keine Schwierigkeiten“, so die erleichterte Auskunft der Kanzler-Entourage. Beim anschließenden Besuch in Algerien musste niemand mehr bangen; Schröder konnte ein ordnungsgemäßes Visum vorweisen.

PEER GRIMM / DPA

Schröder

Kathryn Gustafson, 53, Landschaftsarchitektin, die den umstrittenen Diana-Gedächtnis-Brunnen im Londoner Hyde Park entworfen hat, fühlt sich der 1997 verstorbenen Prinzessin von Wales näher als je zuvor – nachdem die Brunnen-Installation durch einen zwei Meter hohen Stahlzaun für die Öffentlichkeit unzugänglich gemacht wurde. Grund für diese radikale Maßnahme war, dass viele Besucher den Brunnen mit gebrauchten Windeln verschmutzten, ihre Hunde und sich selbst darin badeten und durch die schiere Masse der Neugierigen der Boden rund um die 5,1 Millionen Euro teure Anlage völlig zertrampelt wurde. Gustafson, die eine hochdekorierte, international anerkannte Landschaftsgestalterin ist, gibt zu, dass sie und ihr Team die Probleme, die solche Besucherströme verursachen, nicht vorausgesehen hatten, empfindet die zum Teil harsche Kritik in der Presse aber als überzogen und meint, dass sie nun besser verstehen könne, wie Prinzessin Diana sich manchmal gefühlt haben muss. Der Gedächtnis-

PEOPLE PICTURE

Winslet

Kate Winslet, 29, britische Schauspielerin, scheut auch vor unmoralischen Angeboten nicht zurück, wenn sie damit etwas Gutes erreichen kann. Ein Freund des „Titanic“-Stars nahm vergangene Woche an einem Wettbewerb teil, in dem es darum ging, berühmte Leute dazu zu bringen, bei dem Veranstalter, einem Radiosender, anzurufen. Derjenige, der die besten Beziehungen zu einem Promi nachweisen konnte, sollte 15 000 Euro gewinnen. Winslet ließ sich nicht lange bitten. Und um sicher zu gehen, dass ihr Kumpel den Scheck tatsächlich bekommt, fragte sie den Rundfunkmoderator am Telefon, ob sie noch etwas tun könne. Die zweifache Mutter hatte auch gleich einen Vorschlag parat, der die herzliche Verbundenheit zu dem Gewinner in spe eindrucksvoll bewies: „Ich könnte mein Höschen schicken – wollen Sie es frisch gewaschen oder getragen?“

Brunnen war das erste Projekt der Architektin, das einer bestimmten Person gewidmet war. Nach dieser Erfahrung ist Gustafson sich nicht sicher, ob sie „so etwas“ wieder tun würde.

Angela Merkel, 50, Bundesvorsitzende der CDU mit einem Machtproblem, beweist auch in schweren Zeiten Sinn für Humor. Auf der Partei-Regionalkonferenz in Mainz vergangene Woche erzählte Merkel lebhaft von ihrer DDR-Vergangenheit und ersten Begegnungen mit westdeutschen Bürgern auf einem Campingplatz in Ungarn. Damals sei man etwas mitleidig behandelt worden, wenn sich herausstellte, dass die DDR die Heimat sei. Gleichzeitig aber auch bemüht: „Können wir Ihnen etwas Gutes tun“, sei eine häufige Frage gewesen, „vielleicht was zu essen?“ Ein amüsiertes Raunen ging durch den Saal. Merkel daraufhin trocken: „Nein, nein, wegen meiner Figur habe ich kein Mitleid erregt.“

KCS PRESSE / ACTION PRESS

Hall

Joaquin Phoenix, 29, Schauspieler, musste sich bei den Vorbereitungen für die Dreharbeiten an seinem gerade in den USA angelaufenen Film „Ladder 49“ mit der harten Wirklichkeit auseinander setzen. Als Hauptdarsteller des Porträts eines Feuerwehrmanns besuchte Phoenix sechs Wochen lang eine Ausbildungsstätte für Feuerwehrleute in Baltimore, lernte Löschwerkzeug zu bedienen und seine Höhenangst zu überwinden. Anfangs brachten Ausbilder und Lehrlinge dem Hollywood-Star distanzierte Scheu entgegen. Aber nachdem er während eines Ausdauertrainings vor Erschöpfung zusammenbrach und sich übergeben musste, war das Eis gebrochen. Als er eines Tages paralysiert vor Höhenangst auf einer Leiter nicht vor und nicht zurück konnte, spornten ihn die Kollegen im Chor an: „Go, Hollywood, go!“ Phoenix überwand seine Paranoia, hatte fortan einen Spitznamen und war als gleichberechtigt akzeptiert.

LANDOV / INTERTOPICS

REUTERS

Phoenix

Jerry Hall, 48, Fotomodell, hat klare Regeln, wenn es um die Outfits ihrer Töchter in der Öffentlichkeit geht. Die Ex von Altrocker Mick Jagger ist zwar äußerst großzügig beim Verleihen ihrer Klamotten – wobei sie einmal verschleppte Jacken oder Pullover selten wiedersieht –, und zu Hause ist es ihr gleichgültig, was die Mädchen anziehen. Aber wenn sie zum Beispiel gemeinsam mit ihrer Jüngsten Georgia ins Restaurant geht, ist bauchfreie Kleidung untersagt. Die Zwölfjährige hat im Moment ein Faible für sehr niedrig geschnittene Jeans, die Mutter Hall – obwohl selbst ein Fan von sexy Mode – eher lächerlich findet: „Es sieht aus, als ob dein Hintern gleich herausfällt“, erklärt sie der Tochter regelmäßig. Die hält sich mit ihrer Meinung über Mutters Vorlieben auch nicht zurück. Als Hall kürzlich eine freizügige Korsage trug, stellte Georgia fest: „Mama, deine Brüste hängen raus.“

George Michael, 41, schwuler Popstar, kann als lebender Beweis für eine neue Theorie über Homosexualität angesehen werden. Eine Studie der Universität Padua legt nahe, dass es genetische Faktoren gibt, die die Homosexualität von Männern begünstigen. Diese werden über die mütterliche Linie vererbt und steigern gleichzeitig die Fruchtbarkeit von Frauen. Die italienischen Wissenschaftler wollen in einer empirischen Untersuchung entdeckt haben, dass die Mütter, Schwestern und Tanten von Homosexuellen signifikant mehr Kinder auf die Welt bringen als der Durchschnitt. Außerdem hätten Schwule oft gleichgeschlechtlich-orientierte Neffen oder Cousins. Michaels Familiensituation passt perfekt zu den Erkenntnissen der Italiener: Ein Onkel mütterlicherseits war schwul und zwei Geschwister beweisen, dass seine Mutter mit drei Kindern überdurchschnittlich fruchtbar war, der „normale“ Vergleichswert in der Studie liegt bei 2,32 Kindern pro Frau.

Hohlspiegel

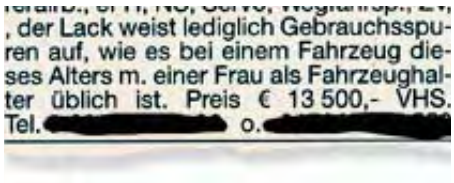
Aus einer Pressemitteilung von ProSieben: „Der Titel von ‚Meine Eltern, deine Eltern und wir' hat sich geändert. Das ‚made by ProSieben'-Movie heißt jetzt: ‚Intimzone Schwiegereltern'."

Hundekot mit fadem Beigeschmack

Bichl muss Verordnung ändern

Aus dem „Tölzer Kurier"

Aus dem Evangelischen Gemeindebrief Dachsenhausen: „Gemüse und Kartoffeln werden im Pflegeheim zusammen mit den alten Bewohnern zu einer Gemüsesuppe verarbeitet."


, der Lack weist lediglich Gebrauchsspuren auf, wie es bei einem Fahrzeug dieses Alters m. einer Frau als Fahrzeughalter üblich ist. Preis € 13 500,- VHS. Tel. [redacted] o. [redacted]

Aus einer Annonce aus dem Kfz-Markt des „Mannheimer Morgen"

Aus der „Celleschen Zeitung": „‚Abenteuerlich', nannte Gutachter Christian-Ulrich Rutetzki, der Zweifel an der erwünschten Funktion dieser Hodenschlinge hegt, wie wenig manche Männer von der eigenen Physiognomie wissen."

Viel Spaß, viel Regen, viele Festnahmen

Aus der „Süddeutschen Zeitung"

Aus der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung": „Derzeit recherchiert Chevalier über Leben und Werk von William Blake, dem exzentrischen Dichter und Maler, der mariniert genug war, um unbekleidet lauschige Lesestunden im Garten abzuhalten und als Inspirator der Präraffaeliten gilt."

Fahrrad im Kopf verankern

„Runder Tisch" will Ideen sammeln und Angebote vernetzen

Aus der „Frankfurter Rundschau"

Rückspiegel

Zitat

Die „Welt" zum SPIEGEL-Bericht „Gesundheitskosten – Von oben nach unten" (Nr. 42/2004):

Der SPIEGEL hat uns – vor allem aber CSU, SPD und Grünen – vorgerechnet, dass Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann zwar zunächst auch nur jene überschaubaren 169 Euro Kopfgesundheitsprämienpauschale zu entrichten hätte wie jeder kleine Parlamentskorrespondent. Bei seinem Jahressalär von rund zehn Millionen Euro müsste Ackermann aber noch einen kleinen Gesundheitssoli von 44 409 Euro nachschieben – pro Monat! Nun wird der eine oder andere sagen: 44 409 Euro Gesundheitssoli – das ist ja fast mein Monatslohn! Wir halten die Ackermann-Abzocke aber trotzdem für zumutbar. Vor allem, da sie uns nicht trifft.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in der Titelgeschichte Nr. 51/1997 „Die Liechtenstein-Connection – Wie die reichen Deutschen ihr Geld vor der Steuer verstecken" über den Pferdezüchter Paul Schockemöhle und seine Finanzgeschäfte mit dem Treuhandbüro Batliner.

Der Artikel sorgte unter deutschen Superreichen für Aufregung – und bisweilen kostspielige Nachforderungen von den Finanzämtern. Den ehemaligen Springreiter Schockemöhle kostete der Verrat von Kundendaten an den SPIEGEL durch einen Mitarbeiter von Treuhänder Herbert Batliner rund 16 Millionen Euro. Das Geld wollte er sich von Liechtensteins berühmtesten Milliardenverwalter zurückholen. Vergangenes Jahr konnte er in diesem Kampf einen Teilerfolg verbuchen. Die Richter des Fürstlichen Obergerichts verurteilten Batliner zur Zahlung von rund acht Millionen Euro, der Hälfte des einst entstandenen Schadens. Doch die nächste Instanz, der Fürstliche Oberste Gerichtshof, will von einem Schadensersatz nichts mehr wissen. In ihrer Begründung bezeichnen die Richter das Datenleck lapidar als „Panne". Das Urteil, das die einheimischen Treuhänder mit Erleichterung aufgenommen haben, weil sie künftig nicht mit ähnlichen Regressforderungen rechnen müssen, dürfte für den Finanzplatz Liechtenstein erneut einen enormen Imageschaden bedeuten. Schockemöhle will sich nicht geschlagen geben. Anfang Oktober hat er am Staatsgerichtshof des Fürstentums Liechtenstein Beschwerde eingereicht. Notfalls möchte er den Fall bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte bringen.